Bergtell

838
G2L
1897

Digitized by Google

Meinem lieben Emil zum
Weihnachtsfest 1896.

Ludwig Ganghofer,

Bergluft.

Digitized by Google

Vom gleichen Verfasser sind im Verlage von **Adolf Bonz & Comp.** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Bacchantin. Roman. Illustriert. 2 Bände.
Geh. M. 8.—, geb. M. 10.—.

Edelweißkönig. Eine Hochlandsgeschichte. Illustriert. 3. Auflage.
Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Es war einmal ... Moderne Märchen. Illustriert. 2. Auflage.
Geh. M. 3.—, geb. M. 4.20.

Der Jäger von Fall. Hochlandsgeschichte. Illustr. 3. Auflage.
Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Der Besondere. Hochlandsgeschichte. Illustriert. 2. Auflage.
Geh. M. 3.—, geb. M. 4.20.

Der Herrgottschnitzer. Hochlandsgeschichte. Illustriert.
3. Aufl. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.20.

Der Klosterjäger. Roman aus dem 14. Jahrhundert. Illustr.
9. Aufl. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Die Fackeljungfrau. Eine Bergsage. Illustr. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.20.

Die Sünden der Väter. Roman. 2 Bände.
Geh. M. 10.—, geb. M. 12.—.

Aus Heimat und Fremde. Novellen. Geh. M. 4.80, geb. M. 5.80.

Der Unfried. Dorfroman. Illustriert. 3. Auflage.
Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Almer und Jägerleut'. Hochlandsgeschichten. Illustriert.
2. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Oberland. Erzählungen. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Die Martinsklause. Roman aus dem 12. Jahrhundert. Illustriert.
2 Bände. 4. Aufl. Geh. M. 10.—, geb. M. 12.—.

Schloß Hubertus. Roman. Illustriert. 2 Bde. 5. Aufl.
Geh. M. 10.—, geb. M. 12.—.

Bunte Zeit. Gedichte. 2. Auflage. Geb. M. 4.80.

Heimkehr. Neue Gedichte. Geb. M. 4.80.

Der Herrgottschnitzer. Volksschauspiel. 9. Aufl. Geh. M. 1.—.

Die Falle. Lustspiel. Geh. M. 2.—.

Der Prozeßhansl. Volksschauspiel. 4 Auflage. Geh. M. 1.—.

Die Hochzeit von Valeni. Schauspiel. 2. Auflage. Geh. M. 1.80.

Der zweite Schatz. Volksschauspiel. 2. Auflage. Geh. M. 1.—.

Der Geigenmacher. Volksschauspiel. Geh. M. 1.—.

Digitized by Google

Bergluft.

Hochlands-Geschichten

von

Ludwig Ganghofer.

Dritte Auflage.

Illustriert von Hugo Engl.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1897.

Digitized by Google

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Exch
Univ Lib
Univ. of Iowa
12.22.37

Karl Stieler

in Verehrung und Freundschaft
gewidmet.

Digitized by

Inhalt.

	Seite
's Geigenkröpfl	1
Der Herrgottschnitzer von Ammergau	29
Assi Manlasse	231
Die Seeleitnersleut	245
Hochwürden Herr Pfarrer	317
Die Hauserin	381

Digitized by Google

's Geigenkröpfl.

(1883.)

Digitized by Google

Pfades, ſo konnte auch ihr hievon nur eine blaſſe Erinnerung geblieben ſein.

Da es ihr nun eine Ewigkeit ſchien, daß ſie den ſchmalen, dichtverwachſenen Waldweg betreten hatte, der immer und immer noch kein Ende nehmen wollte, ſo beſchlich ſie die Furcht, daß ſie doch wohl eine falſche Richtung eingeſchlagen hätte.

Horchend blieb ſie ſtehen; aber kein nahender Fußtritt tönte den Pfad einher, keines Holzarbeiters Stimme klang aus dem Gehölz, und kein Beilſchlag hallte im Walde — freilich, es war ja Sonntag. Ein Specht nur hämmerte an einem fernen Stamm, tief im Dickicht zwiſcherten leiſe die Grasmücken und Schwarzblättchen, ab und zu flog eine winzige Meiſe piſpernd über den Weg, und einmal auch krächzte ein Nußhäher, der mit lautloſem Flügelſchlag durch die Tannenäſte ſtrich. Kein Windhauch regte die Blätter des hochaufgeſchoſſenen Buſchwerks, das den Pfad geleitete gleich einer grünen Wand und nur durch ſpärliche Lücken die goldene Maiſonne niederblicken ließ auf das moosunterwachſene Gras des Waldwegs.

Während Peternil mit forſchenden Augen nach der Richtung blickte, in der ſie einhergewandert

war, ſchien es faſt, als ob ihr der Gedanke an die Umkehr käme — nun aber lächelte ſie, warf das hübſche kleine Köpfchen auf, daß die Goldtroddeln am grünen Hute nur ſo flogen, und folgte mit haſtigen Schritten dem ſtillen Pfad. Dabei breitete ſie die Arme aus und ſtreifte zwiſchen den geſpreizten Fingern das Laub von den vorſpringenden Zweigen. Gleich grünen Flocken flatterten von ihren Händen die Blätter zur Erde und legten ſich, den Weg des Mädchens bezeichnend, wie ein dunkleres Band über das lichte Gras.

Plötzlich verhielt das Mädchen den Schritt — leiſe Geigentöne klangen den Pfad einher. Unter dem Eindruck der erſten Überraſchung klopfte das Herz der einſamen Fußgängerin mit ängſtlichen Schlägen gegen das ſilberumſchnürte Mieder, denn in der tiefen Waldesſtille, die ſie umfing, hörten ſich dieſe Klänge gar geheimnisvoll und geiſterhaft an — und wäre nicht die helle Sonne faſt in Mittagshöhe am blauen Himmel geſtanden, wer weiß, ob Peternil nicht unter einem geiſterbannenden Stoßgebetlein Reißaus genommen hätte. So aber ſchritt ſie, die Blicke forſchend vorausſchickend, mit lautloſen Tritten den Tönen des rätſelhaften Geigers entgegen.

Nun machte der Pfad eine Biegung, und ſeine Buſchwände traten auseinander, um ſich unter den alten, hochſtämmigen Tannen zu verlieren, die einen großen, faſt zirkelrunden Platz umſtanden. Peternil huſchte hinter eine junge, tiefäſtige Buche und lugte durch die Lucken des Laubwerks.

Innerhalb der Bäume umzog ein breiter Moosring den ganzen Platz; der hievon eingeſchränkte Raum war in ebener Fläche bedeckt mit ſchwarzem Kohlſande; darauf erhoben ſich, die Ecken eines Quadrates bildend, vier mächtige Meiler von der Geſtalt abgerundeter Kegel — das heißt, einer derſelben deutete nur mehr durch den Grundbau die frühere Geſtalt an, da er bis tief in die Mitte zerriſſen und auseinandergezerrt erſchien, während ringsumher Kohlenſtücke, Raſenbrocken und halbverbrannte Holzſcheite wirr durcheinander lagen. An den drei übrigen Meilern drängte ein bräunlicher Qualm durch die Klumſen der gelbgebrannten Raſendecke und vereinigte ſich über der Spitze eines jeden Kohlhaufens zu geradaufſteigenden, dicken Rauchſäulen, die ſich erſt in der Höhe etwas lichteten, wo ſie die ſchräg einfallenden Sonnenſtrahlen kreuzten.

Fig. 1. Lithographie von Senefelder.
Fig. 2. Lithographie von Piloty.
Fig. 3. Lithographie von Menzel.
Fig. 4. Lithographie von Adolf Oberländer.
Fig. 5. Lithographie von Wilhelm Busch.
Fig. 6. Lithographie von Franz Stuck.
Fig. 7. Lithographie von Max Liebermann.
Fig. 8. Lithographie von Max Klinger.

eine zwergartige Menſchengeſtalt — der rätſelhafte Geiger. Die kurzen, mageren Beine hielt er kreuzweiſe aufgezogen; ſtark gebaut war die Bruſt, die ſich faſt unmittelbar an die Schenkel anzuſchließen ſchien, und breit waren die Schultern; ein wenig zu groß geraten ſchien der Kopf, doch war deswegen das Geſicht durchaus nicht häßlich — im Gegentheil, bei ſeiner bräunlichen Bläſſe und zwiſchen den tiefſchwarzen Haarſträhnen, welche über die vorgebeugten Schläfe glatt niederfielen auf Bruſt und Schultern, war dieſes Geſicht ſogar von eigentümlicher, Intereſſe erweckender Schönheit; freilich mußte man dieſe Wirkung zumeiſt den großen, glänzenden Augen zuſchreiben, welche jetzt wie geiſtesabweſend auf der Hand ruhten, deren knöcherne Finger über den eng beſaiteten Geigenhals glitten. Die andere Hand führte in langen, ſicheren Zügen den Bogen über die Saiten, denen eine weiche, ſchwermutsvolle Melodie entquoll. Dieſe Weiſe war kein Kind des liederreichen Hochlandes — ſeltſam und fremdländiſch hörte ſie ſich an in Tonfall und Rhythmus.

Da raſchelte es im Laubwerk des ausmündenden Pfades — und als der Spieler aufſprang,

die Geige ſinken ließ und lauſchend den Kopf erhob, daß ihm die Haare in den Nacken fielen, da kam ein dicker, entſtellender Kropf zum Vorſchein.

„Warum hörſt denn jetzt auf? Spiel doch weiter! So was Schöns hab ich leicht ſo bald net g'hört." Und mit lächelndem Munde und freundlichen Augen nickte Peternil dem Verwachſenen zu, während ſie vollends aus den Büſchen trat.

„Hat dir's g'fallen?" fragte der Angeredete, über deſſen Antlitz beim Erſcheinen des Mädchens ein tiefes, doch raſch verſchwindendes Rot geglitten war. „Es is auch mein Leibſtückl. Weißt, mein Mutterl hat's allweil g'ſungen, wie's noch am Leben war. Aber was willſt denn bei mir?"

„Bei dir?" lachte Peternil. „Wie hätt ich denn bei dir was wollen können, wann ich erſt im Augenblick erfahr, daß du auf der Welt biſt! Nach Finſterwald möcht ich gern ... muß aber, wie ich merk, den Weg verfehlt haben."

„Ja, gleich hundert Schritt im Holz hättſt rechts ausbiegen ſollen, ſtatt gradaus gehn. Ich will dich aber ſchon wieder am rechten Weg nunterführen."

„Vergelt's Gott im voraus. Z'erſt muß ich

aber wohl ein bißl raſten." Dabei ging Peternil auf die Moosbank zu und ließ ſich mit einem Seufzer der Ermüdung nieder. „Wie weit kann's denn noch ſein von da aus?"

„Kleine drei Viertelſtund. Aber wundern thut's mich doch, daß ein Madl von Gmund den Weg nach Finſterwald net wiſſen ſollt."

„Wie ich zwölf Jahr alt war, bin ich den Weg wohl einmal 'gangen. Aber mein Gott, das is halt doch ſchon lang her. Und nachher war ich die ganze Zeit über net daheim. Erſt ſeit dem Winter bin ich wieder in Gmund. Übrigens," und fragend blickte das Mädchen zu dem Verwachſenen auf, der, das Knie auf die Mosbank ſtützend, mit der Schulter ſich an den Baumſtamm lehnte, „woher weißt denn du, daß ich aus Gmund bin?"

„Ich kenn dich ſchon; du biſt die ſchöne Peternil vom alten Zimmerer. Weißt, vor vierzehn Tag beim Veteranenfeſt hab ich dich g'ſehn, wie ich bei die Finſterwalder als Muſikant mit'zogen bin."

„Aber du biſt mir net aufg'fallen . . . mit kei'm Aug net."

„Über mich ſieht man halt gar leicht weg."

„Aber wann ich dich jetzt ſo anſchau und an dein Geigenſpiel denk, mein' ich doch, daß ich ſchon von dir g'hört hab. Gelt, du biſt 's Geigenkröpfl?"

„Ich weiß ſchon, daß mich d' Leut ſo heißen. Aber ins G'ſicht hat's mir noch keiner g'ſagt ... du biſt die erſte."

Verlegen blickte Peternil zur Erde, denn aus dem Ton der Antwort mochte ſie wohl merken, daß ſie den Verwachſenen gekränkt hatte. „Es war net bös g'meint, g'wiß net."

„Dir kann ich's auch net verübeln. Damit aber für mich ein' Anred haſt ... Cyrill heiß ich, Cyrill G'wandtner."

„Da ſchau," lachte das Mädchen, „Peternil ... Cyrill! Das reimt ſich gar."

„Aber net z'ſamm!" flüſterte Cyrill, hob die Geige an das Kinn und begann leiſe zu ſpielen.

„Das is wieder dasſelbige Stückl," bemerkte das Mädchen nach kurzem Lauſchen. „So was Seltſams hab ich noch nie net g'hört. Es hört ſich grad an ... ich weiß net wie ..."

„Weil's halt ein Zigeunerlied is ... mein' Mutter war ja eine Zigeunerin."

„Ah, geh weiter," fuhr Peternil neugierig auf.

„Im Allgäu, wo mein Vater vor dreißig Jahr kohlen war, is er mit ihr z'ſamm'troffen ... no, und da ſind ſ' halt gleich bei'nander 'blieben."

„Haben ſ' einander recht gern g'habt?"

Cyrill nickte wehmütig mit dem Kopfe. „Ja ... bis ich auf d' Welt 'kommen bin." Mitten im Ton brach er das Geigenſpiel ab und ging an Peternil vorüber in ſeine Hütte. Als er wieder unter der Thür erſchien, trug er einen ſchwarzen dickfilzigen Hut auf dem Kopf und in der Hand als Stock eine ſchlangenartig geformte Baumwurzel. „Komm, ich will dich jetzt nunterführen ins Ort."

Peternil erhob ſich — und als ſie neben ihrem Führer ſtand, überragte ihre Schulterhöhe gut um eine Handbreite ſeinen Kopf.

Quer durch den pfadloſen Tannenwald ſchritt Cyrill dem Mädchen ſchweigend voraus; manchmal blieb er ſtehen, um dürre Äſte abzuknicken oder grüne Zweige beiſeite zu biegen, welche hindernd den Weg kreuzten.

Nun betraten ſie eine Lichtung, über welche der geſuchte Pfad hinwegführte.

„Da is der Weg," ſagte Cyrill, während er

das Mädchen an ſeine Seite treten ließ, „wann aber nix dagegen haſt, geh ich noch mit nunter bis ans Ort.“

„Is recht, nachher hab ich grad G'ſellſchaft. Es thät mich wahrhaftig verintereſſieren, wann mir von deiner Mutter was verzählen möchteſt. Gelt, das war eine von dieſelbigen, die ei'm aus der Hand wahrſagen?“

„Ja! Und wie hat's mein Mutterl verſtanden! Freilich hat's der Vater net g'litten . . . heimlich hat ſie's aber doch 'than, und von dem Geld, was ihr d'Leut dafür 'geben haben, hat ſ' mir mein' Geigen 'kauft, wie ich acht Jahr alt war. O mein! Was hätt mein Mutterl net für mich 'than und 'geben . . . ihr Seligkeit grad ſo gern wie ein Stückl Brod! Dafür bin ich aber an ihr g'hängt, wie d'Seel am Leib . . . freilich, ich hab ja ſonſt auch niemand g'habt in der Welt.“

„No . . . dein' Vatern.“

Cyrill ſchwieg.

„War er 'leicht net gut zu dir?“

„Schau ich denn aus zum mögen?“

Der ſchmerzvolle Ton dieſer Worte rührte das Mädchen; und da ſie nun auch eine Gelegenheit

ſah, die Kränkung, welche ſie Cyrill durch die Nennung ſeines Spottnamens angethan, wieder gut zu machen, legte ſie freundlich die Hand auf ſeine Schulter und ſagte:

„Auf's Ausſehn kommt's ja net allweil an. 's G'müt is die Hauptſach beim Menſchen. Und da, mein' ich, is's bei dir beſſer b'ſtellt als bei hundert andere, die auf lange Füß in der lieben Gotteswelt umeinander laufen. Schön im Herzen is ſchöner, als ſchön am Leib."

Cyrill war ſtehen geblieben; und als er mit beiden Händen Peternils Finger umſpannte und in ihr Geſicht emporſah, brach ein helles Feuer aus ſeinen großen dunklen Augen, und tiefe Röte goß ſich über ſeine Wangen.

„Deandl! So eine liebe Red hab ich nimmer g'hört, ſeit daß mein Mutterl im Grab liegt."

„Geh! Was hab ich denn ſo b'ſonders g'ſagt!" lächelte Peternil, während ſie im Weiterſchreiten ihre Finger aus Cyrills Händen löſte.

„Wann mich der Vater g'ſchlagen und g'ſtoßen hat und hat mich ein' Krüppl g'ſchimpft, ein' Zwergl und Wechſelbalg, nachher hat mein Mutterl zu mir g'redt, wie du grad, Deandl. In ihre

Jahr seither sind gar viele Tag 'kommen, wo ich weiß Gott was drum 'geben hätt, wann ich mich grad noch ein einzigsmal an ihren Hals hängen und ausweinen hätt können."

„An was is denn g'storben?" fragte Peternil mitleidig.

„An der Auszehrung . . . sagen d'Leut. Aber es war was anders. Weißt . . . 's Herz is ihr 'brochen . . . 's Herz . . . bei der Art und Weis, wie der Vater zu ihr war und zu mir."

„Wann's so is, nachher kommt's mir vor, als ob unser Herrgott bei'm Vatern das net vergessen hätt."

„Du meinst wohl, weil er so gottsjämmerlich hat umkommen müssen? Hast auch was g'hört davon?"

„Hat ja selbigsmal vor sechs Wochen, wie's passiert is, die ganze Gegend g'redt davon."

„Ja . . . aber unser Herrgott hat da damit nix z'schaffen g'habt. Hätt der Vater mehr auf='paßt und weniger 'trunken, so wär's ihm net passiert. Wann unser Herrgott gar so g'nau wär mit seiner G'rechtigkeit, so hätt er mir mein Mutterl g'lassen und dem Vaterl sein' Sinn zum

guten g'wendt und net, daß ich jetzt allein und liebverlassen in der Welt stehn muß, und so, wie ich schon einmal bin, kein' andern Zweck mehr hab, als daß ich mich net verhungern laß und meine Eltern nachtrauer ... denn mag der Vater zu mir g'wesen sein, wie er will, mein Vater war er deswegen doch, und ich hab allweil als Kind zu ihm denken müssen ... jetzt schon gar, wo er so elendiglich um sein arms Leben 'kommen is."

„Geh, mußt net so traurig daherreden! Ei'm Menschen, der so ein guts Herz hat, wie du, dem kann's net schlecht gehn in der Welt, und der is net verlassen. Muß ihn ja doch ein jeds gern haben."

„Gern ... wie man den Hund gern hat, weil er ein' treu anschaut aus seinen Augen!" stieß Cyrill in dumpfen Worten hervor, während er die zitternde Hand um den Arm des Mädchens spannte. „Aber ich hab meine Jahr, Deandl, ich bin so alt wie andere Burschen. Und meinst, weil ich anders zum anschaun bin wie andere, so hätt bei mir die Zeit ausbleiben müssen, wo 's Herz zum reden und begehren anfangt. Wann ich so allein bin mit mir, wann ich so draußen lieg im Holz, und der Wind rauscht über mir

in die Bäum, nachher kommt's diemal über mich, daß ich nix anders ſieh als ein Deandl, das mich anlacht und mir die Arm entgegenſtreckt. Und da hilft's nix, wann ich gleich die Augen verhalt und mein G'ſicht neindruck ins Mies*). O! Warum kann ich net ausſchaun wie andere! Warum muß ich grad ſo ſein . . . ſo!"

Dem Mädchen ward es ängſtlich zu Mut vor der überquellenden Flut dieſes leidenſchaftlichen Empfindens, das ſo jählings von den zitternden Lippen dieſes verwaiſten Menſchenkindes brach. Scheu wand ſie ihren Arm aus der zitternden Hand, die ihn umklammert hielt; doch als ihr Blick das erregte Geſicht des Verwachſenen und die brennenden Augen ſtreifte, die ins Leere ſtarrten, regte ſich doch wieder ein tiefes Mitleid in ihrem Herzen.

„Geh, wie magſt denn ſo reden und dich ſelber martern!" ſagte ſie mit bewegter Stimme. „Unſer Herrgott hat alle Menſchen paarweis g'ſchaffen, und drum wirſt du auch noch einmal die richtige finden, die nix anders an dir ſieht als deine Augen und dein G'müt." Bei dieſen Worten hatte ſich

*) Moos.

Dann pflückte er eine der Schmelen, die aus dem Moos des Waldrains lang und dünn emporſchoſſen, wickelte ſie um die Blütenſtengel und ſteckte das Sträußchen auf den Hut.

Und ſchweigend wanderten ſie Seite an Seite dahin.

„Du und dein Vater," begann Peternil nach einer Weile wieder zu plaudern, „ihr müßt aber noch net lang in der Gegend ſein? Denn wie ich als kleins Deandl fort'kommen bin, hat man noch nix g'wußt von euch zwei."

„Wir haben uns erſt vor drei Jahr her'zogen."

„Habts auf eigene Rechnung 'kohlt?"

„Na! Wir waren beim Finſterwalder Schmied in Dienſt. Aber jetzt hat er mir aufg'ſagt bis Johanni."

„Warum denn?"

„Weil ich den Kohlhaufen, in dem mein Vater verbrennt is, nimmer ſchichten will."

„Aber hör! Wie er ſo was von dir hat verlangen können, das will mir net in Sinn."

Cyrill hob die Schultern. „Ja! D' Menſchen ſind diemal gar g'ſpaſſig. Aber es is ganz gut ſo . . . ich taug net zum Kohlenbrenner. Als

Handlanger von mei'm Vater hats es noch 'than ... aber allein hätt ich's nimmer lang ausg'halten."

„Wie willst dich denn aber nachher fortbringen?"

„Als Musikant. Denn weißt . . . mein' Geigen verdeckt mein' Hals, und wann ich lang spiel, vergessen d'Leut, daß meine Füß kürzer sind, als die ihrigen."

„Is schon wahr!" lächelte Peternil. „Wann man dich so spielen hört, da muß man allweil auf dein G'sicht schauen, und da machst nachher so heilige Augen, daß man alles andere drüber vergißt."

Ein Schimmer von Glückseligkeit breitete sich über Cyrills Antlitz aus. „Ja, ja, mein Mutterl hat schon g'wußt, warum's mir die Geigen b'schert hat. Ich selber hab alleranfangs kein' rechte Freud dran g'habt . . . mein, wie halt Kinder sind . . . und hab's überhaupt bloß 'trieben, weil's ihr eine Freud g'macht hat und weil ich mich von ihr um alle Welt net hätt schelten lassen. Wie ich's aber nachher allweil besser g'lernt hab, wie ich Jahr um Jahr aufg'wachsen bin und mehr und mehr verstanden hab, daß der Menschenspott

mir am Hals hängt und 's Herzleid mit mir umlauft in die gleichen Schuh, da ſind mir d'Augen auf'gangen, was mein Mutterl g'meint hat, wie's einmal g'ſagt hat zu mir: ‚Spiel, Büberl, ſpiel, bis dir d'Finger brechen, denn in dem Holz drin is eine Seel verzaubert, und wer ſ' locken und rufen kann, mit dem thut ſ' reden, lieber und ſanfter als die liebſte Menſchenſtimm ... g'ſund macht ſ' ihn, wann er krank is, froh, wann er weint, und reich, wann er ſich hinſorgen muß in Elend und Armut!' Ja, ſo hat mein Mutterl g'ſagt ... ich aber hab's ang'ſchaut mit dumme Augen, weil ich mir net denken hab können, wie das ſein möcht."

„Die Wort aber haſt dir g'merkt?"

„Sie hat mir ja oft gnug 's gleiche vorg'ſagt. Und ſo, wie's allweil g'ſeſſen is unter die Bäum, wann ihr ſo recht elend z'Mut war, und eins von ihre ungeriſchen Lieder g'ſungen hat, ſo ſitz ich jetzt ganze Stunden lang mit meiner Geigen, wann mir der Praſt und der Gram aus'm Herzen ſo rauffteigt in Hals. Und je länger daß ich ſpiel, ſo leichter wird's mir. Ganz, freilich, ganz kann's niemals helfen! Aber das is g'wiß: wann ich

und Segel an die 3 Meter tief. Das Segel hatte 3 Quadratmeter Fläche.

Der neue Motor setzt sie wahrscheinlich in den Stand, 10 Meter in der Sekunde zurückzulegen, was 36 Kilometer in der Stunde ausmacht.

Das Boot ist 6 Meter lang und 1,5 Meter breit. Es kann durch die Luft mit einer Geschwindigkeit von 36 Kilometer in der Stunde fahren. Der Motor ist 3 Meter tief. Das Segel hat 3 Quadratmeter Fläche.

der Jachenau und des Oberiſarthales. Blau und wolkenrein ſpannte ſich der Himmel über das ſchöne Bild; Schwalben durchſchoſſen die Luft, und über den grünhalmigen Feldern ſangen die Lerchen.

„Jetzt dank ich dir halt recht ſchön, daß mich ſo weit g'führt haſt," wandte ſich das Mädchen an Cyrill und reichte ihm die Hand. „Und wann einmal nunterkommſt nach Gmund, ſo gehſt an mei'm Haus net vorbei. Aber dein' Geigen mußt mitbringen."

„Ich komm ſchon . . . ich komm ſchon," entgegnete Cyrill mit haſtigen Worten, und eine tiefinnige Freude leuchtete aus ſeinen Augen. „Aber wart ein bißl . . . ich muß mich ja doch bedanken für deine Blümeln."

Er kniete in das Gras der Wieſe nieder und pflückte von den zahlreichen Blumen. Als er ſich erhob, um Peternil den zierlichen Strauß zu reichen, fiel ihm der Hut vom Kopf. Während das Mädchen mit der einen Hand die Blumen nahm, ſtrich ſie lächelnd mit der anderen dem Verwachſenen die Haare aus der Stirne.

Cyrill ſchauerte bei dieſer Berührung. „Wie lang bleibſt denn drunten im Ort?" fragte er leiſe.

„Bis Abend halt."

„Haſt leicht ein G'ſchäft bei wem?"

„Ah na," entgegnete Peternil, während ein dünnes Rot über ihre Wangen huſchte. „Bloß eine Freundin will ich b'ſuchen, die drunten im Dienſt is. B'hüt Gott alſo ... und wie g'ſagt ... laß dich bald anſchaun in Gmund."

„B'hüt dich Gott!"

Cyrill hob ſeinen Hut vom Gras; dann ſtand er regungslos und blickte dem dahinſchreitenden Mädchen nach. Als Peternil bei einer Biegung des Pfades das Geſicht wandte und mit der Hand zurückgrüßte, ſtieß er einen gellenden Jauchzer aus und ſprang mit einem langen Satz in das Gebüſch des Waldrains.

* * *

Die Dämmerung ſank über Berg und Thal. Auf der Fahrſtraße, die von Finſterwald durch das Gehölz nach Gmund führt, zogen zwei ſchnaubende

Rößlein in behaglichem Trott ein leichtes Bernerwägelchen hinter ſich her. Auf dem ſchwarzledernen Sitz hielt ein junger Burſche nachläſſig die Zügel in der einen Hand; ſein anderer Arm ſchlang ſich um die Schulter eines Mädchens, deſſen Haupt an ſeiner Bruſt ruhte. Kein Wort wurde geſprochen. Manchmal nur neigte der Burſche ſein Geſicht und drückte ſeine Lippen auf Stirne und Mund der Geliebten.

Einmal — der Wagen lenkte gerade an einem dichten Erlenbuſch vorüber — fuhr das Mädchen auf.

„Haſt du net grad was g'hört?"

„Na, Peternil."

„Mir war's aber doch, als hätt ich drin im Holz wen ſeufzen hören?"

Der Burſche blickte in das Dunkel, das unter den Bäumen lag, dann klatſchte er den Pferden die Zügel auf den Rücken, und bald verſchwand das Gefährte hinter einer Biegung des Weges.

Da regten ſich die Zweige des Erlenbuſches, es klang wie Stöhnen und Schluchzen, wie Tritte im Wald — und alles war ſtille.

* * *

Der Herrgottſchnitzer von Ammergau.

(1880.)

Digitized by Google

An Stellen, wo ſich die Ammer mit einer ſeichten Ausbuchtung bis an die Straße heranbiegt, ſah man wohl auch eine Bachſtelze über die braunen, naſſen, kaum aus dem Waſſer ragenden Steine hüpfen.

Folgte der Bach in geräumigem Bette träge ſeinem Lauf, ſo ließ er ein recht ſchwermütiges Bild gewahren; hatte er doch nichts anderes zu ſpiegeln, als den kurzgraſigen Uferraſen und darüber die ſchweren Wolken, die den Himmel in ſeinem ganzen ſichtbaren Felde verhüllten. Darunter hin zogen, von einem ſchwachen Windhauch getrieben, die leichten, grauen Nebel, welche ſich aus dem das Thal zur linken Seite begleitenden Höhenzuge des Stecken-Berges mit tauſendfältigen Formen emporhoben und in ſteter Verwandlung und Veränderung ſchräg über das Thal hinweghuſchten, um ſich in die ſchwarzen Tannenwipfel und zwiſchen die plumpen Kuppen des Aufackers zu verlieren, der mit ſeiner Zinne tief in Dunſt und Wolken ſteckte. Das gleiche Schickſal theilten auch die anderen, das Thal umringenden Bergſpitzen; nur die jäh emporſteigende Kobelwand hatte mit ihren groben, eckigen Konturen den

Nebelſchleier zerriſſen und blickte nun finſter und verdroſſen auf das zu ihren Füßen liegende Ammergau hernieder, während ſich das auf ihrer höchſten Spitze aus Baumſtämmen errichtete Kreuz in zwei ſcharfen, ſchwarzen Strichen vom grauen Himmel abhob.

Mitten in dieſem lichtarmen Bilde lag das freundliche Dorf mit ſeinen weißen, appetitlichen Häuſern und ſeinem ſtolz aufragenden Kirchthurm. Es lächelte dem Beſchauer ſo herzlich entgegen, als wollt es durch ſeinen lieben Anblick den verſtimmten Wanderer mit der grauen, düſteren Miene der Landſchaft wieder verſöhnen.

Gleich unter den erſten Häuſern, an denen man vorüberwandelt, wenn man von Kohlgrub herkommend die Ammer auf der alten hölzernen Brücke überſchritt, ſtand auch das kleine Haus, in welchem dieſe Geſchichte beginnt. Es war ein einſtöckiges Haus von halb ſtädtiſcher Bauart, mit welcher ſich die dem Stile der Gebirgshäuſer entnommene Galerie vor dem Dachgeſchoß einer jeden Giebelſeite und der geſchnitzte Zierrat auf den Firſten zu einem angenehmen Ganzen vereinigte. Zwei uralte Birnbäume ſtreckten ihre

Vetrum fit. Vitrum fit ex arena alba, quæ ex rivis eluitur, & ex nitro, quod ex fodinis effoditur.

Fornax, in qua vitrum fit.

deren Kompoſition und Kolorit vermuten ließen, daß ihr Meiſter ſicher nicht außerhalb des Weichbildes von Ammergau gebildet worden war.

Dieſe Bilder waren alt und hatten ſchon verſchiedene Tünchungsperioden der Hauswand überlebt; aber wenn auch ein naiver Kunſtſinn oder eine gewiſſe Pietät ſie immer vor der gänzlichen Vernichtung geſchützt hatte, der theilweiſen Zerſtörung waren ſie doch nicht entgangen. Bei jedem neuen Anſtrich war der Kalkpinſel des Maurers weiter vorgedrungen, ſo daß jene Bilder zur Zeit dieſer Geſchichte am Rande nur mehr Figurenbruchſtücke zeigten. So ſchwang auf einem der Bilder ein in der Luft hängender Arm die Geißel über dem Leibe Chriſti. Der zu dem Arme gehörige Körper eines Soldaten oder Henkerknechtes war längſt der vorrückenden Kalkdecke zum Opfer gefallen.

Die Hausthür war geöffnet und gewährte einen Blick in den Flur, deſſen Wände dicht behängt waren mit meiſt unvollendeten Schnitzereien und mit verſchiedenen Konturſchablonen aus Blech oder Pappdeckel. Während rechts in der Tiefe eine ſchmale Treppe zum Bodenraum emporführte und links ein thürartiger Durchbruch die Mauer

nach der Küche öffnete, zeigte der vordere Raum zwei ſich gerade gegenüberſtehende Thüren. Das Gemach, zu welchem die eine derſelben führte, ſagte dem erſten Blick, daß der Beſitzer des Hauſes ein Bildſchnitzer war; die hier und dort umherliegenden oder in Ordnung aufgeſchichteten Holzſtücke, welche ſich durch ihre Form als vorbereitetes Material für dereinſtige Kruzifixe zu erkennen gaben, ließen noch im beſondern ſchließen, daß Paulus Lohner, von ſeinen Bekannten kurzweg Pauli genannt, zu jenen Bildſchnitzern gehöre, die dem Sprachgebrauch ſeiner Heimat zufolge den Namen „Herrgottſchnitzer“ führen. Das Gemach diente allem Anſcheine nach zugleich als Wohnſtube und Werkſtätte. Etwas beſonderes war an ihm nicht zu finden: ein Zimmer, das gerade ſeinem Zweck diente, wie jedes andere gleicher Art in den andern Häuſern des Dorfes. Weißgetünchte Wände, daran verblaßte Photographien, meiſt Soldatenporträts oder Koſtümbilder der letzten Paſſionsſpiele, Darſtellungen aus dem Leben des zum Schutzpatron gewählten Heiligen, das mit dünnen Goldleiſten umrahmte Aufnahmedekret irgend eines Bewohners dieſes Hauſes in

irgend welchen religiöſen Verein, das Kruzifix im „Herrgottswinkel“ mit den melancholiſch überhängenden Palmzweigen, dann der gewöhnliche Kachelofen in der einen Ecke, in der anderen der maſſive eichene Tiſch vor den in die Wand eingelaſſenen Bänken, ein Kaſten mit ſchrankartigem Aufſatz, und ſchließlich an der langen Fenſterſeite die Hobelbank mit den verſchiedenen Werkzeugkäſten darüber.

Die Stube mußte kurz erſt aufgeräumt worden ſein, denn neben der offenen Thüre lagen noch die zuſammengekehrten Holzſpäne, und an der Wand lehnte der benützte Beſen. Ein ſichtlich in Eile abgeworfener blauleinener Arbeitsſchurz lag auf der ſäuberlich in Ordnung gebrachten Hobelbank, und neben ihm ein neues Kruzifix, oder, um die Sprache des Landes zu reden, ein neuer Herrgott: das Kreuzholz ſchwarz bemalt, darauf der weiße, geſchnitzte Chriſtus, und ihm zu Füßen die Statuette der klagenden Maria. Es war eine ſchöne, ſorgfältig ausgeführte Arbeit, die dem Kenner um ſo mehr auffallen mußte, als die Maria nicht nach der gebräuchlichen Schablone mit gefalteten oder mit auf die Bruſt gepreßten

Händen dargeſtellt war, ſondern mit Armen, die ſich wie zur lauten Klage gen Himmel hoben.

Eben fing die untergehende Sonne an, die Wände leicht zu röten, als durch die Thür ein junger Burſche trat, der im Alter wohl zwiſchen fünfundzwanzig und dreißig Jahren ſtehen mochte. Es war Pauli. Er trug weder Rock noch Weſte und hatte die Ärmel ſeines Hemdes bis über die Ellbogen aufgeſtülpt. Mit der kurzgeſtielten Blechſchaufel, die er in der einen Hand hielt, faßte er die Holzſpäne vom Boden auf und verſchwand durch die Thür, um wenige Sekunden ſpäter wieder zu erſcheinen.

Er ſtülpte die Hemdärmel nieder, trat vor die Hobelbank und muſterte ſein jüngſtes Werk noch einmal prüfenden Blickes, während er die beiden Hände langſam über die Hüften wiſchte. Es war eine wohlgeformte, ſehnige Geſtalt; doch zeigte der Rücken eine kleine Krümmung, die entweder die Folge des vielen Sitzens bei der Arbeit war, oder vielleicht nur nachläſſige Haltung; auch der Hals erſchien etwas nach vorne geſtreckt, wie man das bei Leuten ſieht, welche die Gewohnheit haben, ſtändig zur Erde zu blicken.

Paulis Geſicht war nicht gerade gewöhnlich, jedenfalls hatte es aber auch nichts Außergewöhnliches an ſich. Es war eines von jenen Geſichtern, von denen man ſagen kann, ſie ſind hübſch . . . vorausgeſetzt, daß man's mit dem Begriffe dieſes Wortes nicht allzuſtrenge nimmt. Das einzige, was man wirklich an ihm ſchön nennen konnte und ſo nennen mußte, das war ſein Blick. Wie ein leichter Flor von Schwermut lag es über dieſen dunklen Augen, und dennoch ungetrübt ſprach aus ihnen jede gewinnende Eigenſchaft eines guten Menſchen.

Pauli legte das Kruzifix, das er zur beſſeren Betrachtung aufgenommen hatte, beiſeite, zog die Schublade aus einem der Werkzeugkäſten und nahm zwei Figürchen hervor, welche allem Anſcheine nach mißlungene, oder wenigſtens unvollendete Probeſtücke der auf dem Kreuz befeſtigten Marienſtatuette waren. Dann griff er nach einem Schnitzmeſſer, änderte mit ein paar ſicheren Schnitten den Geſichtsausdruck der beiden Figürchen, welcher mit dem der Maria auf dem Kreuze ein und derſelbe war, und ſtellte ſie dann auf die vorderen Geſimsecken des neben dem Ofen ſtehenden Schrankes.

Einen kurzen Blick noch warf er über dieſelben, dann wandte er ſich haſtig ab, nahm einen leichten, nicht mehr neuen Kittel vom Thürnagel, zog ihn an und drückte einen kleinen, dunkelgrünen, mit einer Weihenfeder geſchmückten Filzhut auf das krauſe, braune Haar. Vorſichtig wickelte er das Kruzifix in einen großen Bogen Packpapier, das allem Anſcheine nach ſchon öfters ähnlichen Zwecken hatte dienen müſſen, nahm das Paket ſachte auf den Arm und verließ das Haus.

Man kommt nicht ſo ſchnell von einem Ende des Dorfes zum anderen, wenn man bei allen Leuten beliebt iſt. Und Pauli war beliebt. Bald wurde er von einem Freund auf dem Wege angehalten, bald klang ihm ein Gruß aus einem Fenſter, da gab es zu fragen nach ſeinem Befinden, nach dem Wohlſein der Mutter, nach dem Ziel ſeines Ausgangs, und weiß der Himmel, womit ſonſt noch freundliche Neugier ſeine Schritte hinderte. Als Pauli bei der Kirche um die Ecke bog und ſich dem Forſthaus näherte, ſah er den Förſter auf der Freitreppe ſtehen, die zu der hochgelegenen Hausthür emporführte. Er bot ihm einen freundlichen Gruß.

„Wohin denn, Pauli?“ rief der Förſter den Burſchen an.

„Nach Graswang.“

„Was! Bei ſo ei'm Wetter?“

„No . . . wann's auch noch einmal zum regnen kommt, was liegt dran? Durch d'Haut 'nein hat's dengerſt noch kei'm g'regnet!“

Der Förſter lachte. „Ja, ja, 's Wirtsloneri is ein ſaubers Madl! Der z'lieb leidt's eine verregnete Joppen!“

Ein dunkles Rot flog über Paulis Wangen. „Na, na,“ ſagte er ſchüchtern, „ich geh grad in G'ſchäften nach Graswang. Der Wirt hat ſchon lang ein' neuen Herrgott bei mir b'ſtellt g'habt, und jetzt hab ich ihn halt fertig g'macht und trag ihn nüber.“

„So, ſo!“ erwiderte der Förſter. „Wie is, kommſt morgen am Sonntag zu mir ein bißl in' Heimgarten? Haſt dich in der letzten Zeit recht rar g'macht!“

„Müſſen S' mir's halt net verübeln, daß mich d'Arbeit net hat abkommen laſſen, und . . .“ Pauli machte eine Pauſe und blickte etwas verlegen zum Förſter empor, „und wenn ich morgen net

komm, dürfen S' halt auch net bös ſein." Haſtig ſprach er weiter, als wollte er irgend welchem Einwande des Förſters zuvorkommen: „Wiſſen S', der Huberbauer von Graswang will Schnitzereien in die drübere Kirchen ſtiften, und der Herr Maler Baumiller ... Ihr kennts ihn ja auch ... hat halt mich dazu rekomadiert, daß ich die Arbeit 'kriegt hab. Jetzt geh ich halt auf ſechs oder acht Wochen nüber und mach die G'ſchicht."

„Ja was du net ſagſt! Haſt ſchon ein Loſchi drüben?"

„Schon lang. Der Huberbauer hat mir ſein Austraghäusl überlaſſen. Zwei ganz nette Stüberln ſind drin. Heut fruh hab ich ſchon 's Notwendigſte nüberbracht ... und mein' Mutter, die z'morgens nach Ettal wallfahrten is, geht am Heimweg nüber und richt' mir mein Sach ein bißl z'ſamm."

„Du ſagſt ja das alles mit ei'm G'ſicht," gab der Förſter lachend zur Antwort, „als ob dir der Weg nach Graswang und das lange Bleiben in der Näh von der Loni ſchon ſo z'wider wär, wie ei'm faulen Knecht d'Arbeit?"

Pauli zog die Brauen zuſammen. „Müſſen S'

of course, very similar to those found on the Indian coast, but the fish are smaller.

Mr. Hamilton Buchanan, in his "Fishes of the Ganges," says that the mean size of the Hilsa is about 2 lbs., but that they sometimes attain a weight of 4 lbs. The Hilsa is a very delicate fish, and is much esteemed by the natives.

The Hilsa is found in the Ganges, Hooghly, Brahmaputra, Irrawaddy, Salween, Sittang, Tenasserim, Pegu, Arakan, Chittagong, Cochin, Bombay, Sind, Persian Gulf, Red Sea, and Mediterranean.

1

Es war einmal ein kleines, feines Mädchen, das hatte jedermann lieb, der es nur ansah, am allerliebsten aber hatte es seine Großmutter; sie wußte gar nicht, was sie alles dem Kinde geben sollte. Einmal schenkte sie ihm eine Kappe von rotem Samt, und weil sie ihm so gut stand und es nichts anderes mehr tragen wollte, hieß es nur das Rotkäppchen.

eine ſchon baufällige, mit abgeſeſſenen Lederpolſtern belegte Bank, zum Überfluß ein Stuhl, über dem Tiſch in der Ecke der Herrgott, und das Weihbrunnkeſſelchen neben der Thüre. Und doch machte das Stübchen einen angenehmen Eindruck; es war zu eng und zu klein, um die Dürftigkeit der Einrichtung auffallen zu laſſen. Unter den Armen des Herrgotts guckten zwei große Waldblumenſträuße hervor, die Traudl auf dem Wege von Ettal her zuſammengeleſen hatte; in den kleinen Fenſterniſchen ſtanden ein paar blühende Nelkenſtöcke, die der Huberbäuerin abgebettelt waren, und nun ſollten gar noch weiße, ſäuberlich gefältete Vorhänge den Schmuck des Stübchens vollenden. Das eine der beiden Fenſter war bereits mit dieſer Zier angethan, und das andere ſollte ſie eben aus der Hand Traudls empfangen, welche vor dem Fenſter auf einem Seſſel ſtand, um die Nägel für die dünne, eiſerne Vorhangſtange in die Wand einzuſchlagen. In der ganzen Art, wie Traudl ſo da oben ſtand und ſich hoch aufreckte, um die für den Nagel beſtimmte Stelle zu erreichen, machte ſie eine recht drollige Figur. Der halbe Sonntagsſtaat, in

dem ſie der Wallfahrt wegen ſteckte, mit ſeiner hochgeſetzten Taille, mit den dickauswattierten Schultern des nur ſchüchtern über das ſeidene Umſchlagtuch vorguckenden Leibchens, und all das andere Darum und Daran kontraſtierte ſeltſam mit der groben, blauen Leinenſchürze, die ſie der Werkzeugkiſte Paulis entnommen und zum Schutz ihrer Kleider umgebunden hatte. Über dieſer Figur ſaß das kleine bewegliche Köpfchen mit einem Geſichte, in deſſen vielen Falten ſich Ernſt und Gutmütigkeit friedſam berührten, und das umrahmt war von grauen Haaren, welche glatt an die Schläfe angeſcheitelt lagen und am Hinterkopfe ſich zu einem etwas konfuſen Knoten zuſammenwirbelten. Die hohe braunhaarige Bibermütze, welche dieſen letzteren, für die Augen der Welt nicht berechneten Theil der Friſur außer dem Hauſe gewöhnlich verhüllte, lag jetzt auf dem Tiſche, über einem zum Schutze dieſes koſtbaren Utenſils ſorgſam untergebreiteten weißen Taſchentuche.

„Sakrafix nocheinmal!“ klang plötzlich Traudls Stimme mit einem halblauten Aufſchrei, und ihr linker Daumen, der von einem unvorſichtigen

Something outside was very wrong with my friend.

"MY GOD, DOCTOR, WHAT IS IT?"

"Don't look at me like that! Pull yourself together!"

„Jetzt wenn das net der Lehnl is," gab Traudl entgegen, während ſie mit ein paar weiteren Hammerſchlägen den Nagel vollends befeſtigte, „nachher will ich auch am Charfreitag Kirchweih feiern." Nun ließ ſie den Hammer ſinken und drehte ſich der Thüre zu. „No freilich!"

Auf der Schwelle ſtand ein alter Mann, deſſen weißes Haar darauf ſchließen ließ, daß er wohl ſchon die Sechzig auf dem Rücken haben mochte. Mit der einen Hand in der Hoſentaſche und die andere an der Pfeife, welche zwiſchen ſeinen Zähnen hing, ſo ſtand er da, und mit den Augen, um die ein leiſer Zug von ſpottender Überlegenheit ſpielte, zwinkerte er der Alten zu, die ihn ſeit langer Zeit kannte und ihm ebenſo gut und gewogen war, wie das ganze Dorf.

Ungefähr vor zwanzig Jahren war er nach Graswang gekommen, aus Tirol her, wo er Pechler* geweſen, und hatte ſich die Zeit über ſo leidlich fortgebracht, indem er ſich wechſelweiſe bei den einzelnen Bauern zur Taglohnarbeit verdingte. Nun aber, da die Arbeitskraft ſeiner alternden Glieder ſchon ziemlich nachgelaſſen hatte, erhielt er

* Pechſammler.

von der Gemeinde eine jährliche Unterſtützung und war vom Wirte eigentlich mehr als Pfründner ins Haus denn in Dienſt genommen worden. Da machte er ſich durch kleinere Verrichtungen nützlich, durch ſeinen Humor beliebt und erwies ſich dankbar durch Anhänglichkeit an das Haus ſeines Wohlthäters. Beſonders an Loni, an der Adoptivtochter des Wirtes, hing Lehnl mit einer unbegrenzten Zuneigung.

„No freilich!“ hatte Traudl geſagt, als ſie des Alten anſichtig geworden. „Wie man ein Vögerl am G'ſang kennt, ſo kennt man dich an der Red. Da giebt's allweil ein' G'ſpaß oder ein' Spott!“

Lehnl nahm das lächelnd hin, trat zu der Alten und war ihr behilflich, das Stübchen vollends in Ordnung zu bringen. Dabei wurde von dieſem und jenem geſprochen, die Dorfneuigkeiten der letzten vierzehn Tage wurden durchgehechelt, und als man auf den Maler Baumiller zu ſprechen kam, floß Traudl über vom Lobe dieſes Mannes, der ihrem Pauli den Auftrag des Huberbauern mit dem ſchönen Verdienſte verſchafft hatte.

„Ja, ja, er is ein herzensguter Mann, der Herr Fritz“, ſtimmte Lehnl bei, „und fürs Dorf

die reinſte Fruhjahrsſchwalbe. Kaum daß die erſten Blattln rausſchauen, fliegt er ſchon 'rein . . . und ſo ſeit zwanzig Jahr!"

„Es kennt ihn aber auch alles, und ein jedes hat ihn gern."

„Das macht, weil er mit den Bauern umgehn kann, als ob er ſelber einer wär. Und reden thut er dir grad wie unſereins."

„Denk dir nur, Lehnl," dabei ſtieg Traudl vorſichtig vom Stuhl herab und wiſchte die beiden Hände an die Schürze, „was er neulich mei'm Pauli für ein' Antrag g'macht hat. Er hätt arg viel Talent, hat er g'ſagt, zu ei'm Bildhauer, und er nähmet den Pauli mit 'nein in d'Stadt und ließet ihn ausbilden auf der Akademie. Aber meinſt, der Bub ging? Net um alles in der Welt. Und wirſt dir wohl auch denken können, was ihn z'ruckhalt!"

„Ja, ja; 's Lonerl, gelt?"

„Es is zum narriſch werden mit dem Buben!" ſeufzte Traudl. „Wann er nur wenigſtens was davon hätt! Und der Herr Fritz meinet's ſo gut mit ihm! Der war fein heut auch in Ettal drüben. Ich hab ihn in der Kirchen drin g'ſehn."

„Hätt eher 'denkt, im Wirtshaus.“

„Was thät denn ich im Wirtshaus“, fuhr Traudl ganz entrüſtet auf, „und bei einer Wallfahrt gar!“

„Mein Gott, was halt ander Leut drin thun: eſſen, trinken und recht g'ſcheid reden.“

Eben ſchickte ſich Traudl zu einer geharniſchten Erwiderung an, als die Thüre ſich öffnete und Pauli eintrat, ſeinen wohlverpackten Herrgott auf dem Arme. Herzlich begrüßte er die Mutter und freundlich den Alten, der ſich's inzwiſchen hinter dem Tiſch bequem gemacht hatte.

„Aber grad ſchön haſt mir das Stüberl herg'richt'!“ ſagte Pauli zu Traudl, während er Hut und Paket ablegte. „Biſt denn ſchon lang von Ettal z'ruck, daß alles haſt ſo machen können?“

„Mein Gott, ſeit mittag halt!“

„Wie is dir denn z'Ettal 'gangen? Haſt nachher für mich auch 'bet', Mutterl?“

„Für was geh' ich denn wallfahrten,“ eiferte die Alte mit halbem Ernſte, „für was denn, als daß du einmal g'ſcheid werden ſollſt.“

„Ja bin ich denn dumm?“ fragte Pauli lächelnd.

„No, mit deiner dalketen Lieb, das wird wohl net g'ſcheid ſein. So eine Narretei, die kein' Heimat hat und kein Abſehn. Wie oft net hat dir d'Loni ſchon 'zeigt, daß ſ' dir nix will, und doch gehſt allweil wieder hin und ſchmachſt s' Madl an, wie eine Kuh das neue Stadlthor."

„Schau, Mutterl, da verſtehſt du nix davon," war Paulis ruhige Antwort.

„Wär net aus!" fuhr Traudl auf und ſchlug in komiſchem Entſetzen die Hände zuſammen. „Und wann ich auch wirklich jetzt nix mehr davon verſtünd, ſo hab ich doch einmal was davon verſtanden, ſonſt wärſt du net da. Und das wird jetzt noch grad ſo ſein, wie zu meiner Zeit. Da wird wohl der Teufel net auch ſein' Fortſchritt nein'bracht haben!"

Traudl hatte ſich in wirklich ernſte Hitze hineingeredet, ſo daß Pauli es für geraten fand, wieder ein wenig einzulenken. „Ereifer dich net," ſagte er und nahm ſchmeichelnd ihren Kopf zwiſchen beide Hände, „ich weiß ja doch, daß du's gut meinſt mit mir, und dein Beten wird wohl für was gut g'weſen ſein!"

„Das will ich hoffen!" lachte Traudl. Sie

war beſänftigt, und um ihre Augen ſpielten wieder die Fältchen ihres gewohnten, freundlichen Lächelns. „Brauchſt aber net z' glauben, daß ich grad für dich allein 'bet' hab. Wann ich einmal nach Ettal geh, ſo hab ich gar viel am Herzen, ja! Da bet ich für die Armen und Unglücklichen . . .“

„Vergelt dir's Gott!“ brummte Lehnl.

„Was denn?“ fragte Traudl erſtaunt.

„Daß du auch an mich 'denkt haſt.“

„An dich? Ja g'hörſt denn du zu die Unglücklichen?“

„Ich werd wohl dazu g'hören, wann ich die ganze Zeit dein dalkets G'ſchwatz anhören muß.“ Lehnls Geſicht wurde ernſt, und ſein Ton hart. „Wie kann man nur an den eigenen leiblichen Sohn ſo ung'ſchickt hinreden. Kannſt es ihm denn verargen, wenn er ins Deandl verſchoſſen is? Schau's nur grad an, wenn ſie 's Köpferl ſo aufwirft und ſo lieblich dreinſchaut mit ihre Haſelnußaugen, da meinſt ſchon, 's Hirn wird dir ſiedet. Dabei hat ſ' ein ſeelenguts Herz und is lieb und freundlich mit jedem Menſchen, mit einer einzigen Ausnahm vielleicht. Siehſt, das

Madl kommt mir vor wie d'Sonn: die ſcheint auch unverdroſſen auf Roſen wie auf Brenneſſeln."

Lehnl ſchwieg, und ungeduldig trippelte Traudl von einem Fenſter zum andern, zupfte an den Vorhängen, zuckte mit den Achſeln und verzog die Mundwinkel. „No ja!" brummte ſie. „Aber ſagen braucht man's net, am allerwenigſten vor mei'm Pauli; da käm's am End grad ſo raus, als ob er mit ſeiner Dummheit im Recht wär. Und das geht ja doch net an."

Während dieſer Reden ſaß Pauli am Tiſch mit einer Miene, als ob die Sache weiß Gott wen anginge, nur ihn nicht. Einzig und allein ſeine Finger, die an dem Umſchlagpapier des neuen Herrgotts erregt umherknitterten, ließen vermuten, daß die gehörten Worte bei ihm doch tiefer gingen, als es oberflächlich betrachtet den Anſchein hatte. Kaum war das letzte Wort aus Traudls Munde, ſo ſtand er auf, nahm ſein Schnitzwerk unter den Arm, den Hut in die Hand und ſagte:

„Ich meinet, es wär an der Zeit, daß ich dem Wirt ſein' Herrgott nüber traget; könnt ſonſt leicht noch was dran paſſieren. Und wenn ich dir gut raten kann, Mutterl, ſo gehſt mit und

Wallfahrtsinfigurien. Auch Lehnl erhob sich langsam, stopfte mit dem Daumen in seiner Pfeife die Asche nieder und sagte zu Pauli:

„Nu, der Weg von dei'm Häusl ins Wirtshaus macht dich auch net müd. Fünf Schritt über d'Straß nüber, und drin bist. Der Huberbauer hätt dir net kommoder herbauen können!"

„Meinst?" Das war Paulis ganze Antwort. Er trat unter die Thüre, welche Traudl offen gelassen hatte, hielt die Klinke in der Hand und rief dem immer noch weilenden Lehnl zu:

„Mach, geh weiter!" Dann schloß er Stuben- und Hausthüre und folgte den beiden anderen über die Straße ins Wirtshaus.

Es ging da ziemlich ruhig zu. Außer zwei Handwerksburschen, die am Tisch neben der Thüre schweigend ihren Bittern tranken, war Anton Höflmeier der einzige Gast seines eigenen Wirtshauses. Der grauköpfige Alte saß am Fenster, eine dicke Hornbrille auf der Nase, und war eifrig bemüht, die Lektüre seiner Zeitung noch zu Ende zu bringen, bevor die allmählich anbrechende Dämmerung ihm das Lesen verbieten würde. Als er die Thüre gehen hörte und eintretende Schritte vernahm, hob

Jack Hall

Wallfahrtsinſignien. Auch Lehnl erhob ſich langſam, ſtopfte mit dem Daumen in ſeiner Pfeife die Aſche nieder und ſagte zu Pauli:

„No, der Weg von dei'm Häusl ins Wirtshaus macht dich auch net müd. Fünf Schritt über d'Straß nüber, und drin biſt. Der Huberbauer hätt dir net kommoder herbauen können!"

„Meinſt?" Das war Paulis ganze Antwort. Er trat unter die Thüre, welche Traudl offen gelaſſen hatte, hielt die Klinke in der Hand und rief dem immer noch weilenden Lehnl zu:

„Mach, geh weiter!" Dann ſchloß er Stuben- und Hausthüre und folgte den beiden anderen über die Straße ins Wirtshaus.

Es ging da ziemlich ruhig zu. Außer zwei Handwerksburſchen, die am Tiſch neben der Thüre ſchweigend ihren Bittern tranken, war Anton Höflmeier der einzige Gaſt ſeines eigenen Wirtshauſes. Der grauköpfige Alte ſaß am Fenſter, eine dicke Hornbrille auf der Naſe, und war eifrig bemüht, die Lektüre ſeiner Zeitung noch zu Ende zu bringen, bevor die allmählich anbrechende Dämmerung ihm das Leſen verbieten würde. Als er die Thüre gehen hörte und eintretende Schritte vernahm, hob

Cave Ruinart

er kaum den Kopf, knurrte nur ein halbverſtändliches „Guten Abend!“ und las eifrig weiter. Erſt als ihm Pauli zurief: „Du, Wirt, da bring ich dir dein' Herrgott!“, blickte er auf, ſchielte über ſeine Brille weg auf die Ankömmlinge, legte, als er ſie erkannte, raſch Glas und Zeitung beiſeite und ſagte:

„Ah, das laß ich mir g'fallen, daß du ſo bald Wort haltſt. Ich ſag's halt allweil, auf den Pauli kannſt dich verlaſſen. Und dein' Mutter bringſt auch gleich mit! Grüß dich Gott, Traudl!“

Die Alte ergriff die dargebotene Hand des Wirtes. „Haſt ſchon recht, daß mir ſo ein' freundlichen Gruß bieteſt. Könnt leicht ſein, daß ich mir ihn heut in Ettal verdient hab mit ei'm halben Roſenkranz, den ich für dein' ſchwarze Wirtsſeel 'bet' hab.“

Der Wirt lachte, denn er wußte, wie das gemeint war, und wandte ſich zu Pauli, der inzwiſchen ſeinen Herrgott ausgepackt hatte.

Schon beim erſten Blick nickte der Wirt befriedigt vor ſich hin. Er nahm das Schnitzwerk in Empfang, wandte es betrachtend ein paarmal hin und her und ſagte:

„Schön haſt dein Sach wieder g'macht! Bin recht z'frieden! Und was is nachher mein' Schuldigkeit?“

„Das ſteht bei dir!“ gab Pauli zur Antwort. „Zahl, was du magſt! Und wenn gar nix hergiebſt, nachher is auch recht!“

„Jetzt das giebt's net!“ meinte der Wirt. „Da ſetz dich nieder; das andere werden wir nachher ſchon kriegen. He! Resl! Wo ſteckt denn das Deandl wieder?“

Die Thüre, die nach der Küche führte, wurde heftig aufgeriſſen, und die gerufene Kellnerin fuhr in die Stube:

„Wo brennt's denn? Da möcht man ſchon glauben, d'Stuben wär voller Leut.“

„Dem Pauli ſchänk eine Maß ein!“

Das Mädchen ging zum Schänkkaſten, nahm einen Krug heraus und brummte: „Das hätt doch net ſo preſſiert. Es is noch niemand verdurſt' bei uns!“

„Sei net ſo g'ſchnappig,“ rief ihr der Wirt nach, als ſie der Thüre zuſchritt, „und thu, was ich dir ſag.“

„Halt, Resl! Nimm mir auch gleich eine Halbe

dichten, bräunlichroten Barte verhüllt war, der faſt bis zur Mitte der Bruſt reichte. Von etwas dunklerer Farbe wie der Bart war das kurzgeſchorene, ſtruppig abſtehende Kopfhaar. In der einen Hand hielt der Eintretende den eben abgenommenen, breitkrempigen Filzhut und in der andern Hand, zu einem Pack zuſammengebunden, alle jene Dinge, welche die bekannte Ausrüſtung des Malers in der Sommerfriſche bilden. Dieſer Mann war Fritz Baumiller, Landſchaftsmaler aus München (dort geboren, gebildet und fünfzig Jahre alt geworden), ſeit mehr als zwanzig Jahren ſtändiger Sommergaſt des Ammerthales, der Protektor von Paulis Talent.

Er begrüßte die Anweſenden, beſonders herzlich ſeinen Liebling, den Herrgottſchnitzer, legte ſeine Sachen ab und nahm am gleichen Tiſche Platz, an welchem Pauli mit ſeiner Mutter ſaß. Resl trat ein und brachte ihm ſein Stammkrügl.

„Thu mir Beſcheid, Resl!“ ſagte Baumiller, der ſich eben eine Cigarre anzündete. Das Mädchen nippte und ſetzte den Krug mit einem gewohnheitsmäßigen „G'ſegn's Gott!“ wieder nieder. Dann ſchob ſie mit einem kräftigen Ruck Pauli den an-

dern Krug über den Tiſch zu: „Da ... du ... haſt dein Bier!“

„Wie ſteht's nachher mit dem Eſſen, Madl?“ fragte der Maler. „Ich hab ein' kannibaliſchen Hunger.“

„Mooſsſchnepfen ſind da, d'Loni macht ſ' grad z'recht. Wann ſ' fertig ſind, bring ich ſ', gelt!“ Dabei klopfte das Mädchen den Maler auf die breite Schulter mit einer Gönnermiene, als ob ſie Königreiche zu vergeben hätte.

Resl ging, und Baumiller wandte ſich zu Pauli: „Du, Pauli, demnächſt mußt du mich am Sonnenberg naufführen. Das is der einzige Punkt in der ganzen Gegend, von wo ich noch net runterg'ſchaut hab.“

„Wiſſen S' was,“ gab Pauli zur Antwort, „Sie haben doch allweil Zeit; gehen wir gleich übermorgen! Übermorgen is Sonntag, und da kann ich morgen mein Häusl vollends z'ſamm'richten und nachher am Montag mit dem Huberbauer ſeiner Arbeit anfangen. Mein' Herrgott hab ich auch fertig, und ſo können S' mich jede Stund haben.“

„Is recht. Alſo übermorgen! Aber ... wo is denn der neue Herrgott?“

kommen die Buben ſchon als Hergottſchnitzer auf d'Welt."

„Sünd und ſchad is," eiferte Baumiller, „Sünd und ſchad, wann du mir net folgſt und mit mir net in d'Stadt gehſt, um dich ausbilden z'laſſen! Schau nur einer einmal die Stellung von der Muttergottes an! Wie ſchön und ſauber die Armerln g'macht ſind . . . ein wahres Rätſel, wie du das anſtellſt!"

„No mein, ein Rätſel is das grad net!" ſagte Pauli, welcher eines von Baumillers Skizzenbüchern ergriffen hatte und darin blätterte. „Haben S' net allweil g'ſagt, ich ſoll mich fleißig üben? Ich hab lang g'nug dran rumprobiert, bis ich's ſo z'ſamm'bracht hab."

„Aber du mußt doch ein Modell, ein Vorbild g'habt haben!" wandte der Maler ein.

„Ein Vorbild? Du mein, ich hab mir halt d'Loni vorg'ſtellt, wie ſ' ſo daſteht und mit zwei Händ den Millikübel am Kopf hebt."

„So, nach dem Modell arbeiteſt du?" lachte Baumiller. „Drum haſt du auch das G'ſichtl ſo fein rausg'ſchnitten."

Lehnl war inzwiſchen auch herbeigetreten und blickte nun dem Maler über die Schulter.

„Meiner Seel," rief er plötzlich aus, mit einer Erregung, die dem Alten ſeltſam zu Geſichte ſtand, „meiner Seel, das is ja d'Loni, wie ſ' leibt und lebt."

„Weiß Gott, Lehnl, du haſt recht!" Dabei rannte der Maler mit ein paar langen Schritten zur Küchenthür und rief hinaus:

„Loni, Loni, komm 'rein, g'ſchwind!"

„Seids ſo gut, machts mir mein Deandl auch noch rebelliſch!" polterte der Wirt.

Man hörte von draußen ein Raſſeln, wie wenn ein eiſernes Geſchirr über die Feuerringe eines Herdes gezogen wird; leichte, ſchnelle Tritte näherten ſich über die Steinplatten — und unter die von Baumiller geöffnete Thüre trat ein junges Mädchen von etwa dreiundzwanzig Jahren: die Loni.

Man ſah es ihr an, daß ſie vom Herde kam, denn noch trug ſie die breite, blaue Küchenſchürze umgebunden, deren rechter Zipfel an der Seite aufgeſteckt war, wodurch gerade noch das kurze Röckchen ſichtbar wurde, welches die gleiche Farbe zeigte, wie das weiß und rot karierte Leibchen, das ſich, die vollen Formen der Büſte eng umſpannend, über das kurze, ſchwarze Miederchen

hervorhob. An den Händen mochte das Mädchen wohl noch die Spuren der eben verlaſſenen Beſchäftigung tragen, denn ſie hielt die bloßen, runden Arme mit den faſt kokett geſpreizten Fingern ſeitab vom Leibe, ſo daß es dem Auge geſtattet war, mit einem einzigen Blick die weichen, ebenmäßigen Linien dieſer für ein Bauernmädchen beinahe zu zierlichen Geſtalt ungehindert zu umſpannen. Aus den Schultern hob ſich ein Köpfchen, das leicht zur Seite geneigt war, wie unter der Laſt der dicken, braunen Flechten, die es umwanden. Die Hitze des Herdes hatte eine dunkle Röte über das reizende Geſicht gehaucht, aus welchem zwei glänzende, braune Augen lachten, von dichten Wimpern umrahmt und überſpannt von feinen, faſt ſchwarzen Brauen, zwiſchen welchen auf der Stirne ein kleiner, ſenkrechter Faltenzug ſichtbar wurde, der eigentlich zu dieſem friſchen, lebensfrohen Antlitze wenig paſſen wollte.

„Was giebt's?“ rief das Mädchen dem Maler zu. „Die Schnepfen ſind noch net fertig.“

„Die preſſieren auch net! Aber da geh einmal her! Geh nur her.“ Dabei faßte er Loni, die ganz verwundert dreinſchaute und mit der Schürze

die Hände trocknete, beim Arm und zog ſie nach der Mitte der Stube.

„Was wollts denn?“ fragte das Mädchen, indem es widerſtrebend folgte.

„So geh nur grad her und paß auf!“ Damit poſtierte der Maler Loni vor einen Tiſch und ließ ſie die Arme erheben in gleicher Art, wie die Maria unter dem Kreuze. Loni, die nicht wußte, wo das hinaus ſollte, wollte eine Einwendung machen und die Arme ſinken laſſen.

„Ob du gleich ſtehn bleibſt!“ fuhr ſie der Maler an, trat einige Schritte zurück und blickte mit lebhaftem Erſtaunen und mit leiſen Ausrufen der Verwunderung vom Schnitzwerk auf das Mädchen und vom Mädchen wieder auf das Schnitzwerk.

Lehnl ſtand neben Baumiller, und mit leuchtenden Blicken ſchaute er auf Loni. „Wie g'ſagt, die ganze Muttergottes, auf und nieder!“

„Aber ... wie kann man denn ſo ein' Vergleich anſtellen!“ zürnte Loni und ließ die Arme ſinken. „Das is ja Sünd!“

„Aber ſo bleib doch!“ rief Baumiller.

„Ich mag net, das is mir z'dumm!“ gab das Mädchen zurück und wandte ſich zur Küchenthüre.

„No, ſo ſchau einmal ſelber!“ rief der Maler und hielt dem Mädchen das Kruzifix entgegen. „Schau nur grad das G'ſichtl von der Muttergottes an!“

Loni kehrte zurück; die Hände hinter dem Rücken verſchlungen, ſtand ſie neben Baumiller und betrachtete die Schnitzerei. Mit dem erſten Blick erkannte ſie die Ähnlichkeit, und ein ſpöttiſches Lächeln huſchte um ihre Mundwinkel, während ſie, ohne das Köpfchen um eine Linie zu heben, nach Pauli hinüberſchielte. Dann warf ſie die Lippen auf, ſchaute dem Maler ins Geſicht und fragte mit einem geringſchätzenden Tone, der wie ein Meſſer in Paulis Herz ſchnitt: „Wer hat denn das g'macht?“

„Wie magſt noch fragen?“ lautete die etwas ärgerliche Antwort des Malers. „Is denn im ganzen Gebirg einer, der ſo was fertig brächt, wenn net der Pauli!“

Loni machte einen haſtigen Schritt gegen den Burſchen. „Eigentlich hätt ich mir denken können, daß ſonſt kei'm ſo was Dummes einfallt, als dir.“

Pauli wurde blaß und rot. Wenn ihm aber auch die Erregung ſeines Innern vom Geſichte

verſchmachen thät, nachher hätt ich's eh net an=g'fangt! Geh zu, Wirt," wandte er ſich an den Vater des Mädchens, „ſchieb halt den Herrgott in Ofen 'nein ... ich mach dir ein' andern!"

„Was dir net einfallt!" lautete die brummige Antwort. „Der Herrgott kommt da ins Eck nauf, und ſonſt kein anderer!"

„Das will ich auch hoffen," warf Baumiller ein, „denn der Chriſtus da, das is ein Meiſterſtück von Schnitzerei!"

Loni erhob ſich und ſtieß die ausgeſuchten Teller auf die Platte des Schänkkaſtens, daß ſie laut erklirrten. „Ein Meiſterſtück!" kicherte ſie. „Daß ich net lach'!"

Pauli hatte ſich wieder zu ſeiner Mutter, welche ſchweigend, aber mit unverhehltem Ärger dieſe ganze Scene angehört, an den Tiſch geſetzt, der unweit vom Schänkkaſten ſtand. Nun neigte er ſich über die Banklehne gegen das Mädchen und ſagte:

„Wenn ſchon dein' Übermut auslaſſen willſt an mir, ſo thu's in Gottesnamen! Aber ſchau, Loni ... es könnt vielleicht doch einmal eine Zeit kommen, wo's dich reut!"

„Eine ſolche Zeit? Na! Da müßteſt du z'erſt ein anders Mannsbild werden . . . ſonſt erlebſt es ſchwerlich!“

„Müßts ihr zwei jetzt allweil wie Hund und Katz ſein?“ fuhr der Wirt dazwiſchen.

„Jetzt ich beiß doch g'wiß net!“ meinte Pauli mit bitterm Lächeln.

Loni lachte hell auf zu dieſen Worten. „Das muß wahr ſein, denn zum Beißen g'hört vor allem eine Schneid . . . und das Wörtl ſteht in dei'm Katechismus net!“ Mit einem energiſchen Ruck zog ſie die Teller vom Schänkkaſten und wandte ſich zu Baumiller: „Gehen S' zu, Herr Fritz, kommen S' zu mir raus in die Kuchl . . . Ihnen Ihr Eſſen könnt leicht ein' faden Beig'ſchmack kriegen, wenn ich's da 'rein traget.“ Sie ging zur Thür, und kopfſchüttelnd folgte ihr der Maler. Bevor er die Stube verließ, wandte er ſich nochmals zurück und rief Pauli zu:

„Gelt, vergiß net, daß mich übermorgen früh abholſt zu unſerer Partie auf den Sonnenberg.“

Pauli hatte keine Antwort mehr; er nickte nur mit dem Kopfe.

Traudl griff nach Gebetbuch und Regenſchirm.

„Es is ein Glück, wenn wieder einmal auf ein' Berg naufkommſt,“ murmelte ſie in Pauli hinein, „nachher kriegſt doch wieder ein' andern Gedanken. Der ewige Daunderlaun führt doch zu nix. Hint und vorn halt dich 's Deandl für ein' Narren und machſt dich vor alle Leut ſpöttiſch.“ Die Alte ſtand auf und ſtrich Rock und Schürze glatt.

„Sie meint's net ſo!“ ſagte Pauli begütigend.

„Jeſſes, jeſſes!“ Klatſchend flog das Gebetbuch auf den Tiſch, um ſofort von Traudl mit heiliger Scheu wieder aufgenommen und zur Sühne für dieſe Unbill an die Lippen gedrückt zu werden. „Sie meint's net ſo! Da möcht ich mich doch gleich bucklig lachen. Is dir das noch net g'nug?“ Zu beſſerem Nachdrucke ſtieß ſie ihrem Sohn mit jedem betonten Worte den Knauf des Regenſchirmes auf den Arm. „Willſt noch mehr Schand und Spott auf dich bringen? Wenn du g'ſcheid biſt, ſo gehſt jetzt mit mir und laßt den Findling gehn, von dem man net einmal weiß, ob er ein' Vater oder eine Mutter g'habt hat! Mach zu! Geh weiter!“

Ohne ein Wort der Erwiderung erhob ſich Pauli, nahm ſeinen Hut, nickte dem Wirt und Lehnl einen kurzen Gruß zu und folgte ſeiner

Mutter. Als er aus dem Flur ins Freie treten wollte, fühlte er ſich am Arm zurückgehalten. Es war der alte Lehnl, der ihm ins Ohr flüſterte:

„Sie is ein Madl! Laß dich's net verdrießen, Pauli!“

„Das wär ein Kunſtſtück, Lehnl.“

„Freilich wohl, aber du bringſt es fertig!“

Es war ein feſter Händedruck, mit welchem die beiden ſchieden.

Morgenſtunden mit der Einrichtung ſeiner Werkſtätte verbracht.

Nun war es elf Uhr mittags.

Drüben im Wirtshauſe ſtand Loni vor einem Tiſche, über welchen Lehnl eben ein großes Leinentuch deckte. Auf ihrem linken Arme hielt ſie ein längliches Körbchen, und unmutig warf ſie die Meſſer und Gabeln durcheinander, die es barg, weil ſie immer nicht das richtige, das heißt, das ſchlechteſte Paar finden konnte.

An dem Tiſche, der hier gedeckt wurde, und mit dem Beſtecke, das Loni zuſammenſuchte, ſollte Pauli ſein Mittageſſen einnehmen. Er hatte ſich durch Lehnl, der am Morgen auf ein paar Minuten zu ihm hinübergekommen war, für die folgenden Wochen als Mittagsgaſt anmelden laſſen.

So war Loni jetzt mit Beihilfe Lehnls beſchäftigt, ihm das erſte „Gedeck" zurecht zu legen: einen irdenen Teller, auf der einen Seite einen Blechlöffel und auf der andern Meſſer und Gabel, die Loni eben jetzt dazulegte, eine Mühe, welche ſie mit den Worten begleitete:

„Das G'ſchäft freut mich ſchon recht, ich muß ſagen!"

„Ja Lonerl, was machſt denn!“ rief Lehnl. „Schau nur grad die Gabel an! Die hat ja krumme Zinken.“

„Wann die Gabel dem gnädigen Herrn, der damit eſſen ſoll, net recht is, nachher ſoll er wohin gehen, wo er eine goldne kriegt. Verſtanden!“

Lehnl ſteckte die Zinken der Gabel, einen nach dem andern, in das Tiſchholz und bog ſie gerade. „Ja, ja! Recht nett!“ brummte er dazu. „Weil dir dem braven Burſchen ſein G'ſicht net g'fallt, jetzt muß am End gar ſein armer Magen das entgelten.“

„Sein G'ſicht?“ erwiderte das Mädchen ungeduldig. „Der ganze Menſch g'fallt mir net!“

„Wenn's ſchon ſo is . . . gut! Es is aber das noch lang kein Grund, daß man mit ei'm Menſchen ſo umſpringt, wie du mit dem Pauli. Ich ſag dir's, Deandl, du hättſt es net thun ſollen, daß du ihn geſtern ſo abg'ſchnalzt haſt.“

„Ja, aber ſag einmal ſelber . . .“ dabei ſetzte Loni das Körbchen auf den Tiſch und ſchlug die Hände ineinander, „ſag einmal ſelber! Is das net ein Mannsbild wie von lauter Semmelbröſel? Ein andrer hätt ſich halt g'wehrt und hätt g'ſagt:

Ich kann meine Muttergotteſer ſchnitzeln, wie ich mag, und dich geht's nix an! Was hat er aber raus'dalkt? Ich mach dir halt ein' andern!" Es war ein häßlicher Mund, den das Mädchen zog, um dieſe Worte in möglichſt langweiligem Tone vorzubringen. Nun fiel ihre flache Hand ſchwer auf die Tiſchplatte nieder. „Is das ein' Antwort für ein' Buben? Und dann braucht's es halt doch net, daß er grad mich zu ſo was hernimmt."

„No wart nur," drohte Lehnl, „er thut dir ſchon noch einmal was an. Z'nächſt ſchnitzelt er dem Teufel ſein' Großmutter, und nachher nimmt er auch dich zum Muſter."

Loni trug eben das Körbchen nach dem Schänkkaſten. Auf halbem Wege blieb ſie ſtehen, wandte das Geſicht zu Lehnl zurück und ſagte, während ein eigentümlich ſtolzes und ſelbſtbewußtes Lächeln ihre Lippen umſpielte: „Na, Lehnl, das thut der Pauli doch net!"

„Meinſt leicht, er hat dich alles z'viel gern dazu, gelt?"

„Könnt ſchon ſein!" Im gleichen Augenblick, in welchem Loni das ſagte, hörte ſie Tritte vom Flur. Mit ein paar eiligen Schritten verſchwand

Der Gaſt trat ein. Vom grünen, mit goldenen Schnüren umwundenen Filzhut bis hinunter zu den Schnallenſchuhen war er das Prototyp eines reichen Hofbauern.

Unter der Thüre blieb er ſtehen und ſtieß den Stock auf die Schwelle. „Kreuzſaxen, da herin is ja ſo ſtad, als ob eins rausg'ſtorben wär!“ Dann trat er in die Stube. „Grüß dich Gott, Pauli! Was haſt denn? Machſt ja ein' Kopf, als ob dir der Bader Zähn g'riſſen hätt!“

„Jetzt ſo was ließ ich mir halt doch net g'fallen!“ war die Antwort des Burſchen.

„Und du, Lehnl, was treibſt denn du allweil?“ wandte ſich der Bauer an den Alten.

„Fliegen fangen, damit ſ' kein' Bauern ſtechen!“

„Ein recht mildthätiges G'ſchäft, ich muß ſagen! Aber wo is denn der Höflmaier, der Wirt? Ich hab was mit ihm ins reine z'bringen.“

„Geh nur dort 'nein ins Nebenſtüberl, da is er drin,“ gab Lehnl zur Antwort, und der Bachbauer folgte nach einem Wort des Dankes dieſer Weiſung.

Der Alte ſah noch immer nach der Thüre, die ſich längſt hinter dem Bauern geſchloſſen hatte; nun wandte er ſich langſam zu Pauli:

„Du . . . Pauli . . . ich glaub, der Bachbauer is auf B'ſchau da . . . wegen ſei'm Muckl und wegen der Loni.“

Pauli erblaßte, und der Krug, den er eben vom Munde führte, zitterte in ſeiner Hand, als er ihn auf den Tiſch ſetzte.

Nicht lange währte es, ſo ſteckte der Wirt den Kopf zur Thüre heraus und rief Lehnl zu:

„Geh, ſag der Loni, ſie ſoll ein bißl da reinkommen.“

Mit einem bedeutungsvollen Blick auf Pauli erhob ſich der Alte und ging nach der Küche. Als er mit dem Mädchen in die Stube zurückkehrte, ſchritt Loni mit einem kurzen Gruß an Pauli vorüber.

Vor der Thür zum Nebenſtübchen faßte Lehnl das Mädchen beim Arm und flüſterte:

„Lonerl, ich glaub, der Bachbauer hat um dich ang'halten für ſein' Muckl. Aber ich bitt dich . . . thu's net . . . thu's net, wann du ihn net magſt.“

Loni klopfte den Alten lächelnd auf die Wange und trat in das Stübchen.

Raſch ſetzte Lehnl den Fuß an die Schwelle, ſo daß die Thüre ſich nicht ſchließen konnte.

„Was ſoll's, Vater?“ klang Lonis Stimme.

„Beſcheid ſollſt geben, der Rötelbachbauer will dich als Schwieger.“

„Mich?“ Und hellauf hörte man das Mädchen lachen.

„Ja . . . wenn's dich gar ſo freut,“ hörten die beiden in der Stube nun den Bachbauer ſagen, „dann freut's ja mich auch! Nachher wird's auch weiter kein' Anſtand haben, und ich frag gleich: wann is Hochzeit?“

„Ah ſo . . . jetzt hab ich allweil noch g'meint, es is G'ſpaß. Scheint mir aber nimmer, und drum muß ich auch wohl ernſtlich werden. Alſo kurz und gut . . . Euer Antrag is mir eine große Ehr, und der Muckl is auch ganz ein richtiger Burſch, aber . . . heiraten thu ich ihn net.“

Ein vergnügtes Lächeln flog über Lehnls Antlitz, als er das hörte, und leiſe ſchnalzte er mit den Fingern.

Inzwiſchen ſaß Pauli regungslos am Tiſche, ſtarrte, den Kopf in beide Hände geſtützt, auf den Teller nieder und ließ das Eſſen unberührt erkalten.

„Jetzt will ich dir aber was ſagen, Deandl!“

klang die Stimme von Lonis Pflegevater aus der Nebenſtube. „Es is net 's erſtemal, daß du gar ſo kurz an'bunden biſt. Das kann net allweil ſo fortgehen. Ei'm Antrag, wie dem heutigen, dem ſchlagt man net grad ſo die Thür vor der Naſen zu. Denn weißt, wenn du die Sach bei'm Licht betrachteſt, ſo hat die G'ſchicht halt doch ein' Haken. Du biſt ein Madl, das jedermann gern hat, und du wirſt weder von mir, noch von meiner Alten ſelig jemals ein ungutes Wörtl g'hört haben wegen deiner Herkunft. Aber es giebt halt doch Leut, die's net verwinden können, daß du einmal in einer Nacht vor ſo und ſoviel Jahr vor unſer Thür g'legt worden biſt. Drum ſollſt dir ſo was überlegen und dich net z'ſtark drauf ſteifen, daß du dem Wirt ſein Herzkäferl biſt . . . es könnt ſich leicht keiner mehr finden, der ſich drüber wegſetzt über den Namen „Findl-loni"!"

„Ja, überleg dir's wohl!" fiel der Bachbauer ein. „Ich kann mei'm Muckl ſo viel mitgeben, daß die Madln mit zwei Händ zugreifen thäten in jedem Bauernhof, wo er anklopft."

„Gut, Vater," klang Lonis erregte Stimme,

„gut . . . und wenn auch keiner mehr kommt . . . ledig g'ſtorben is auch net verdorben! Zugreifen und Ja ſagen kann ich bloß, wenn ſich einmal da unterm Bruſtfleck was rührt; denn ſolang's da drin tot bleibt, is eine Heirat kein Glück, ſondern ein G'ſchäft . . . und eine Heirat, die nach dem alten Brauch g'macht wird, wo der Bauer zum Bauer ſagt: gieb mir dein Madl, ich gieb dir noch fünfzig Gulden und eine Kuh drauf . . . eine ſolche Heirat kann machen, wer mag . . . ich net . . . und ich thu's net . . . vielleicht grad, weil ich ein Findlkind bin."

Raſche Tritte näherten ſich von innen her der Thüre, und Loni trat heraus, ſo ruhig, als hätte der Vater ſie gefragt, ob das am Morgen angezapfte Faß ſchon zu Ende gelaufen wäre. Drinnen hörte man den Wirt noch ſagen:

„Ja mein, Bachbauer . . . wann 's Deandl net mag . . . zwingen kann ich's net!"

Nun kamen auch die beiden Männer in die Stube. Im gleichen Augenblick wurde die Thüre, die nach dem Flur führte, von außen aufgeſtoßen, und Muckl trat ein. Es war eine kraftvolle, ſtämmige Geſtalt mit einem

Geſicht, dem der kecke Übermut aus den Augen blitzte.

„No, was is denn?“ rief er, indem er den Hut aufs Ohr rückte. „Jetzt wär ich da beim Daſein! Braucht das ſo lang, bis man Ja ſagt? Derweil mach ich zehn Heiraten aus.“

„'s geht doch net ſo g'ſchwind, als du meinſt!“ gab ihm ſein Vater ein wenig kleinmütig zur Antwort.

„Wär net z'wider! Loni . . . „na“ wenn g'ſagt haſt, nachher beiß ich mir gleich mein' Kopf runter. Bin ich net ein Kerl, der den Teufel in der Luft beutelt? Was haſt denn ausz'ſetzen an mir?“

Loni ſtand am Schänkkaſten und ſtellte die friſchgeputzten Gläſer in die Fächer. „Gar nix . . . aber heiraten thu ich dich net!“ Sie hatte nicht einmal das Geſicht nach dem Burſchen gedreht, als ſie das ſagte.

„Und warum net?“ fragte Muckl und trat an ihre Seite.

„Ich mag net. Verſtehſt? Das wird wohl Grund g'nug ſein!“

„Is net z'wenig,“ lachte der Burſche, „aber z'dumm is er mir doch! . . . War alſo das wirklich 's letzte Wörtl in der Sach?“

„Wenn du's net glauben willſt," fiel Louis Vater ein, „nachher mußt halt ins Waſſer gehen, daß dich die Krebſen freſſen!"

„Fallt mir ein! Für Krebsfutter bin ich mir doch z'gut. Ich denk mir halt:

Ein richtiger Bub
Bleibt niemals net hint,
Denn ein' andere Mutter
Hat auch ein liebs Kind!"

Ein heller Jauchzer reihte ſich an das Schnaderhüpfel; dann warf Muckl ſeinen Hut in die Fenſterniſche und ſetzte ſich zu ſeinem Vater, der an einem der Tiſche Platz genommen hatte.

„Hätt net 'glaubt, daß du's ſo leicht nähmſt," meinte dieſer.

„Soll ich mich vielleicht abkränken und mager werden wie ein Zwiefelröhrl . . . fallet mir ein! Siehſt, Loni, ich gieb dir ſogar den Rat, daß du jetzt erſt recht wähleriſch wirſt. Brauchſt net Sorg z'haben, daß du ledig bleibſt und als alte Jungfer in der Ewigkeit Wolken ſchieben mußt. Der da," und dabei deutete Muckl mit ausgeſtrecktem Arme nach Pauli, „der da bleibt dir allweil

g'wiß. Den haſt im Sack und brauchſt ihn bloß rausz'langen."

Lehnl, der neben Pauli ſtand, griff haſtig nach dem Arm des Burſchen, als wollt er ihn am Aufſpringen verhindern. Aber das war überflüſſige Sorge; Pauli rührte ſich nicht.

„Oder," ſprach Muckl weiter, „haſt mich am End gar abg'wieſen, weil du dich mit ihm ſchon verſprochen haſt?"

Loni fuhr auf wie von einer Natter geſtochen: „Dein dummes G'ſchwatz hat kein' Heimat. Daß zwiſchen uns nix is und nix wird, das weißt du ſo gut als ich, ſonſt wärſt net 'kommen und hättſt um mich ang'halten. Wenn ich einmal ein' nimm, das muß einer ſein, der eine Schneid hat, ein richtiges Mannsbild, und net einer, der bloß ſo heißt, weil er Hoſen anhat!" Zornig warf ſie das Staubtuch, welches ſie in der Hand hielt, in eine Ecke des Schänkkaſtens.

„Jeh . . . Pauli," ſpottete Muckl, „das wenn du dir g'fallen laßt, nachher darfſt gleich morgen Kegel aufſetzen!"

Pauli krampfte die Hand zur Fauſt und rief mit einem finſteren Blick dem Spötter zu: „Laß

mich aus'm Spiel, ich ſag' dir's! Ich hab dir kein' Anlaß 'geben! . . . Gieb mir kein'!"

„Jetzt ſo was ließ ich mir halt doch net ſagen," lenkte Muckl ein. „Ich thät ihr halt einmal das Wilde runter, was ſie ſich ſo vom Pechlerlehnl ang'wöhnt hat!"

„Du nixnutziger Loder," rief der Alte, „möchteſt net mich auch noch neinbringen!"

„Hätt ich vielleicht net recht! Von wem lernt ſ' denn all die Schlauderwörtln, als von dir? Zeit und G'legenheit hat ſ' ja g'nug. Zwiſchen euch dauert die Schul grad von der Früh bis auf d'Nacht, und es wär ſchon lang an der Zeit, daß d'Loni der G'meind ein Dankſchreiben ſchicket, weil ſ' ihr 's ganze Jahr ſo ein' ſaubern Schullehrer verhalt'."

Dem Mädchen ſchoß das Blut dunkelrot ins Geſicht bei dieſen Worten. Muckl hatte noch nicht geendet, da ſtand Loni bereits am Tiſche vor ihm. Ihre Stimme klang hart und bitter:

„Jetzt ſcham dich aber in d'Seel 'nein, daß du ihm das Stückl Brod vorwirfſt, was ihm die G'meind giebt. Thut dir der Pfennig jetzt ſchon weh, den du einmal dazu zahlen mußt als haus-

g'ſeſſener Bauer? Dank's unſerm Herrgott, daß du von einer Mutter biſt, die dich gleich mitten nein=g'ſetzt hat in ein' reichen Hof. Verdient hättſt es net nach ei'm ſolchen Spott auf ein' Menſchen, der ſich ſein ganz' Leben lang für die Bauern z'ſammg'arbeit' und z'ſammg'ſchunden hat. Ver=ſtehſt mich!" Damit wandte ſie ihm den Rücken und ging nach der Küche, um eine neue Partie der friſchgewaſchenen Gläſer in die Stube zu holen.

„Muckl," ſagte der Wirt lächelnd, „die Red kannſt auswendig lernen."

„Ich mag net; ich hab gar ein ſchweres G'merk," gab der Burſche zur Antwort. Die energiſchen Worte Lonis ſchienen nicht ſonderlich tief bei ihm gegangen zu ſein; aber er ärgerte ſich doch, und ſein hübſcher Schnurrbart mußte das entgelten.

Der alte Pechlerlehnl war dem Mädchen in die Küche nachgegangen und drückte ihr draußen dankbar die Hand. Die Stimme ſtockte ihm faſt ein wenig, als er ihr zuflüſterte: „Ich ſag dir halt Vergelt's Gott, daß dich ſo nein'redt haſt wegen meiner. Weißt . . . ich hätt ihm ſchon nausgeben können, aber ich hör auf ei'm Ohr nimmer recht."

„Du brauchst's fein. Wünschen Dank. Aber bein guter Freund, der schöne Herr Paul, der läßt sich gerad schon auch ein bißl um sich umschauen draußen. Verkimmt hättst eh am ihm; denn

da reißt ihm 's Maul ja oft bei nix, daß mir's mit der Zeit leicht z'viel werden könnt."

Während dem in der Stube sich jung, lachte sich die Geschichterl in der Küchenbank um eine neue Person vermehrt, um Lieserl, den Gnidenbuben des Bürstenb. Es war ein junger Mensch von etwa achtzehn Jahren. Der eckige Kopf mit

Digitized by Google

der Stumpfnaſe und dem Schlappmaul hätte eigentlich einen widerlichen Eindruck machen müſſen, wenn die Häßlichkeit des Geſichtes nicht durch ein paar grundgutmütige Augen gemildert worden wäre. Dieſer Kopf reckte ſich auf einem langen ſehnigen Halſe aus einer mageren, nachläſſig in ſich gekrümmten Geſtalt. Der Oberkörper war nur von einem groben Hemde umkleidet, das Loisl ſeit Sonntag auf dem Leibe trug — und jetzt zählte man den letzten Tag der Woche. Die Beine des Gaisbuben ſteckten in einer bis zur Möglichkeit abgewetzten ledernen Hoſe, welche die Kniee nackt ließ. Einſtens weiß geweſene, vielfach zerriſſene Stutzen umſchloſſen die Waden oder, beſſer geſagt, den Platz der Waden, während die nackten Füße in ſchweren, dickbenagelten Schuhen ſteckten. Ein in der Farbe ſehr zweifelhafter Rucksack, eine Zipfelkappe und ein am Wege geſchnittener Stock vollendeten Loisls Aufzug.

„Jetzt kommt der Rechte," hatte Muckl gerufen, als Loisl eingetreten war, „der is uns noch ab'gangen.

„Gelt, haſt Zeitlang g'habt nach mir." Damit war Loisl auf ihn zugetreten, hatte die

„Schenkſt mir was?“

Zipfelkappe abgezogen und ſie dem Burſchen mit beiden Händen entgegengehalten. „Schenkſt mir was?“

„Bettelſt ſchon wieder?“

„Von dem, was du mir g'ſchenkt haſt,“ lautete die patzige Antwort, „von dem kann ich mir noch net einmal eine Schuhſchmieren kaufen!“

„Was thätſt auch damit? Haſt ja gar keine Schuh.“

„Drum ſtünd's dir gut an, wenn mir ein Paar ſchenken thätſt.“

In dieſem Augenblick trat Loni wieder ein, in jeder Hand fünf Biergläſer. Als ſie an Pauli vorüberkam, blieb ſie ſtehen und ſchaute dem Burſchen mit einem halb mitleidigen, halb ärgerlichen Blick ins Geſicht. „Du biſt ſchon der Allerſchönſt!“ Dann ſchritt ſie kopfſchüttelnd zum Schänkkaſten. „Es is ſchon merkwürdig, was ein Menſch vertragt!“

„Ja grüß dich Gott, Loni,“ rief Loisl und eilte auf das Mädchen zu. „Geh, ſchenk mir was zum Eſſen!“

„Geh halt naus in die Kuchl. Auf der Anricht liegen Schmalznudeln . . . da nimmſt dir eine.“

„Eine grad?“ war die enttäuſchte Frage.

„Kannſt auch zwei haben, du Bettelſack!“

„Nachher nimm ich mir halt drei recht fette.“ Damit wollte Loisl der Küche zueilen.

„Halt einmal, du!“ rief ihm der Wirt nach, „was willſt denn eigentlich unterm halben Tag da herunt?“

„Jeſſes, jeſſes!“ Loisl kehrte zurück. „Da hätt ich jetzt bald drauf vergeſſen! Botſchaft ſoll ich ausrichten von deiner Sennerin . . . weißt, von der Zwerger-Nandl. Die will morgen abends runter von der Alm, weil am Montag ihr' Schweſter Hochzeit macht. Die alte Kramerwaben hat der Nandl ſchon verſprochen, daß ſ' ihr derweil aushilft. Jetzt kann aber die alte Kramerwaben erſt am Montag in der Fruh kommen, und jetzt hätt dich halt d'Nandl recht ſchön bitten laſſen, daß du übern Sonntag Abend und über d'Nacht d'Loni auf d'Weglalm ſchicken thätſt, damit d'Nandl runter kommen kann.“

„D' Nandl is wohl verruckt?“ knurrte der Wirt.

„Da biſt g'ſtimmt, die is g'ſcheider wie du!“

„Ich kann doch d' Loni net weglaſſen,“ war

die brummige Antwort, „wo am Montag die Hochzeit bei uns is, und dabei 's ganze Haus voller Arbeit!"

Da trat Loni zu ihrem Vater, legte die Hand auf ſeinen Arm und ſagte: „Das Deandl kann aber doch net am Feſtmorgen von ihrer Schweſter auf der Alm bleiben, und bei den Brautleuten wird's im Haus am End noch mehr Arbeit geben als wie bei uns. Wenn du willſt, Vater, können wir's doch machen. 's meiſte iſt ſchon herg'richt', heut und morgen bis Mittag kann noch viel g'ſchehen, und am Montag vormittags, bis in Kirch Zeit is, bin ich wieder da. Thuſt ihr halt den G'fallen."

„Ja, wenn du meinſt," ſagte der Wirt nach kurzer Überlegung, „wenn du meinſt, daß 's geht, hab ich nix dagegen."

Pauli war aufgeſtanden und verließ nach kurzem Gruß die Stube, um wieder an ſeine Arbeit zu gehen.

Als der Wirt auf Lonis Bitte die Zuſtimmung gab, neigte Muckl den Kopf gegen ſeinen Vater und flüſterte:

„Da kenn ich ein', der morgen nachts auch

auf der Weglalm is. Eine Anſprach und eine Frag unter vier Augen is das Deandl ja doch noch wert. Und . . . im Finſtern redt man ſich leichter.“

5.

Von der Stelle aus, wo der an Grenzung vorüberführende Weichbach in die Mauer einwindet, nach links einen nahhaften, hufeisenförmigen Bogen beschreibend, um ihren Weg ins Innere zu finden. Gegenungen wird sie dann durch einen Durchgang, der von den Brunnenkopf- und

Klammſpitzgruppe ausläuft, dann, unterbrochen durch die Spitzen des Pürſtlingkopfes, des Sonnenberges und des Brunnberges, an Linder und Graswang vorüberzieht und nach der Seite von Ammergau in die Kobelwand, nach der Seite des Zuſammenfluſſes von Rötelbach und Ammer in den Rappenkopf endigt. Weit über der Hälfte des Aufſtieges zu dieſer letztgenannten Bergſpitze hebt ſich aus der tiefgrünen Bewaldung eine kleine Hochebene, auf welcher die von ſaftigem Weideland umzogene, dem Wirte von Graswang gehörige Weglalm gelegen iſt. Faſt in der Mitte des mit leichter Steigung gegen den Berg ſich hinziehenden Wieſengrundes liegt die Sennhütte, an welche ſich, den Aufſtieg von Graswang verdeckend, das Gehölz mit einem ſchmalen Ausläufer heranzieht, indem es die Hütte noch mit ein paar hochſtämmigen Fichten überſchattet und in einiger Entfernung von derſelben aus Wachholdergeſträuch und jungen Bäumen einen lauſchigen Hintergrund bildet für einen niederen Brunnenſtock, der ſeinen dünnen Waſſerſtrahl leiſe plätſchernd in den durch einen gehöhlten Baumſtamm gebildeten Brunnengrand

ergießt. Die Sennhütte ſelbſt, die von all den hundert anderen des Gebirges ſich kaum durch etwas Beſonderes unterſchied, ſtand auf einer kleinen Bodenerhebung, welche gegen den Brunnen in etwas ſtarker Böſchung ausläuft, während ſie ſich nach dem Berge zu in gerader Fläche verliert. Die eine Hälfte des Blockhauſes bildete den Kaſer, zu dem von außen die Thüre führte, ſowie den Wohnraum der Sennerin, der durch ein kleines Fenſter ſein Licht erhielt, die andere Hälfte den mit eigener Thüre verſehenen Stall und Schuppen; darüber lag das Schindeldach mit den beſchwerenden Felsbrocken.

Dicht unter dem Fenſter war in die Außenſeite der hölzernen Wand eine Bank eingefügt, auf der die Sennerin ſaß, das große Butterfaß zwiſchen den Knieen. Es war eine dralle, friſche Erſcheinung, dieſes Mädchen, deſſen volle und runde Arme mit emſiger Geſchicklichkeit den Stößer des Butterfaſſes handhabten. Im Takte zu ihrer Arbeit ſang ſie ein Lied, und als ſie den Jodler mit einem hellen Jauchzer ſchloß, klang nah aus dem Gehölz ein langgezogener Juhſchrei zur Antwort.

Freudig überraſcht ſprang Nandl auf und eilte der Ausmündung des Steiges zu, der von Graswang zur Alm emporführte.

„Jeh, da kommt ja gar d' Loni ſchon! Und der Lehnl is auch dabei!“ rief ſie fröhlich aus, und es galt ſchon den beiden aus dem Gehölz Auftauchenden, wenn ſie lachend beiſetzte: „Das ſoll mich aber net wundern, denn ohne Loni kein Lehnl und ohne Lehnl kein' Loni!“

„Grüß dich Gott, Nandl!“ rief Loni, die

unter den Bäumen hervortrat, aufatmend ſtehen blieb und mit dem Ärmel über die erhitzte Stirne fuhr. Sie nahm das ſchwarze Kopftuch ab und blickte nach Lehnl zurück, der ihr mit etwas müden Schritten folgte.

„Wir haben dir . . . ſchon lang zug'horcht . . . auf dein' G'ſang," ſprach er Nandl an, wobei er ein paarmal abſetzen mußte, um Atem zu holen. „Kannſt es leicht ſo ſchön wie die Engeln im Himmel."

„Probier's ja auch allweil," war die fröhliche Antwort, „damit ich einmal dazuſtimm, wann ich neinkomm in Himmel."

„Du darfſt net 'nein!"

„So . . . wegen was nachher net?"

„Biſt alles z'verliebt . . . und die, wo ſo viel G'ſpuſi treiben, laßt der Peterl net 'nein!"

Wie leiſer Ärger klang es aus Nandls Stimme, als ſie zur Antwort gab: „Müßt ich faſt lachen, wenn's wahr wär!"

„'s Lachen wird dir ſchon vergehen, bald er dich einmal kriegt, der mit dem Schürhakl."

„Geh, ſchwatz net ſo viel!" mahnte Loni den Alten, nahm ihn beim Arm und zog ihn zum

Brunnen. „Da ſetz dich nieder und ſchnauf ordentlich aus. Der Weg da rauf is kein Katzenſprung für ein alts Leut.“

„Nandl ... Nandl!“ plärrte es plötzlich hinter der Hütte, mir is was g'ſchehen!“ Und ſtolpernd kam Loisl den Hügel herabgerannt, indem er ſich die Seite rieb und ein ganz jämmerliches Geſicht dazu ſchnitt.

„Was is denn ſchon wieder?“ fragte Nandl ungeduldig.

„Unſer ... unſer Gaisbock hat mich g'ſtößen ... das Vieh!“

Nandl mußte lachen. „Haſt ihn wieder 'tratzt, gelt?“

„Na, bloß ein' Renner hab ich ihm 'geben, nachher is er davon. Ich hab ihn fangen wollen und hab ihm allweil recht ſchön zug'redt, 's hat mich aber nix g'nutzt. Auf einmal, ich hab ſchon gar nimmer dran 'denkt, ſteh ich ſo droben am Hüttenbergl und ſchau zum Holzergirgl nunter ... krieg ich von hint ein' Puff und purzl dir übers Bergl nunter wie eine Kirtanudl. Wie ich in d'Höh' ſchau, ſteht das ſchwarze Vieh droben wie der Teufel und ſchaut mir nach und ſagt allweil: mehehehe!“

Lehnl und die beiden Mädchen lachten aus vollem Halſe, als Loisl ſo daſtand mit ſchlaff hängenden Armen, den Hals geſtreckt und die Stimme des Gaisbocks nachahmend.

„Der Gaisbock is halt g'ſcheider als du," ſagte Lehnl und klopfte dem Gaisbuben beruhigend auf die Schulter.

„Das is ſchon eine Kunſt auch," war die entrüſtete Antwort, „wenn man ein' von hint erwiſcht. Aber wart nur, jetzt hol ich mein' Geißelſtecken, nachher kriegt er Wix." Eilig humpelte Loisl der Hütte zu und verſchwand in der Thüre des Schuppens.

„Und ich richt mich halt jetzt ſchön langſam z'ſamm, daß ich weiter komm," ſagte Nandl zu Loni, „weil doch ſchon ſo gut warſt und rauf'kommen biſt."

„Ja, ja, geh nur," ermunterte Loni das Mädchen, „'s is Zeit, ſonſt kommſt noch in d'Nacht 'nein. Da ... wann du nunterſchauſt ins Thal, da wird's ſchon bald Abend."

„Zu thun haſt nimmer viel," ſagte Nandl, während ſie der Hütte zuſchritt, „brauchſt grad den Butter ausz'nehmen, er is ſchon bald bei-

„Mehehehe!“

ſamm . . . und was denn noch g'ſchwind? Ja . . . und ein' Trank fürs Vieh mußt aufſetzen, nachher wird dein G'ſchäft bei'nander ſein."

„Ich will dir's ſchon recht machen." Damit band ſich Loni die Schürze um, welche Nandl abgelegt hatte, und ſchritt auf die Bank zu, vor welcher das Butterfaß ſtand.

Lehnl hatte ſich die ganze Zeit über damit beſchäftigt, die während des Aufſtieges zur Alm erloſchene Pfeife wieder in Brand zu bringen. Noch immer ſaß er auf der Bank am Brunnen, auf welche ihn Loni niedergedrückt hatte. Es ſchien ihm gar wohl zu gefallen, daß Loni ſich ſo raſch in ihre neue Arbeit ſchickte, und es war ein recht herzlicher Blick, mit dem er das Mädchen verfolgte, als es zur Hütte emporſtieg.

„Kommſt aus der Arbeit jetzt gar nimmer raus!" rief er Loni nach. „Und bald nunterkommſt, geht's drunten auch wieder an. Die Hochzeit wird dir ſchön z'thun geben."

„Mein, es wird mir doch d'Arbeit net z'viel werden, und gar daheroben. Kann's denn ein ſchöners Platzerl geben als die Weglalm? Die Berg . . . die Luft . . . und ſchau, wann da an dem

Fleckl ſtehſt," damit trat ſie an das Stangengeländer, das die Hütte umzog, und hob die Hand über die Augen, „da ſiehſt grad nunter auf Graswang, und da liegt's dir ſo friedlich und heilig da wie ein Kripperl."

Lehnl nickte ſchmunzelnd. „Nur geht ihm 's Chriſtkinderl ab, wenn du net daheim biſt."

Das Mädchen lachte. „Geh, du biſt ein verliebter Giſpel," rief ſie dem Alten zu. „Man meinet, was ich dir ſchon 'than hätt, daß du gar ſo an mir hängſt."

„Du lieber Gott!" war die gutmütige Antwort. „Warum haſt du ein Nagerl gern, eine Roſen, oder d'Sonn? Thut dir auch nix B'ſonders z'lieb und magſt es doch. Mußt dir mein' guten Willen halt g'fallen laſſen." Wie ein Schatten flog es über Lehnls Geſicht. „Wann einmal verheirat' biſt, wird's ohnedas anders."

„Damit hat's noch gute Weg," ſprach Loni leicht vor ſich hin und hob den Deckel des Butterfaſſes, um nach dem Inhalt zu ſehen.

„Das mußt net ſo leicht ſagen; ſo was kommt über Nacht und Tag." Lehnl nahm die Pfeife aus dem Mund und ſah recht bedenklich

nach der ſchwachen Glut. Kein Blick traf das Mädchen, als er nun den mattglimmenden Tabak anſprach: „Hättſt erſt geſtern dein Glück machen können.“

Energiſch fuhr der Stößer mit Lonis Händen nieder, daß die Milch im Faſſe klatſchte. „Es is net dein Ernſt, was da ſagſt, obwohl . . .“ und Stimme und Miene des Mädchens wurden diplomatiſch . . . „obwohl der Muckl noch der einzige wär, von dem man bei ſo was reden könnt.“

„Wirklich? Der einzige?“ fragte Lehnl ſeinen Tabak, der ſich, ermuntert durch einen glühenden Schwamm, zu beſſerem Brennen entſchloß.

„Ich wüßt ſonſt kein',“ gab ihm — nicht ſein Tabak, ſondern Loni zur Antwort.

„No . . . und der Pauli?“

Abermals ein kräftiger Stoß in das Butterfaß, dann ſprang Loni auf und ſchüttelte die Schürze. „Mit dem wär ich fertig für heut!“ rief ſie.

Haſtig wandte Lehnl ſein Geſicht nach dem Mädchen: „Mit dem Pauli?“

„Na . . . mit dem Butter!“ Und mit beiden Händen hob Loni das Faß empor, um es zum Brunnen zu tragen.

„No mein," ſagte Lehnl, während er etwas zur Seite rückte, um Loni zum Ausheben des Butters Platz zu machen, „es hätt grad ſo gut auf den Pauli auch paſſen können. Er is ja heut in aller Früh ſchon mit dem Maler fort auf den Sonnenberg. Und ich denk, der Herr Fritz wird ihm z'lieb am Heimweg net zwei Stund lang umgehen wollen."

„Gott ſei Dank!" gab Loni zurück, und — klitſch, klatſch — bearbeiteten ihre Hände den milchtriefenden Butterballen. „Gott ſei Dank! So vergeht mir doch auch einmal ein Tag, wo mir der Menſch net auf die Füß rumtritt!"

Da klang ein heller, kurzer Jauchzer von der Höhe, ein Jodler folgte, und als dieſer mit einem langgehaltenen Juhſchrei ſchloß, blickte Lehnl zu Loni empor, welche daſtand wie vom Blitz gerührt und ſtarr zur Höhe des Berges aufſchaute. Mit knapper Not hatte ſie den Butterballen noch in den Händen verhalten, der ihr beim erſten Schreck beinahe in den Brunnentrog gefallen wäre. Lehnls Bruſt erſchütterte ein leiſes innerliches Lachen, wie man es oft bei Menſchen bemerkt, welche plötzlich etwas eintreffen ſehen, was ſie nach

allen Vorausſetzungen mit halber Gewißheit längſt erwartet haben.

„No ja . . .“ ſtieß Loni hervor, und der Butterballen klatſchte in die irdene Schüſſel nieder, daß die Milch dem Alten ins Geſicht ſpritzte, „kennſt ja wohl das Sprichwort von demſelben Thier, von dem d'Leut ſagen:

Wann man's nennt,
Kommt's g'rennt!“

Damit nahm ſie die Schüſſel auf und ſchritt der Hütte zu.

Unter der Thür trat ihr Nandl entgegen, das Kopftuch umgebunden und ein kleines Bündel unter dem Arme. „So, jetzt hab ich's!“ ſagte ſie zu Loni. „B'hüt euch Gott, und halts mir gut Haus.“

„Halt, Nandl, ich geh mit!“ ſchrie Loisl, der aus dem Schuppen trat und mit ſeiner Peitſche knallte, „könntſt leicht ausrutſchen auf dem wurzigen Weg.“ Er hatte noch nicht ausgeſprochen, da ſtolperte er über eine der Hüttenſtufen, fiel der Länge nach über den ſteilen Abſtieg und purzelte bis vor Nandls Füße. Mühſam erhob er ſich, rieb ſich unter ſchmerzhaften Grimaſſen die Hüfte und

den Schenkel, und während er dem lachenden Mädchen zum Steige folgte, brummte er vor ſich hin: „Jetzt wär ich aber ſchiergar g'fallen!“

Kaum waren die beiden im Gehölze verſchwunden, als von der anderen Seite her Baumiller und Pauli über die Höhe herabſtiegen.

„Ja Pauli . . .“ rief der Maler und blickte ſich verwundert um, „wo haſt denn du mich hing'führt? Da ſind wir ja auf der Weglalm bei der luſtigen Nandl.“

Eben trat Loni wieder aus der Hütte und rief dem Maler zu: „Heut müſſen S' aber ſchon mit mir vorlieb nehmen.“

„Ja Loni,“ fragte der Maler verwundert, „ſeit wann biſt denn du Sennerin?“ Dann ſtieg er zur Hütte empor und reichte dem Mädchen die Hand zum Gruße, während ſich's Pauli bereits an Lehnls Seite auf einem Felsſtücke bequem gemacht hatte.

„Aber jetzt werden S' müd ſein!“ ſagte Loni beſorgt zum Maler. „Setzen S' Ihnen da nieder auf das Bankl und raſten S' aus. Haben thu ich nix als Milch und ein' friſchen Butter.“

„Nur her damit!“

Loni verſchwand in der Hütte.

„Ich hab g'meint, ihr ſeids am Sonnenberg g'weſen?“ ſagte Lehnl zu Pauli.

„Waren wir auch,“ gab dieſer zur Antwort, während er ſich angelegentlich mit dem abgelegten Rucksack beſchäftigte und denſelben achtſam zur Seite legte, als wollte er den Inhalt nicht durch Drücken beſchädigen.

„Da habts nachher grad den nächſten Heimweg g'macht, das muß ich ſagen. Aber freilich ... wie der Herr Pfarrer ſagt, alle Weg führen nach Rom, ſo führen bei dir alle Weg nach der Weglalm, wenn d'Loni da is, gelt?“

Loni hatte unterdeſſen dem Maler einen mächtigen Weidling mit friſcher Milch auf die Kniee geſtellt und Brod und Butter ihm zur Seite auf die Bank gelegt. Nun kam ſie den Hügel herunter, ſtellte ſich, die Arme in die Seite geſtemmt, vor Pauli hin und fragte:

„Is dem Herrn vielleicht auch was g'fällig?“

„Wie magſt fragen?“ warf Lehnl lächelnd ein. „Denn ſpeiſt ja d'Lieb.“

„Mit dir hab ich net g'redt,“ lautete die ärgerliche Zurechtweiſung.

„Sonſt war's wohl ſo der Brauch auf der Alm,“

ſagte Pauli, „daß ei'm d'Sennerin eine Schüſſel Milch 'bracht hat, wenn man im Vorbeigehen ein='kehrt is."

„No! Ich möcht mich halt rühren, wann's mich hungert! Ich kann dir net neinſchauen in Magen!" Damit kehrte ſich Loni kurz von ihm ab und ging zur Hütte.

Es war ein recht bitteres, wehmütiges Lächeln,

mit dem ſich Pauli zu Lehnl wandte, als ihn dieſer anſprach:

„Was haſt denn da in dei'm Rucksack drin?“

„Ein paar Boſchen Edelweiß, wo ich heut g'funden hab! Wird wohl 's letzte ſein für heuer.“

„Für wen g'hört's denn?“ fragte Lehnl; doch es lag keine Spur von Neugier im Ton ſeiner Stimme; es war eher jener gewohnheitsmäßige Klang, mit dem man einen Freund, den man da oder dort getroffen, zu fragen pflegt: „Biſt du auch da?“ Für wen dieſes Edelweiß beſtimmt wäre — das ſchien Lehnl bereits zu wiſſen, als er fragte: „Für wen g'hört's denn?“

„Für mein Mutterl.“

Lehnl mußte doch eine andere Antwort erwartet haben, denn es klang ein recht bedenklicher Zweifel aus ſeiner Stimme, als er vor ſich hinbrummte: „So . . . ſo . . . fürs Mutterl?“

Loni ſtand wieder vor den beiden und hielt Pauli eine Schüſſel entgegen.

„Vergelt dir's halt Gott,“ ſagte der Burſche, während er das Geſchirr auf ſeine Kniee ſtellte und mit dem Finger den Rahm von der Schüſſelwand löſte. „Vergelt dir's halt Gott, daß du ſo

gut biſt und mich net ſchlechter haltſt, als ein' andern."

Es war ein hartes, trockenes Lachen, mit dem ſich Loni zu Pauli niederbeugte: „O du g'nügſamer Menſch!"

Dann ſchritt ſie zum Brunnen, faßte mit lautem Geklapper die zum Trocknen aufgeſtellten Milchgeſchirre zuſammen und trug ſie in die Hütte.

Mit ein paar langen Zügen hatte Pauli die Schüſſel geleert, als ihm der Maler von oben zurief:

„Pauli, jetzt brechen wir wieder auf, ſonſt bringen wir den Umweg gar nimmer ein. Bis wir nunterkommen, wird's ſo wie ſo ganz finſter werden."

Schweigend ſtellte Pauli das Geſchirr beiſeite, erhob ſich und griff nach Rucksack und Bergſtock.

Lächelnd reichte Loni dem Maler die Hand: „B'hüt Ihnen Gott halt! Es hat mich ſchon recht g'freut, daß S' bei mir zug'ſprochen haben!"

„No, und mich ſelber am allermeiſten! Aber wie is denn nachher, Loni, wirſt morgen auf der Hochzeit auch mit mir tanzen?"

„Wär net aus!“ erwiderte das Mädchen geſchmeichelt. „Da kommt's doch z'erſt drauf an, ob Sie mir die Ehr ſchenken!“

„Jetzt da kannſt ſicher drauf rechnen!“ lautete des Malers fröhliche Antwort.

„Was is denn mit dir, Lehnl?“ fragte Pauli inzwiſchen den Alten, während er den Rucksack über die Schultern zog. „Gehſt du net mit?“

„Na!“ gab Lehnl zur Antwort; dann erhob er ſich, trat an Paulis Seite und flüſterte ihm zu: „Ich muß erſt noch dir ein bißl zu gut reden! Und . . .“ fügte er bei, während er mit Pauli auf Baumiller und Loni zuſchritt, „ſchlafen werd ich wohl auch daheroben. Ich laß die Loni net allein in der Nacht.“

Die letzten Abſchiedsworte wurden gewechſelt, und der Maler machte ſich, von Lehnl einige Schritte begleitet, voraus auf den Weg. Pauli hatte ſich ſchon dem Gehölze zugewandt, als er nochmals umkehrte. Es war ein herzlich warmes Wort, womit er dem Mädchen die Hand bot:

„B'hüt dich Gott, Loni!“

„B'hüt dich Gott auch!“ war die Antwort; und indem ſie die dargebotene Hand ergriff, zuckte

ein leiſes Lächeln um ihre Lippen. „Gelt, vergeh dich halt ſobald net wieder auf d'Weglalm.“

Lehnl, der eben zurückkehrte, hatte die letzten Worte gerade noch gehört; er klopfte das Mädchen auf die Schulter und ſagte:

„Hab kein' Sorg, Deandl, wann du net da biſt, nachher findt er net her!“

6.

Drunten im Thale war längſt die Dämmerung eingetreten. Nun ſchlich ſie auch mählich herauf über die tannenbewaldeten Höhen; langſam zogen die tiefen, rieſigen Schlagſchatten der Nachbarberge über die einſchlummernden Wipfel und über die ſtillen Matten, während der letzte Gruß der Sonne mit dunklem Purpur die waldloſen Kuppen und Spitzen über-

hauchte. Über den Bergen da draußen, fern am Himmel ſah man noch einzelne, langgezogene Wolkenſtreifen mit lichtem Gold beſäumt, aber je höher es hinging am Firmamente, um ſo bläſſer wurden die Farben, um ſo unklarer ſchwammen die Konturen der gleich getönten Wolkenmaſſen durcheinander. Faſt ſah es aus, als ob dieſe lebloſen Gebilde der Lüfte plötzlich Leben und Gefühl in ſich geboren hätten, fähig, die ganze herbſtliche Schönheit des hinſchwindenden Tages zu erfaſſen — ſo ſehnſüchtig zogen ſie der untergehenden Sonne nach. Nur fern im Oſten zeigte dieſe dunkle Hülle des Himmels einen matten, ſich in der Runde wieder verlierenden Lichtkreis. Es waren die Strahlen des Mondes, die ſich dort mühſam einen hellen Weg durch die dichten Wolken brachen.

Auch auf der Alm war es ſtill geworden; das Gebrüll der einziehenden Kühe war verſtummt, das vielſtimmige Geläut der Schellen war verklungen, und faſt ſchien es, als ob auch der Brunnen leiſer und ruhiger flöſſe wie am Tage. Still inmitten dieſes Friedens ſtand die Hütte; nur die leichten Dampfwolken des eben mit Waſſer gelöſchten Herdfeuers kräuſelten ſich noch durch die Ritzen des Schindeldaches in die dunkelnde Luft.

Auf der Bank vor der Hütte ſaß Lehnl und ſchmauchte ſein Pfeifchen. Nun trat auch Loni aus der Thür ins Freie; ſie hatte die Arbeitsſchürze abgelegt und ſtülpte, als ſie ſich an Lehnls Seite auf die Bank niederließ, die Ärmel ihres Leibchens nieder.

Der Alte mußte wohl all die Zeit her über die Art und Weiſe nachgedacht haben, in welcher Loni ſeinen jungen Freund Pauli entlaſſen hatte, ſonſt wäre wohl das erſte Wort, das er zu dem Mädchen ſprach, ein anderes geweſen.

„Heut abend, Lonerl, hättſt dir mit leichter Müh den ſchönſten Buſchen Edelweiß verdienen können, wenn dem Pauli, wie er 'gangen is, ein freundlichs Wörtl 'geben hättſt. Er hat ihn ſchon im Ruckſack g'habt. Aber freilich . . .“

„Laß mir mein' Ruh!“ unterbrach ihn das Mädchen. „Und fang net wieder von dem Leimſieder an. Du kannſt viel zu mir ſagen . . . wenn du aber ſonſt nix z'reden weißt, nachher kannſt mich fuchtig machen.“

„Ich thu's doch net, um dich z'ärgern,“ fiel Lehnl beſchwichtigend ein, „im Gegentheil, ich thu's ja nur, weil ich dir's gut mein'!“

„Was du net ſagſt!“ lautete die halb ſpöttiſche, halb zweifelnde Entgegnung.

Lehnl that ein paar tiefe Züge aus ſeiner Pfeife. „Siehſt . . .“ abermals ein tiefer Zug . . . „ſiehſt . . . geſtern, wie dem Muckl ſein Vater um dich ang'halten hat, is mir völlig angſt 'worden, du könnteſt „ja“ ſagen. Der Muckl is ein guter

Kerl, das heißt, wenn er mag . . . aber wenn du ihn auch gern g'habt hättſt, ihr hätts doch net z'ſamm'paßt! Er is ein Menſch, der 's Leben nimmt, wie d'Sennerin den Rahm . . . von oben weg. Bei dir is die G'ſchicht ganz anders . . . und zwei Leut, die in der Art verſchieden ſind, die paſſen niemals

net z'ſamm. Der einzige ... nimm mir's net übel, daß ich halt wieder davon anfang ... der einzige, der in ſolcher Art zu dir paßt, das is und bleibt der Pauli." Vertraulich rückte der Alte näher und lehnte ſeine Schulter an die des Mädchens. Seine Pfeife ſchien er ganz vergeſſen zu haben, als er fortfuhr: „Schau, Loni, du mußt bloß denken, wen du auf der Welt noch haſt. Dein' Pflegmutter liegt ſchon unter der Erden, und dein Pflegvater iſt auch ſchon ein alter Kerl ... ich will g'wiß nix berufen," ſo fuhr ſich Lehnl ſelbſt in die Rede, als er ſah, wie bei dieſen letzten Worten die Lippen des Mädchens leiſe zu zittern begannen, „ich will g'wiß nix berufen, aber ſchau, mein liebs Deandl, man weiß halt doch net, was heut oder morgen g'ſchehen kann."

Loni hatte die beiden Hände in ihrem Schoße liegen; nun fuhr ſie ſich raſch mit der einen Hand über die Stirne, und ihre Stimme klang gepreßt, als ſie, gerade vor ſich in die Luft ſtarrend, die Worte hervorſtieß: „Was fahrſt jetzt da ſo lang rum im Nebel? Sag doch kurz: du haſt kein' Menſchen auf der Welt, von dem du ſagen könnteſt, er g'hört zu dir und du zu ihm. Schau, Lehnl,"

die Härte in ihrer Stimme milderte ſich, „ich hab ſelber ſchon öfters über dem Pauli ſeiner Lieb nach'denkt. Und wenn's mir dann in Sinn kommt, wie verlaſſen ich auf der Welt bin, da thut's mir wohl, wenn ich mir ſagen kann, es giebt ein' Menſchen, von dem ich weiß, ich bin ſein ganz Denken, ich bin ſein Alles. Aber wenn ich nachher den Pauli wieder anſchau, wie er is und wie er thut, ſo muß ich mir wieder ſagen, ich kann ihn net mögen, ich kann net."

„Wann ihn nur ich heiraten könnt!" ſeufzte Lehnl mit einem leiſen Anlauf zum Scherz, als begänne ihm das Geſpräch zu ernſt zu werden.

Loni aber hatte dieſen Einwurf ganz überhört. „Mein Pflegvater hat g'wiß viel für mich 'than," ſprach ſie weiter, „ich hab ihn auch ganz gern; aber die rechte Lieb, wie man ſ' zu ei'm Vatern haben ſoll, is das halt doch net. Wenn ich mir das alles ſag . . ." tief atmend preßte Loni die Hände auf ihre Bruſt, „dann ſpür ich's recht ſchwer, daß ich ſo gar kein' Menſchen hab auf der Welt, den ich ſo recht von Herzen lieb haben kann . . . und wo ich auch wüßt, warum. Siehſt, in ei'm ſolchen Augenblick, da ſteigt's mir heiß auf, und

ich kann die Stund nur verfluchen, in der meine rechten Eltern mich der Gnad und Barmherzigkeit fremder Leut überlaſſen haben."

In überwallendem Schmerze war Loni aufgeſprungen, drückte den Arm über die Augen und ballte die Fäuſte. Als Lehnl ſie nun leicht um die Hüfte faßte und ſanft wieder auf die Bank niederzog, fühlte das Mädchen, wie die Hände des Alten zitterten.

„Weißt denn auch g'wiß," ſo fragte er Loni mit einer Stimme, die das Mädchen erſtaunt aufblicken machte, „weißt denn auch g'wiß, ob's keine Sünd is, wenn du ſo von deine Eltern redſt?"

„Siehſt Lehnl . . . in mei'm Herzen, da is mir grad, als wär ein Kammerl drin, das mir unſer Herrgott ganz extra für d'Eltern g'ſchaffen hat. Und wie weh mir's thut, daß die Kammer leer 'blieben is, das kann ich kei'm Menſchen ſagen. Ich hab keine Eltern und hab doch ein Herz dafür, und mir will's net in Sinn, daß es Leut geben ſoll, die ein Kind haben und keine Lieb dazu, die's weggeben können in Gleichmut oder gar in Haß!"

Der Alte, dem das Mädchen hier ſo ohne Scheu ihr Innerſtes ausſchüttete, mußte ein ge-

mütvolles, mitfühlendes Herz beſitzen, denn ſeine Stimme bebte, als er Loni fragte: „Wer ſagt dir denn g'wiß, daß alles ſo is?“

„Wie könnt's denn anders ſein?“ fuhr Loni verwundert auf. Dann ſank ſie wieder in ſich zuſammen und nickte wehmütig mit dem Kopfe. „O ja ... eins könnt ich mir noch denken: daß ich eine Mutter g'habt hab, die mich wegg'legt hat aus Angſt vor der Schand, daß ſie Mutter 'worden is. O hätt ſ' mich b'halten!“ Die Hände des Mädchens falteten ſich wie zur Bitte. „Meine Lieb hätt ihr müſſen alles vergeſſen laſſen, die Treuloſigkeit von ihrem Schatz und 's Achſelzucken von die andern Menſchen!“

Loni verſtummte und vergrub ihr Geſicht an Lehnls Schulter, der plötzlich von einer ganz beſonderen Neugier erfaßt wurde, zu ſehen, was denn der Brand in ſeiner Pfeife mache, die er ganz vergeſſen zu haben ſchien. Freilich, wär es heller Tag geweſen, ſo würde man mit dieſer gleichgültigen Beſchäftigung die ſchwere Thräne wenig in Einklang haben bringen können, die man langſam über ſeine braune, faltige Wange hätte rollen ſehen.

„Sag einmal, Deandl,“ ſprach er Loni an,

und ein tiefer Ernſt klang durch ſeine Worte, „ſag einmal, wie's kommt, daß du, wenn du von deine Leut redſt, bloß allweil die ſchlechten Seiten aufführſt und nie eine gute?“

Ohne das Haupt von Lehnls Schulter zu erheben, fragte Loni leiſe: „Wüßteſt du da eine z'finden?“

„O ja!“ klang die eindringliche Stimme des Alten entgegen. „Denk einmal, ſie hätten Unglück g'habt und wären ſo recht im Elend g'ſteckt, daß gar net g'wußt hätten, wie ſie ſich von ei'm Tag auf den andern durchbringen ſollen. Kannſt dir jetzt gar net denken, daß deine Leut dich grad deswegen, weil ſ' dich ſo gern g'habt, fort'geben haben unter Kummer und Herzleid, bloß damit's dir beſſer gehen ſollt im Leben?“

„Jetzt ſo eine Lieb, die will mir net recht in Kopf; ich mein', d'Lieb müßt b'ſitzen, d'Lieb müßt haben ... man ſagt doch net umſonſt: lieb haben!“ In heißer Leidenſchaftlichkeit löſten ſich dieſe Worte von den Lippen des Mädchens. Wie in unbewußtem Drange hatte ſie den Arm um den Hals des Alten geſchlungen, und als nun ein breiter Strahl des Mondes, der durch eine Lücke

der hüllenden Wolken niedergefloſſen war, die beiden mit ſeinem milden Lichte übergoß, da leuchteten Lonis Augen in hellem Feuer, und aus ihrem Antlitz ſprach die heiße Sehnſucht nach dem Beſitz eines Weſens, das ſie in treuer Liebe umſchlingen könnte.

„O mein Deandl, Lieb und Lieb is zweierlei.“ Ein tiefer, ſtockender Seufzer hob Lehuls Bruſt. „Schau, Loni, es giebt auf der Welt gar verſchiedene Lieben; aber die richtigſte und die wahrſte is halt doch bloß d'Elternlieb, weil ſie die einzige is, die allweil giebt und niemals nimmt und nehmen will. Ein Bub, wenn er dich noch ſo gern hat, wenn er ſich dir ganz z'eigen giebt, warum thut er's ... Narr ... weil er dich dafür will. Aber was kann ein Kind ſei'm Vatern oder ſeiner Mutter geben? Wenn's brav is, haben die alten Leut eine Freud, es is ſchon wahr ... wenn 's Kind die alten Leut recht lieb hat, wenn ſie ſ' hegt und pflegt, wie's im vierten Gebot ſteht, es thut ihnen wohl ... aber 's Rechte und 's Ganze is das noch allweil net. Die größte Freud, die man an Kindern erleben kann, das is, wenn ſ' glücklich werden. 's Glück von die Kinder is d'Selig-

keit von die Eltern.“ Ein edles Feuer verſchönte das faltenreiche Geſicht.

Mit großen, verwunderten Augen blickte Loni auf den Alten. „Ja Lehnl,“ ſagte ſie langſam und jedes Wort betonend, „ich ſchau nur grad und frag mich, wo bei dir das alles herkommt. So kann ein Menſch net reden von der Lieb, wenn er's net ſelber g'ſpürt hat.“

„No mein, freilich hab ich's g'ſpürt!“ war die halb kleinlaute, halb ernſte Antwort.

„Was du ſagſt! 's erſte Wörtl, ſeit ich dich kenn?“

„Was hätt ich auch für ein' Grund g'habt zum Reden?“ Das klang ausweichend — und mit umflorten Augen blickte Lehnl in die graue Dämmerung hinaus.

„Wenn auch ſonſt kein',“ drang Loni ſchmeichelnd in den Alten, „nachher doch wenigſtens den, den ich hab, wenn ich dir mein Herz ausſchütt... daß es leichter wird.“

„Du mein Gott, was wär auch am End an der G'ſchicht z'erzählen; ſo was kommt alle Tag vor.“ Noch ein paar Sekunden beſann ſich der Alte, dann begann er zu erzählen. Stoßweiſe

kam es hervor, Wort für Wort; dem Klang der Stimme merkte man's an, wie das, was ſie ſagte, jahrelang begraben war in einer tiefen, ſchmerzgewohnten Bruſt. „Gern haben wir uns g'habt ... 's Madl und ich ... aber g'habt haben wir alle zwei nix ... drum haben's dem Deandl ſeine Leut auch net zug'laſſen, daß wir Hochzeit g'macht haben. 's Deandl war ein folgſams Kind, ſo haben wir halt g'wart', bis die Alten g'ſtorben ſind. Es hat ein bißl lang 'dauert; ich war ſchon in die Vierzig und 's Madl net weit vom Dreißiger. In der Fruh ſind wir kopuliert worden, und am Nachmittag bin ich holzen 'gangen und mein jungs Weib auf d' Alm. Aber wir haben uns gern g'habt und waren z'frieden, wenn's gleich oft 'kommen is, daß wir bloß über den andern Tag warm 'geſſen haben. Zur richtigen Zeit war auch ein Kind da. Jetzt hat 's Unglück ang'fangt. Mein Weib hat ſich nimmer erholt, und net lang hat's 'dauert, da hat man's ein'graben." Der Alte fuhr ſich mit dem Rücken der Hand über die Augen und ſprach dann haſtig weiter: „Mich hat's an dem Ort nimmer g'litten ... vom Arbeiten war keine Red mehr ... jeden Tag hat's

mich ans Grab 'trieben . . . und ich hab doch was verdienen müſſen, ſchau, ſchon wegen dem Kind. Vielleicht wird's beſſer, hab ich mir 'denkt, wann ich anderswo bin . . . und ſo bin ich halt einmal fort, 's war ein eiſig kalter Wintertag . . . 's Kleine am Arm . . . da bin ich in d'Nacht 'nein 'kommen . . . 's Kind hat 's Wimmern ang'fangt, daß ich g'meint hab, es zerreißt mir 's Herz . . . meine eigenen Kräft haben mich verlaſſen . . . und . . . wie's wieder Morgen 'worden is, hab ich kein Kind mehr g'habt!" Lehnls Stimme verlor ſich in einem ſchweren Schluchzen, und es ſank ihm das Haupt in beide Hände.

Regungslos hatte Loni der Erzählung Lehnls gelauſcht, und ihre Augen waren feucht, als ſie nun mit leiſer Stimme fragte: „Is g'ſtorben in der Nacht?"

Ein Schauer überlief den Alten. „G'ſtorben . . . ja . . . g'ſtorben!" murmelte er dumpf in die Hände, während ihm die heißen Thränen durch die Finger rieſelten.

„Arms Würmerl!" ſeufzte Loni, ſchaute mit warmen Blicken des Mitgefühls auf Lehnl und fuhr mit weicher Hand glättend über ſein weißes

... 's war ein eiſig kalter Wintertag ... 's Kleine am Arm ...
da bin ich in d'Nacht 'nein 'kommen ...

Haar. Plötzlich ſprang ſie auf, und während ſie mit der einen Hand nach Lehnls Arm griff, preßte ſie die andere auf ihre Bruſt. „Lehnl," rief ſie, „aus jedem Wort, was du da g'redt haſt, hört man den Kummer und den Schmerz um deine verlornen Lieben. Und wenn ich bedenk, wie lieb und gut du zu mir ſchon biſt, wie gern mußt du erſt dein eigenes Kind g'habt haben? Lehnl ... red ... ſag mir: hätteſt du dein Kind weggeben können, ſo wie's meine Eltern mit mir g'macht haben? Sag „ja" ... und ich kann vielleicht den Groll und den Haß gegen meine Eltern erſticken, der mir ſo ſchwer am Herzen liegt!"

„Deandl ... das is eine ſchwere Frag," war Lehnls zögernde Antwort. „Ich kann net „na" ſagen und ich will's auch net. Aber eins weiß ich g'wiß: wann ich in jener Nacht mein Kind unſerm Herrgott anvertraut und braven Leuten vor die Thür g'legt hätt ... und wenn ich's auch net haben könnt und dürft net zu ihm ſagen „mein Kind" ... es wär ein Troſt für mich, wann ich wüßt, daß es jetzt beſſer dran is, als wie's es je bei mir hätt haben können!"

„Ich dank dir, Lehnl, für das Wort!" ſagte

Knaul lief aufeinander und streckte dem Alten die beiden Hände hin.

Lethal hatte sich erhoben, die Hände des Wirts

Karl Gussow

faste ergriffen, und als er nun sprach, klärte er voll in Knaul Heimkehrfreudige Augen. „Wenn's dich trösten kann, soll mir's wohltun. Jetzt sag ich dir halt gut Nacht . . . und wenn du dich

niederlegt und sonach mit gleich verächtlichen, so heute bald ein wenig noch über dich, noch ich hier g'sagt hab. Gut Nacht!"

Hierauf wandte er sich ab, schritt auf die Thüre des Schuppens zu und verschwand, um sich im Heu ein Lager zu suchen.

„Gut Nacht, Schuft!" rief ihm Toni noch nach, aber er hörte es nicht mehr.

7.

Mit den Blicken an den Zügen geheftet, der die Kälte anzog, und die beiden Arme auf die runde Stange gestützt, so stand Emil mit gesenktem Kopf und lang ihren Gedanken nach. Anfangs war ihr schon immer sehr gewesen. Seit sie aber jetzt wußte, daß er ebenso verliebt und elend in sie sei, daß sie ein unsichtbares Band ihre Herzen noch näher zusammenbrachte. Wie süßeste Ton waren die Worte den Ohren auf die heißen, unruhigen Herz gefallen, und sie fühlte sich jetzt so leicht und so ruhig wie noch nie. Auch traut

ſtanden ihr die bitteren Gedanken des Haſſes und des Vorwurfs gegenüber, die ſie in verſchloſſener Bruſt gegen ihr herbes, durch die eigenen Eltern verſchuldetes Schickſal genährt hatte. Und ſie fühlte ſich faſt überzeugt, daß all dieſes dunkel Vergangene genau ſo geweſen ſein müßte, wie es ihr Lehnl als möglich dargeſtellt hatte; und ſtatt mit blinden Vorwürfen das gequälte Herz zu betäuben, fing ſie an, das Schickſal ihrer armen Eltern zu betrauern und zu beklagen. Freilich machte ſich auch der Gedanke geltend, daß an den Thatſachen ſelbſt ſich wenig ändere, wenn an der Stelle von Gleichgültigkeit es Unglück und Liebe geweſen wären, die ſie in die Hände fremder Leute gelegt hätten.

Loni richtete ſich auf. „In Gottsnamen," ſeufzte ſie, „unſer Herrgott wird wiſſen, wie's g'weſen is, und wird ſchon alles recht machen." Dann trat ſie in die Hütte.

Hinter dem kleinen Fenſter der Almſtube ſchimmerte ein matter Lichtſchein auf.

Längſt hatte der Mond ſich wieder hinter den Wolken verborgen. Ein kühler Nachthauch zog vom Thal herauf und machte die Wipfel der ſchwarzen Tannen ſchwanken; doch ſo leiſe klang ihr Rauſchen,

den es die hellernden Tritte nicht zu überstören vermochte, bis ich dem Wachtturm hörte liefen. Vorsichtig trat neben dem Brunnen eine dunkle Gestalt aus dem Gebüsche, leuchtete schrich für über

den Hügel zur Höhle hinauf und näherte sich vorsichtig der Thür unter dem Fenster. Da bemerkte sich das Licht, und ein rauher Ruf ließ auf das Gesicht des jähen Besuchers. Ob war Wacht.

Nun sah er auf der Thür, die Klinge hart an die Wand gedrückt, und klopfte dumpf die verabredeten Schellen. Man er sich, machte einen

eigentümlichen Eindruck auf ihn. Vor dem Tiſche, über welchem ein kleines Kruzifix an der Wand befeſtigt war, kniete Loni mit gefalteten Händen und betete. Dann erhob ſie ſich, ſchritt ihrer Lagerſtätte zu und begann das Mieder aufzuſchnüren. Faſt bis an die Scheiben rückte Muckl ſein Geſicht, auf die Gefahr hin, von innen erblickt zu werden. Plötzlich fuhr er zurück; Loni war zum Tiſch gegangen, und gleich darauf erloſch das Licht. „Da haſt den Teufel!“ ziſchte es ärgerlich durch die Zähne des Burſchen. Unſchlüſſig ſaß er und überlegte, was er thun ſollte. Minute um Minute verann. Eben wollte Muckl die Hand erheben, um an das Fenſter zu klopfen, als er die Thüre des Schuppens knarren hörte.

„Loni?“ klang gedämpft die Stimme Lehuls. „Sie wird ſchon ſchlafen 'gangen ſein,“ murmelte der Alte vor ſich hin, als er keine Antwort erhielt. Er hatte weder Ruhe noch Schlaf finden können. Dazu war ihm die Hitze, die auf dem Heuboden herrſchte, unerträglich geworden, und ſo kam er nun heraus, um in der kühlen Nachtluft Erfriſchung zu holen.

Muckl war beim erſten Geräuſch, das er ver-

nommen, von der Bank aufgeſprungen, und dicht an die Wand gedrückt, hatte er ſich Schritt für Schritt gegen die Ecke der Hütte fortgeſchlichen. Plötzlich ſtieß er mit dem Fuß gegen ein am Boden liegendes Brett.

„Halt," fuhr Lehnl auf, der zur Bank gegangen war, „was is denn jetzt da . . . was rührt ſich da!"

Im gleichen Augenblick, als Muckl über den Hügel hinabeilen wollte, hatte Lehnl ihn trotz der Dunkelheit erblickt; mit einem wilden Satze ſprang der Alte auf den Burſchen los und bekam ihn an der Joppe zu faſſen.

„Wart, ich will dir . . ." ſtieß Lehnl hervor, aber ſeine Stimme erſtarb in einem dumpfen Röcheln, denn Muckl hatte beide Hände um die Kehle des Alten geſchlungen, und Bruſt an Bruſt drängte er ihn über den Hügel hinunter gegen den Brunnen.

„Auslaſſen . . . oder . . ." ziſchte er dem Alten zu, der den heißen Atem des Burſchen auf ſeiner Wange fühlte.

„Die Stimm ſollt ich ja kennen!" keuchte Lehnl, während er die Arme noch feſter um Muckls

Hüften klammerte. „Was willſt du ... da heroben ... Muckl!“

Eine jähe Wut faßte den Burſchen, als er ſich erkannt wußte. „Jetzt will ich nur ſehn, ob du net ... auslaßt!“ Bei dieſem letzten Worte ſchleuderte er mit dem Aufgebot all ſeiner Kräfte den Alten von ſich. Ein paar Schritte taumelte Lehnl zurück, und zuſammenſtürzend ſchlug er in voller Wucht mit dem Kopfe gegen den ſcharfkantigen Brunnengrand. Ein mattes Röcheln und alles war ſtill. Muckl ſtand atemlos, und die Angſt ſtieg ihm bis in die Kehle, als er ſah, was geſchehen war — gegen ſeinen Willen. Er hatte ja nichts anderes bezwecken wollen, als ſich losmachen von Lehnls Händen. „Herrgott, was hab ich ang'fangt!“ ſtieß er hervor. Mit zögernden Schritten ging er auf den leblos Daliegenden zu und beugte ſich zu ihm nieder. „Lehnl ... Lehnl!“ rief er leiſe und rüttelte ihn am Arme. Plötzlich richtete er ſich auf und lauſchte. Eilig nahende Schritte klangen aus dem Gehölz.

„Jetzt führt der Teufel noch wen daher.“ Mit ein paar Sätzen war Muckl im Gebüſch verſchwun-

den. Kaum hatten ſich die Zweige hinter ihm geſchloſſen, als die Wolken den Mond wieder freigaben.

Unter den Bäumen, dicht am Aufſtieg zur Hütte, ſtand Pauli, in der einen Hand den Bergſtock, in der andern einen dicken Strauß von Edelweiß.

Mit banger Sorge blickte er um ſich. „Da hat's was 'geben," murmelte er, „'s wird doch der Loni nix g'ſchehen ſein!" Noch ein paar Schritte, und er ſah Lehnl in ſeinem Blute liegen. „Jeſus Maria!" Mit dieſem Ausruf eilte er auf den Alten zu, Bergſtock und Strauß entſanken ſeiner Hand, und im gleichen Augenblick lag er auch ſchon auf den Knieen vor Lehnl. „Um Gottes willen, was is da g'ſchehen! . . . Lehnl . . . mein Gott . . . Lehnl . . . komm zu dir!" Zitternd griff Pauli, während er den einen Arm unter Lehnls Kopf geſchoben hatte, mit der andern Hand nach ſeinem Halſe, riß mit einem Ruck das umgeſchlungene Tuch herunter, tauchte es in den Brunnen und drückte es auf Lehnls blutende Stirne.

Ein tiefer, ſtockender Seufzer machte die Lippen

des Alten zittern; ſeine Hand erhob ſich und griff nach der Bruſt. Langſam öffneten ſich die Augen, und während er ſtarr in das Geſicht des Burſchen blickte, fragte er mit matter Stimme: „Was is denn . . . wo . . . bin ich denn?“

„Auf der Weglalm . . . und ich bin bei dir . . . der Pauli!“

„Der Pauli!“ Die zitternde Hand auf die Erde ſtützend, erhob Lehnl den Oberkörper und ſchlang den andern Arm um Paulis Hals. „Und du kommſt heut nacht nochmal da rauf? Da hat unſer Herrgott ein Wunder g'wirkt.“

„Aber red . . . was is denn mit dir?“ fragte Pauli beſorgt. „Du biſt ja voller Blut!“ Er ſchlang den Arm um Lehnls Schultern, richtete ihn langſam auf und ließ ihn neben dem Brunnen auf die Holzbank nieder. „Um Gottes willen . . .“ wiederholte er, und Angſt und Sorge ſprachen aus ſeiner Stimme, „ganz voller Blut!“

„Macht nix . . . macht nix,“ gab Lehnl mit bebender Stimme zurück, „wenn's gleich der letzte Tropfen is. Ich ſag nur dem Himmel Vergeltsgott, daß ich am Platz g'weſen bin. Dem Deandl war's ſchlecht vermeint!“

... im gleichen Augenblick lag er auf den Knieen vor Ihnen.

„Wieſo?“ fuhr Pauli auf, der das blutgetränkte Tuch in den Brunnen tauchte.

„Der Muckl war da . . . ich hab ihn recht wohl 'kennt. Und . . . was er wollen hat, das wirſt dir denken können. Aber was ich heut von dem Deandl abg'wendt hab, das kann ihr morgen zuſtoßen. Wer weiß, ob ich die Nacht noch überleb . . . die Angſt druckt mir faſt 's Herz ab!“ Zitternd zog ſich Lehnl an Pauli empor, der ihm das feuchte Tuch wieder feſt um die Stirne gebunden hatte. „Pauli . . . ich kenn dich als den, der an der Loni hängt mit Leib und Seel! Wer weiß, was mit mir vorgeht . . . dann ſteht das arme Deandl allein auf der Welt. Bei allem was dir heilig ſein kann . . .“ und in namenloſer Angſt ſchlang Lehnl beide Arme um Paulis Hals, „ich bitt dich . . . ſei du ein Schutz und eine Hilf für mein armes Kind!“

Starr blickte Pauli in des Alten weitgeöffnete Augen. „Dein Kind?“

„Jeſus Maria!“ Stöhnend ſank Lehnl auf die Bank zurück und barg das Geſicht in beide Hände. „Mein' Angſt und mein' Sorg hat verraten,“ ſchluchzte er, „was ich ſo lange ſchwere

Jahr als G'heimnis mit mir rum'tragen hab. Ja, Pauli . . . d' Loni is mein Kind. Trag's ihr net nach, daß ſie mich zum Vater hat . . . verſprich mir's . . ."

„Alles, alles, was du willſt," fiel Pauli beſchwichtigend ein, „ſei nur jetzt grad ſtad! Schau, 's Reden könnt dir leicht ſchaden. Setz dich daher aufs Bankl, ich weck derweil d'Loni."

„Na, na!" fuhr Lehnl auf und faßte den Burſchen mit beiden Händen am Arme. „Thu's net! Sie könnt erſchrecken, wann ſ' mich ſo ſähet."

„Wie d' meinſt, daß 's beſſer is," gab Pauli zurück. „Probieren wir's, vielleicht kommen wir nunter."

„'s beſte is, du laßt mich da ſitzen," bat Lehnl, „wenn ich fortging, ich könnt ja doch net ſein vor lauter Angſt um das Deandl."

„Na, Lehnl, das geht net!" erwiderte Pauli ernſt. „Jetzt folgſt mir und gehſt mit mir nunter in d' Holzerhütten. Dort breit ich dich recht gut 'nein, und wenn du dich erholt haſt, ſo geh ich wieder rauf . . . damit doch Ruh haſt . . . und ſetz mich daher, bis Tag wird." Damit hob Pauli den Bergſtock und die Blumen vom Boden

auf. Als er den Strauß betrachtete, ſah er Blutflecken an den weißen Blütenſternen. „Arms Sträußerl,“ murmelte der Burſche mit wehmütiger Stimme, „biſt auch blutig 'worden . . . und hab mich ſo 'plagt um dich! Ich nimm dich halt wieder mit, und wann je in mir der Mißmut aufſteigen ſollt gegen 's Madl“ . . . wie zum Schwur erhob Pauli die Blumen gen Himmel . . . „dann ſollen mich die Blümerln mahnen an die jetzige Stund.“ Dann wandte er ſich zu Lehnl. „Komm, Lehnl, häng dich ein in mich!“ Sorgſam legte er den Arm um den Alten, und mit dem Bergſtock weit ausholend und jeden Schritt ſtützend, führte er den Wankenden dem Gehölze zu.

Kaum waren die beiden unter dem Schatten der erſten Bäume verſchwunden, da trat Muckl wieder aus dem Gebüſch und blickte ihnen nach. Als er vor dem ankommenden Pauli geflohen war, hatte ihn die Angſt und die Sorge um Lehnl nicht weit kommen laſſen; wie er dann zurückkehrte, ſah er gerade, daß Pauli dem Alten auf die Bank half, und konnte deutlich jedes Wort vernehmen, das zwiſchen den beiden geſprochen wurde. Die Tochter des von der Gemeinde erhaltenen

Pfründners hatte für den Sohn des reichen Rötelbachbauern wenig Intereſſe mehr. Mit langen Schritten eilte Muckl über die Lichtung vor der Hütte, und geraden Wegs ſtieg er den Berg hinunter, dem Dorfe zu.

Für Lehnl und Pauli war inzwiſchen der Weg nach der faſt eine Viertelſtunde tieferliegenden Holzerhütte eine ſchwere Mühe. Den Alten mehr tragend als ſtützend, mußte Pauli auf dem finſteren Pfade jede Wurzel, jeden Stein und jede Stufe mit dem Fuße vorausfühlen, um Lehnl darauf aufmerkſam machen zu können. Endlich war auch dies überſtanden. Pauli weckte den Holzknecht, der in der Hütte übernachtete, und bereitwillig trat dieſer ſeine Liegerſtatt an Lehnl ab. Friſches Moos wurde herbeigebracht, um das

Lager weicher zu machen, und als Lehnl darauf gebettet lag, von einer dicken wollenen Decke umhüllt, nahm er Paulis Hand, zog ihn zu ſich nieder und flüſterte ihm ein paar leiſe Worte ins Ohr.

„Soll ich net lieber warten, bis du eing'ſchlafen biſt?“ fragte Pauli mit gedämpfter Stimme. Lehnl ſchüttelte den Kopf und blickte bittend zu dem Burſchen auf. Sanft drückte ihm dieſer die Hand, dann nahm er den Holzknecht beiſeite und verließ mit ihm die Hütte. „Er hat was verloren,“ flüſterte er ihm draußen zu, „und ich ſoll's ihm wieder ſuchen. Wenn jetzt ein guts Werk thun willſt, ſo richt eine Tragbahren z'ſamm, bis ich wieder komm. Magſt?“

„Is recht!“ war die Antwort. Pauli drückte dem Knechte dankbar die Hand und ging.

Als er Lonis Hütte erreicht hatte, blieb er lauſchend ſtehen; dann ſchritt er auf den Brunnen zu und ließ ſich auf die Bank nieder.

Der Thau der Nacht fiel auf Paulis Haar und Schultern; er ſchien es nicht zu merken, denn regungslos ſaß er da; nur einmal tauchte er die Hand in den Brunnen und kühlte ſeine Stirne. Als der Morgen dämmerte und das erſte leiſe

Freiherr über die Höhen der Berge hinwegsieht, erhob sich Quali und ging zur Hofkirche hinauf.

Bei Licht zeigte sich der Wassung einen Wunderfetisch. Mit Hilfe des Hofschmiedes legte ihn Quali auf den Amboßstock, und so trugen sie ihn bis vor das kleine Haus, in welchem Quali seinen Vorteil aufgeschlagen hatte.

8.

Wieder war es Abend geworden. Wenn auch die Straßen und die reichen Läden noch im vollen Glanz der hellerleuchteten Gasse lagen, so herrschte doch in Paulin Stübchen schon tiefste Dunkel; die kleinen grünen Fensterläden, welche die Nacht über geschlossen waren, hatten sich auch während des ganzen Tages nicht geöffnet. Durch ihre Ritzen drang sich noch ein letzter Lichtschein des scheidenden Abends in das dunkle Stübchen. Wie geheimnisvolle

Leuchtfäden lag es auf der finſteren Wand, und in dünnen flimmernden Streifen zog das Licht von ihnen aus durch das kleine ſtille Gemach, huſchte über ein gebeugtes Haupt und legte ſich mit mattrotem Schimmer auf die grob geblümte Bettdecke und auf ein bleiches Geſicht, das in den ſchweren, dem Druck widerſtrebenden Kiſſen lag.

So ſtill war es in dem Stübchen, daß man das leiſe Ticken einer Taſchenuhr vernahm, die irgendwo auf dem Tiſche oder auf einem Fenſterbrettchen liegen mußte; dazwiſchen hörte man von Zeit zu Zeit einen tiefen, zitternden Atemzug und manchmal auch ein mattes Raſcheln, wie wenn eine Hand über ſteifes Leinen gleitet. Nur von außen wurde dieſe Stille in langen Zwiſchenräumen geſtört, wenn von dem nach den Gärten hinausliegenden Tanzboden des Wirtshauſes die gedämpften Töne der ländlichen Tanzweiſe klangen. Da drüben wurde ja heute Hochzeit gehalten.

Wieder einmal ſetzten die Töne eines Ländlers ein, als ſich in dem Stübchen eine Geſtalt von dem Stuhle zur Seite des Bettes erhob und mit leiſen Tritten zum Fenſter glitt. Es war Pauli, der die Taſchenuhr, die er aufgenommen hatte, an

jenen Spalt des Fenſterladens hob, durch den das meiſte Licht eindrang. Dann ging er wieder zurück, beugte ſich über den Kranken und flüſterte: „Lehnl!...Lehnl!“

„Was is?“ klang mit ſchwacher Stimme die Antwort.

„Die Stund is aus, einnehmen mußt.“

„So gieb halt her!“

Man hörte das matte Schnalzen eines aufgehenden Korkes, das leiſe Klingen des mit dem Löffel berührten Glaſes — dann ſank der Kranke ſchwer in die Kiſſen zurück, und alles war wieder ſtill.

Die ungeſtörte Ruhe während des ganzen Tages und das beſänftigende Medikament, das der aus Ammergau ſchon in aller Frühe herbeigeholte Arzt verordnet hatte, waren für das Befinden Lehnls von der beſten Wirkung geweſen. Seine, trotz der hohen Jahre kräftige Natur hatte auch das ihrige gethan, und ſo war es gekommen, daß

ſich Lehnl gegen Abend wohler befand, als man des Morgens nach ſeiner ſchweren Kopfwunde hätte hoffen können. Außer den Betheiligten und dem Knechte, den Pauli in der Frühe nach dem Arzte geſchickt hatte, wußte im Dorf noch niemand etwas von dem Vorfall. Muckl hatte wohl guten Grund, nicht davon zu reden, und wenn Pauli gegen niemand geſprochen oder niemand zur Hilfeleiſtung herbeigezogen hatte, ſo war es auf die inſtändige Bitte Lehnls geſchehen, der die Angſt nicht bemeiſtern konnte, die Leute möchten von dem einen aufs andere kommen und ſo ſein ſorgſam gehegtes Geheimnis in Gefahr bringen oder zum mindeſten den guten Ruf ſeines Kindes. Daß Pauli dieſer Bitte Folge geleiſtet, hatte viel zu Lehnls Beruhigung beigetragen. Nun lag er mit geſchloſſenen Augen und lauſchte den vom Wirtshaus herüberklingenden Weiſen.

Die ſpärlichen Lichter, welche durch die Spalten der Fenſterläden in das Stübchen fielen, wurden immer bläſſer und bläſſer, bis ſie endlich ganz erloſchen.

Lehnls Hand, die ruhig auf der Decke gelegen, hob ſich und taſtete nach Paulis Arm.

„Pauli!“ flüſterte der Kranke, ohne das verbundene Haupt zu regen.

„Was magſt?“ fragte der Burſche und beugte ſich nieder.

„Hörſt es?“ Er meinte die herüberklingende Muſik. „Möchteſt leicht ein bißl nüber? Gelt?“

„Was fallt dir ein! Ich werd dich doch net allein laſſen . . . in dei'm Zuſtand!“

„Die Loni möcht ſich aber ſorgen um mich . . . könnteſt ihr ſchon ein Wörtl ſagen: mir wär net recht gut . . . oder was ſonſt ſagen magſt. Aber mach's net arg.“

„Na, na! Ich kann doch net weg gehen!“

„Wann ich aber ſchlafet?“

„Nachher vielleicht.“

„Net vielleicht . . . verſprich mir's . . . g'wiß!“

„Ja . . . ja . . . ſei nur ſtad und ſtreng dich net z'arg an!“

Es dauerte kaum ein paar Minuten, ſo fing Lehnl leiſe zu ſchnarchen an. Pauli wußte wohl, daß er ſo raſch nicht eingeſchlafen ſein konnte, aber er hielt es für gut, auf den Wunſch des Kranken einzugehen. Sein eigenes Herz ſprach ihm wohl auch ein wenig zu, und ſo erhob er

ſich denn, zog geräuſchlos ſeine Feiertagsjoppe an und ging.

Als Pauli, von Bekannten und Freunden vielfach angeſprochen und aufgehalten, endlich die ſchmale Treppe, welche zu dem im erſten Stocke des Wirtshauſes gelegenen Tanzboden emporführte, hinter ſich hatte und auf die offene Thüre zutrat, war gerade ein Tanz zu Ende. Plaudernd, lärmend und jauchzend umſchritten die einzelnen Paare den niederen Saal, um ſich früher oder ſpäter an die reich gedeckten Tiſche zu verlieren, die in dem anſtoßenden Zimmer durch einen breiten Wanddurchbruch ſichtbar waren.

„So ſchick dich!“ hörte Pauli Lonis helle Stimme von der Treppe her, und gleich darauf erſchien ſie auf der oberſten Stufe. Das Mädchen ſah reizend aus in dem Sonntagsſtaate mit dem geblümten ſeidenen Röckchen und dem ſchwarzen Miederchen, an dem das ſilberne Schnürzeug prunkte und die alten Schaumünzen klirrten und klingelten. Wie eine dunkle Krone ſaß die glanzhaarige Bibermütze über ihren braunen Flechten, und der großmütig ſtolze Gruß, mit dem ſie jetzt an Pauli vorüber in den Tanzſaal ſchritt, hätte

wahrhaftig auch einer gekrönten Fürſtin Ehre gemacht. Ihr auf dem Fuße folgte Loisl, einen mächtigen, mit Waſſer gefüllten Blechtrichter in der Hand, deſſen untere Öffnung er ſorgfältig mit dem Finger zugedrückt hielt. Als die beiden eingetreten waren, hörte Pauli das Mädchen noch zu Loisl ſagen: „So . . . jetzt ſpritz, aber ordentlich!“ und ſah auch noch, wie der Gaisbub anfing, mit dem aus dem Trichter fließenden dünnen Waſſerſtrahl die wunderlichſten Arabesken auf den ſtaubigen Fußboden zu zeichnen; dann wandte er ſich, ſchritt über den Gang zurück und trat durch die hintere Thür in die Gaſtſtube, um die Brautleute zu begrüßen.

Loni ſah ein paar Sekunden noch der Arbeit Loisls zu und wollte dann ebenfalls in die Gaſtſtube eintreten, als Muckl ihr entgegenkam und ſie aufhielt. Am frühen Morgen ſchon war der Burſche einigemal lauernd an Paulis Häuschen vorüber geſchlichen, hatte wohl bemerkt, daß die Fenſterläden geſchloſſen blieben, und hatte auch den herbeigeholten Arzt eintreten ſehen; ſo trieb ihn nun eine leiſe Angſt, zu verſuchen, ob er vielleicht von Loni etwas Näheres über das Befinden Lehnls erfahren könnte.

Er zeichnete mit dem Waſſerſtrahl die wunderlichſten Arabesken auf den Fußboden.

„Haſt du vielleicht was g'hört, wie 's dem Lehnl geht?“ ſprach er das Mädchen an.

„Wie 's ihm geht? Ja fehlt ihm denn was?“ war Lonis verwunderte Frage. Hätte ſie nur dem Burſchen mit etwas weniger Unbefangenheit ins Geſicht geblickt, ſo würde ihr die Verlegenheit nicht entgangen ſein, die ſich bei dieſen Worten ſeiner bemächtigte.

„Ja . . . das heißt . . . ich weiß net,“ gab er ſtockend zur Antwort; „ich hab nur ſo was läuten hören, als ob er g'fallen wär und hätt ſich am Kopf oder am Arm aufg'ſchlagen.“

„Du machſt mir ja völlig angſt!“

„Der Pauli ſoll ihn g'funden und ſoll ihn zu ſich heim'bracht haben.“

„Siehſt es, ſiehſt es, hab ich mir doch heut früh gleich 'denkt, es müßt was g'ſchehen ſein! Weißt, der Lehnl is mit mir geſtern auf d'Alm 'gangen und über Nacht droben 'blieben. Heut in der Früh ſchrei ich ihm . . . ſchrei allweil, krieg aber kein' Antwort . . . und wie ich in ſein' Liegerſtatt ſchau, is er nimmer da.“

„Geh weiter!“ gab Muckl mit gut geſpielter Verwunderung zurück. „Aber wie g'ſagt, ich kann dir gar nix G'wiſſes ſagen.“

„Da muß ich ja doch gleich nach dem Pauli ſchaun . . . grad vorhin is er dort noch unter der Thür g'ſtanden.“ Damit ließ Loni den Burſchen ſtehen, der ihr ſpöttiſch lächelnd nachblickte, einen halblauten kurzen Pfiff that und ſich auf dem Abſatz gegen die Thür der Gaſtſtube drehte. Doch als er die Schwelle überſchreiten wollte, trat ihm Pauli in den Weg.

„Halt, Muckl, ich hab ein Wörtl z' reden mit dir!“ Die Blicke, mit denen Pauli dieſe Worte begleitete, waren gerade nicht die gutmütigſten.

Muckl trat einige Schritte zurück und muſterte Paulis Schuhe. „Schau . . . kommſt du gar auch zum Tanz?“ fragte er mit ſpöttiſchem Lächeln. „Ich hätt 'glaubt, deine Schuh wären noch net trocken . . . 's is gar feucht g'weſen heut nacht auf der Alm.“

Wie ein Blitz kam Pauli bei dieſen Worten der Gedanke, Muckl könne, verborgen im Gebüſch, mit angehört haben, was er mit Lehnl geſprochen und was ihm dieſer vertraut hatte. Einen haſtigen Schritt machte er gegen den Burſchen und faßte ihn mit eiſernem Griff am Arm. Muckl mußte eingeſchüchtert und zum Schweigen ge-

zwungen werden, ſei es auch um den Preis einer Unwahrheit.

„Ein einzigs Wörtl wenn du ſchnaufſt über die G'ſchicht," ſo flüſterte er ihm zu, „nachher bring ich dich aufs G'richt. Der Lehnl liegt bei mir daheim im Sterben, daß du's weißt."

Muckl erblaßte. Sein Geſicht nahm einen trotzigen Ausdruck an, als er erwiderte: „Was geht denn das mich an . . ."

„Sei ſtad!" herrſchte ihm Pauli zu und ließ ſeinen Arm fahren, denn er ſah, daß Loni aus der Thüre trat und auf ihn zueilte.

„Pauli . . . is wahr, was ich über den Lehnl g'hört hab?" fragte das Mädchen beſorgt.

„Von wem haſt du was g'hört?" Und mit großen Augen blickte Pauli in Lonis Geſicht.

„Grad vorhin . . . vom Muckl."

Pauli ſah ſich nach dem Burſchen um, der es aber für geraten befunden hatte, ſich nach Lonis Eintreten ſtillſchweigend zu entfernen. „So . . . von dem haſt du's g'hört!" ſagte er langſam. „Aber wie kommſt denn nachher dazu, daß du mich um den Lehnl fragſt?"

„Du haſt ihn ja g'funden, hat der Muckl g'ſagt. Is denn net ſo?"

„Ja . . . ja . . . es ist schon so . . .“ gab Paoli zögernd zurück.

„Wenn ich nicht wüßte, was der Schlaf kann kannst, daß ihm so was passiert?“

„Ich kenn' mir halt,“ gab Paoli verlegen zur Antwort, „er wird in allen Fällen ausschlafen sein, wo ich sie“

Bischen z' kurz, damit er bei gleich am Freud machen könnt, wenn sie aufwacht . . .“

„Wer gain Mensch?“

„Und wo wär's halt auch ein Glück sonst gwesen sein . . . und so . . . no . . . und so weich er mich z' spalten sein.“

„Wenn wir kannen denn machen das . . .“

„Ich war heut in der Früh ſchon einmal da," fiel Pauli dem Mädchen haſtig ins Wort, „um dir ein' Gruß ausz'richten vom Lehnl und dir z'ſagen, du ſollſt kein' Angſt net haben, und es wär net ſo ſchlimm; haſt es aber ſo nötig g'habt, daß du mir ſagen haſt laſſen, du könntſt dir net denken, was ich mit dir z'reden hätt. Jetzt weißt es ja, wie's mit dem Lehnl ſteht." Damit wandte ſich Pauli zum Gehen. Loni war aber mit dieſem Beſcheid nicht zufrieden, ſondern faßte den Burſchen am Arm und fragte weiter:

„Aber wo haſt denn du ihn g'funden?"

„Wo ich ihn g'funden hab? . . . ja . . . ſchau, das is doch wohl net ſo wichtig . . . und . . ." Pauli wußte wahrhaftig nicht mehr, was er dem Mädchen ſagen ſollte; erleichtert atmete er deshalb auf, als ihm plötzlich ein anderer Umſtand zu Hilfe kam. „Jeh . . . da ſchau . . . der Hochzeitlader!" rief er aus und deutete nach der Thüre, durch die der Genannte in den Tanzſaal trat, den reich mit Bändern geſchmückten Stab ſchwingend und umdrängt von der ſchwatzenden Schaar der Mädchen und Burſchen. Pauli benützte den Augenblick, um ſich von Loni loszumachen und ſich zu

entfernen. Als dem Leutnant, der jetzt nach allen Seiten abgehalten werden sollte, hatte er drei Jägerposten, die ihm wenig Vergnügen bereiten konnte, mit den nächstbesten, durch das Los ihm bestimmten Mädchen zu tanzen.

des Hochzeitladers geworfen. Bei dieſer Gelegenheit drückte Muckl dem Alten heimlich ein gefaltetes Los in die Hand und flüſterte ihm zu: „Da ſteht dem Pauli ſein Namen drauf; den giebſt z'allerletzt der Loni. Es ſoll dein Schaden net ſein.“

Beiſtimmend zwinkerte der Hochzeitlader mit den Augen, dann nahm er den Hut mit den Zetteln und rief:

„Alſo her da zum G'ſpiel! Buben und Deandln! Ein jeds kommt ans Ziel! Seids alle da?“

„Ja!“ ſchallte es laut im Chorus.

„Franzerl, komm her,“ rief der Hochzeitlader einem der zunächſtſtehenden Mädchen zu, „mach du den Anfang!“

Das Mädchen zog ein Los aus dem Hut und reichte es dem Alten.

„Alſo auf'paßt!“ rief dieſer, nachdem er den Namen des Loſes zuerſt für ſich geleſen hatte. „Erſtes Paar: Die ehr- und tugendſame Jungfrau Franziska Reindl mit dem hochlöblichen Jüngling Kaſpar Hintermeier.“

„Da bin ich ſchon!“ lachte der Burſche, drängte ſich durch den Kreis und faßte mit hellem Juhſchrei das Mädchen um die Hüften.

Die Abwehr ging so weiter; Franz von Moor wurde ausgelacht, bis der Hetzbub zu Ende waren.

„Doch . . . halt!“ rief plötzlich der Hochgeistliche, als sich der Streit der Umstehenden schon gelegt hatte, „Du hast Dich ja ganz fein manierlich benommen unserem Gastfreier gegenüber!“ Gleichzeitig prostituierte er sich schändlich gottesgnadlichen Lob in den Bart. „Möchte von den Damen hier noch mit „gegen“ Dir . . . Dir . . . herr . . . Dir!“ Die hat's gewiß noch feine Lieblinge?“ Mit Mauli lachte ein und zeigte auf drei Mädchen, dem, mit einer alten Mäuerin plauderte, eben den Tanzboden betrat.

Der Hochgeistliche schritt auf Rosi zu, und der ganze Streit drohte sich so zu wenden. „Ja noch ist dem, Rosi,“ rief der Alte den Mädchen zu,

„du wirſt doch beim Spiel kein' Ausnahm net machen? Schau, da is grad noch ein Los da."

„No, ſo geh her, daß eine Ruh is!" gab Loni lächelnd zur Antwort, nahm das Los aus dem Hut und reichte es dem Hochzeitlader.

„Jetzt bin ich aber neugierig . . . ſo neugierig war ich noch nie!" rief Muckl, trat an die Seite des Hochzeitladers und blickte ihm über die Schulter, als er das Los aufrollte. „Jeh . . . der Pauli!" lachte er laut auf.

„Letztes Paar: die ehrengeachtete Jungfrau Appollonia Höflmaier und der tugendſame Jüngling Paulus Lohner, Herrgottſchnitzer."

Eine jähe Röte hatte im erſten Moment Lonis Antlitz überflogen; dann riß ſie dem Hochzeitlader, der die Entſcheidung des Loſes verkündete, den Zettel aus der Hand, um ſich zu überzeugen, ob er wirklich den ihr ſo leidigen Namen enthalte.

„Schau, ſchau, der Pauli!" kicherte Muckl. „Der muß dir rein von unſerm Herrgott aufg'ſetzt ſein, weil er ihn dir ſogar beim Lostanz bis auf die Letzt aufhebt."

„Das is ein' ab'kartete G'ſchicht!" fuhr Loni auf, „da thu ich net mit!"

„Wär net z'wider!“ fiel der Hochzeitlader mit möglichſt entrüſtetem Tone ein. „So wie 's Los fallt, ſo muß 'tanzt werden; das is Gotteswillen!“

Loni zuckte die Schultern und warf die roten Lippen auf. „Da hätt unſer Herrgott viel z'thun, wenn er ſich um all Eure Narreteien kümmern müßt!“

„Aber wo ſteckt denn der Pauli?“ fragte der Hochzeitlader und blickte ſuchend im Kreis umher.

„Man wird's ihm wohl ſagen laſſen müſſen,“ meinte Muckl, „dem blinden Gockel, was ihm 's Glück für ein Gerſtenkörndl ins Maul g'ſteckt hat. Geh weiter, Loisl, rühr dich!“ ſchnauzte er den Gaisbuben an, der ſich neugierig herbeigedrängt hatte.

„Befehlen Euer Gnaden!“ Dazu machte Loisl eine tiefe Verbeugung, wobei er komplimentierend den Blechtrichter abnahm, den er auf ſeinen Krauskopf geſtülpt hatte, und ſprang davon, um Pauli zu ſuchen.

„Mach dir kein' Müh,“ rief ihm Loni noch nach, „er wird's noch zeitlich g'nug erfahren.“

„Du wirſt doch net am End „Na“ ſagen?“

fragte Muckl, und lauernd blickte er dem Mädchen in die Augen.

„Was ich thu, is meine Sach!“ war die bündige Antwort.

„Das ſchon,“ gab Muckl lächelnd zurück, „aber der Lostanz is ein alter Brauch, und wie ſich's trifft, ſo muß 'tanzt werden.“ Die lebhafteſten Zeichen der Beiſtimmung von Seite der umſtehenden Burſchen begleiteten dieſe Worte. „Da thäten wir uns g'hörig auf die Füß ſtellen, wenn du ein' Ausnahm machen wollteſt!“

„Hab ich denn g'ſagt, daß ich's will?“ fuhr Loni auf, und ihr Geſicht rötete ſich vor Erregung. „Aber wann ich's wollt, nachher könnts ihr alle mich net davon abhalten!“

„O ja! Das können wir!“ rief ein Burſche aus dem Haufen, und ſchreiend und proteſtierend drängte alles auf Loni ein.

Muckl lachte laut hinaus. „Geh, plag dich net, du Feinſpinnerin. Man weiß ja doch, daß bald Hochzeit machſt mit dem Pauli!“

„Dumms G'ſchwatz, einfältigs!“ gab Loni mit bebender Stimme zurück. „Hab ich vielleicht je einmal ein' Grund 'geben, daß du ſo daherreden kannſt?“

„Am Tag und am Tanzboden vielleicht net," war Muckls ſpöttiſche Antwort, „aber . . . wer weiß . . . vielleicht bei der Nacht auf der Alm!"

„Muckl!" klang es mit zornigem Aufſchrei von den Lippen des Mädchens, das bis in den Hals erblaßt war.

„Deshalb brauchſt net ſo aufz'fahren," erwiderte Muckl mit einer verletzenden Vertraulichkeit, „es is doch ſchon, wie's is. In aller Früh haben 's ja ſchon die Spatzen am Dach 'pfiffen, daß der Pauli heut nacht auf der Weglalm bei dir am Kammerfenſter war."

Dem Mädchen ſtockte der Atem. „Der Pauli . . . an mei'm . . ."

„Da is der Pauli!" klang Loisls Stimme von der Thüre her, und Pauli, dem die Freude über den glücklichen Zufall aus den Augen leuchtete, drängte ſich ſchon durch die Umſtehenden.

„Ja Deandl," ſprach er Loni an, „is's denn wahr? du und ich . . . das is ja doch 's reinſte Glücksſpiel! Eine Freud hab ich, daß ich gleich narriſch werden könnt. Und ſchamen wirſt dich g'wiß auch net müſſen mit mir, denn wenn ich auch 's Tanzen ſchon lang nimmer 'trieben hab, verlernt,

mein' ich, hab ich's doch noch net!" Damit ſtreckte er die Arme nach Loni aus, war aber bitter überraſcht, als ihn das Mädchen mit harter Fauſt zurückſtieß.

„Ich will dir aber ſagen . . . was du verlernt haſt," brach es in heißen Worten von ihren Lippen, „die Rechtſchaffenheit von ei'm braven Burſchen . . . du falſcher, ſcheinheiliger Menſch, der ſich net ſchämt, ein braves Deandl um ihren ehrlichen Namen z'bringen durch deine Schlechtigkeit und Hinterliſt!" Ein tiefer, ſchluchzender Atemzug erſchütterte Lonis Bruſt.

Der arme Burſche wußte gar nicht, wie ihm geſchah; mit weitgeöffneten, ſtarren Augen blickte er ſprachlos auf das Mädchen.

„Und drum ſag ich dir jetzt," zürnte Loni weiter, „da, wo ich bin, haſt du in Zukunft nix mehr z'ſuchen. Dein' Tanz aber . . ." mit zitternden Händen zerriß ſie das Los und warf dem Burſchen die Fetzen vor die Füße, „da haſt ihn, den kannſt halten, mit wem du willſt. Die Loni is von heut an nimmer für dich auf der Welt . . . das merkſt dir! Und daß du's net vergißt, und daß die Madln alle, wie ſ' da rumſtehen, wiſſen,

wie man mit ei'm ſolchen nixnutzigen Menſchen umgeht, ſo will ich's ihnen zeigen . . ." einen haſtigen Schritt machte ſie auf den Burſchen zu, „du ſchlechter Kerl!" Und ein brennender Schlag fiel auf Paulis Wange.

Wie flüſſiges Feuer ſtieg dem Burſchen das Blut in Wangen und Stirne; die Adern an Hals und Schläfen ſchwollen ihm zum Springen, und ein Schauer flog über ſeine Geſtalt. Plötzlich hörte er, wie ihm einer ins Ohr ziſchelte: „So was wirſt du dir doch net g'fallen laſſen . . . vom Pechlerlehnl ſeiner Tochter!" Es war Muckl — und Pauli wußte nun, wem er dieſe Schmach zu danken hatte. In der erſten Wallung ſeines Zornes wollte er ſich über den ſcheu zurückweichenden Burſchen ſtürzen, aber wie mit einem Schlage ſtanden all die Erlebniſſe der letzten Nacht vor ſeinen Augen, er hörte das leiſe Flehen des blutenden, um ſein Geheimnis beſorgten Alten, er dachte des eigenen Schwures, und kraftlos ſanken ihm die erhobenen Arme nieder.

Da fiel ſein Blick auf Loni, die, ohne ſich umzublicken, zur Thüre ging. Mit ein paar

. . . ſo weit hätteſt mich kennen ſollen, daß, wenn's was Schlechtes g'weſen wär, daß es grad deswegen eine Lug hätt ſein müſſen. Übrigens brauch ich mich net vor dir zu vertheidigen . . . ich wüßt net wozu . . . aber ich ſag dir bloß das einzige: Sei froh, daß du ein Deandl biſt, das erſpart dir wenigſtens die Vergeltung für den Schlag." Paulis Fäuſte ballten ſich bei dieſen Worten, und aus ſeinen Augen blitzte der heiße Zorn über die erlittene Schmach.

Mit großen, regungsloſen Augen blickte Loni auf den Burſchen, der vor ihr ſtand, ein Bild zürnender Männlichkeit. Es ward ihr bange vor dieſen flammenden Blicken, unwillkürlich trat ſie einen Schritt zurück und umklammerte, wie Schutz ſuchend, mit zitternden Händen den Arm einer Freundin.

Da fielen Paulis Augen über die auf dem Boden zerſtreuten Fetzen des zerriſſenen Loſes, und ſeine Lippen zuckten in erzwungenem Lächeln. „Die Fetzen vom Los hätteſt mir auch net vor die Füß hinz'werfen 'braucht . . . denn daß ich noch mit dir tanzen wollt, das wirſt ja doch net glauben. Zwar . . . wann ich wollt . . . mußt net meinen, daß mich was abhalten könnt . . . denn . . ." dicht

trat er vor Loni hin und hob ihr ſeine ſtarken Arme bis an die Augen, „da ſchau dir ſ' an, die zwei Arm, mit denen lupfet ich dich in d' Höh ...“ dabei faßte er Loni mit beiden Händen um die Hüfte, ſchwang ſie mit geſtreckten Armen hoch über den Kopf empor, und indem er ſich ein paarmal um ſich ſelbſt drehte, wirbelte er das Mädchen im Kreis umher, daß die Röcke flogen; mit ſo kräftigem Ruck ſtellte er ſie wieder zur Erde, daß Loni, rückwärts taumelnd und mit beiden Händen nach einem Halte haſchend, in die Arme ihrer Freundin ſank.

Ein Blick noch aus den Augen Paulis flog über das zitternde Mädchen. „Da ſtehſt ... und jetzt wenn ſagſt: zwiſchen uns is nix und zwiſchen uns wird nix, nachher kannſt recht haben! ... B'hüt dich Gott!“ So hart und froſtig waren dieſe drei Worte wohl nie noch über Paulis Lippen gekommen, und wohl nie noch waren ſie von einem ſo finſteren Blick begleitet geweſen, wie der, mit dem ſich Pauli von Loni wandte.

Scheu wichen die umſtehenden Mädchen vor ihm zurück, und auch die Burſchen machten gutwillig Platz, ſo daß Pauli, von aller Augen ver-

Abend der Hochzeit hatten die mit Pauli befreundeten Bauernburſchen ein kleines Nachſpiel aufgeführt im Vereine mit Muckl, der allerdings dabei etwas wider ſeinen Willen betheiligt war. Die allgemeine Gemütlichkeit war geſtört worden, und die Burſchen, welche ſich in ihrer Luſtbarkeit beeinträchtigt ſahen, ergingen ſich in Stichelreden gegen Muckl; ein Wort gab das andere; es ſetzte tüchtige Hiebe, und ehe der Wirt intervenieren konnte, war Muckl die Treppe hinunter und zur Thüre hinausſpediert worden.

Als man dann acht Tage ſpäter im Dorfe vernahm, Muckl hätte ſich mit einer reichen Bauerntochter aus einem benachbarten Dorfe verſprochen, die als eine böſe Sieben bekannt war, erregte das recht wenig Aufſehen. Spitzige Worte für den neugebackenen Bräutigam ſetzte es freilich in Hülle und Fülle.

Ebenſoſehr, als Muckl ſeit jenem Hochzeitstage an Beliebtheit verloren hatte, ebenſoviel hatte Pauli bei allen an Zuneigung gewonnen. Es ſchien auch, als ob er längſt mit ſich zur Ruhe gekommen wäre und alles verſchmerzt hätte; Tag für Tag, von früh bis in die ſinkende Nacht ſtand er an ſeiner Schnitz-

bank, und die Arbeit wuchs ihm unter den Händen hervor. Das Wirtshaus hatte er ſeit jenem Tage nie mehr betreten; des Mittags ließ er ſich ſein Eſſen herüberholen, ebenſo des Abends ſeinen Krug Bier; und während er ihn leer trank, ſaß er am Bette Lehnls, der langſam ſeiner Geneſung entgegenſchritt.

Der Unfall, der den Alten betroffen hatte — in der Verſion, als ob er geſtürzt wäre und ſich dabei verwundet hätte — war bald auch im Dorfe bekannt geworden. Täglich kam der eine oder der andere, der den Kranken beſuchte, und mehr als genug ſprachen dieſe Beſucher dem Alten von jenem Vorfall beim Hochzeitsfeſte. So oft aber Lehnl mit Pauli darüber reden wollte, ſchnitt ihm dieſer kurz das Wort ab, oder ſetzte allen Fragen ein hartnäckiges Stillſchweigen entgegen.

Am häufigſten kam der Maler Baumiller, freilich mehr zu Pauli als zu Lehnl. Jetzt, nachdem er der Meinung war, daß die Liebe zu Loni für den Burſchen kein Grund zum Bleiben mehr ſein könnte, verfolgte er ſeinen alten Lieblingsplan, Pauli mit in die Stadt zu nehmen und ihn dort ausbilden zu laſſen, mit um ſo größerer Hartnäckigkeit. Als Baumiller aber bei Pauli ſelbſt

nichts ausrichtete, der dem eindringlichſten Zuſpruche des Malers nur immer ein „Ich geh net!“ entgegenhielt, ſteckte er ſich ſogar hinter den Bürgermeiſter von Ammergau, damit dieſer mit einem Machtwort ſeinen Plan fördern möchte. Aber auch dieſes Mittel war ohne Erfolg geblieben. Selbſt Paulis Mutter hatte ſich mit dem Maler verbündet; denn außer Lehnl war ſie vielleicht die einzige, die ſich durch die äußere Ruhe Paulis nicht täuſchen ließ, die ihm ins Herz ſah und von dem, was ſie darin gewahrte, gerade nicht ſehr erfreut war. So trug auch ſie ſich mit dem Glauben, daß es wohl für Pauli das beſte wäre, wenn er fortginge.

Aber wenn auch Pauli nicht ſchon aus eigenem Antrieb jeder Überredung widerſtanden hätte, wenn er wirklich einmal ſchwach und nachgiebig geworden wäre — die Einflüſterungen Lehnls, der in jeder nur möglichen Weiſe dem Plan des Malers entgegenarbeitete, hätten in dem Burſchen immer wieder den erſten Willen befeſtigen müſſen. Lehnl mußte wohl gewichtige Gründe haben, daß er ſeinen jungen Freund ſtets aufs neue zum Bleiben ermahnte; die Hoffnung, daß alles noch einmal gut werden könne, wollte den Alten nie verlaſſen.

des Nebenzimmers zu, in dem er Loni vermutete. Er hatte ſich auch nicht getäuſcht. Das Mädchen ſaß am Fenſter und mühte ſich damit ab, einen in die Brüche gegangenen Hausrock ihres Pflegevaters wieder zuſammenzurichten. Als Loni die Thüre gehen hörte, wandte ſie langſam den Kopf, ſprang aber dann in freudiger Überraſchung auf.

„Meiner Seel, der Lehnl!“ Und mit ausgeſtreckten Händen eilte ſie dem Alten entgegen.

Lehnl ſah dem Mädchen erſtaunt, faſt erſchreckt ins Geſicht. Das friſche, blühende Rot, das ſonſt auf dieſen Wangen gelegen, war von ihnen gewichen, und die vollen, runden Backen waren recht ſchmal geworden.

„Ja wie geht's dir denn, du armer Kerl?“ ſo plauderte Loni weiter. „Was macht denn dein Kopf?“

„Mein Gott,“ gab Lehnl zurück, „ſo ei'm dicken Schädel ſchadet net leicht was. Wie geht's denn aber dir? ... Schauſt net gar gut aus! ... Hab allweil Zeitlang g'habt nach dir und hab 'glaubt, du b'ſuchſt mich einmal.“

Loni wandte ſich ab und machte ſich am Tiſche zu ſchaffen. „Ich wär ſchon 'kommen ... wenn ... aber ...“

„Wenn . . . aber . . . in das Haus, wo ich g'legen bin, gehſt halt net 'nein. Gelt?“

„Du haſt wohl g'hört . . .“ gab Loni mit gepreßter Stimme zur Antwort.

„G'hört und g'ſehen g'nug!“ Dabei zog Lehnl einen Stuhl an den Tiſch und ließ ſich nieder. „Deandl . . . das war net recht!“

„Sagſt du auch ſo! Ich muß mir ſchon von die andern Leut g'nug hören.“

„Meinſt vielleicht, ich ſollt dich loben auch noch? Das wär doch z'viel verlangt. Wer den Pauli g'ſehen hat, wie ich . . . wie er heim'kommen is, kein Wort g'redt, ſein Feiertagsg'wandl wegg'worfen hat und wieder naus is bei der Thür . . . Deandl . . . der kann dir kein Fleißbillet geben. Erſt am andern Tag in der Fruh is er wieder heim'kommen . . . und wie ich ihn fragen hab wollen, was denn is, hat's g'heißen: red nix, wenn du haben willſt, daß ich dir gut bin.“

„Du biſt halt auch wie die andern,“ verſetzte Loni mit ärgerlichem Ton in der Stimme, „redſt allweil bloß von ihm, aber net von mir. Hab mich ſchon ſo g'freut, daß ich mit dir über die G'ſchicht disk'rieren könnt . . . derweil is das

auch nix!“ Damit trat ſie vom Tiſch weg an das Fenſter und nahm ihr Nähzeug wieder zur Hand. „Jetzt is halt aus!“ ſeufzte ſie tief auf und begann zu nähen.

„No . . .“ meinte Lehnl und blickte forſchend nach dem Mädchen, „das möcht ich grad doch net ſo ſteif behaupten. Denn was einmal die richtige Lieb war, die bleibt's auch, mag da g'ſchehen, was will.“

Loni warf den Kopf auf „So?“ rief ſie erregt. „Du haſt ihn net g'ſehen, wie er da g'ſtanden is und g'redt hat . . . ein ganz' Mannsbild, wie man ſich's denkt . . . und wie er g'ſagt hat: jetzt wenn ſagſt, zwiſchen uns is nix und zwiſchen uns wird nix, nachher kannſt recht haben! . . . Und das B'hüt Gott . . . ich dank!“

„Ja, ja . . .“ meinte Lehnl, „das will ich ſchon glauben . . . aber . . . wenn auch bei ihm, wie ich mein', 's Eis noch zum Brechen wär . . . du kannſt ihn ja doch nimmer mögen.“

„Na . . . nie!“ fuhr Loni auf. „Lieber ſterben!“

Im gleichen Augenblick öffnete ſich die Thüre, und der Maler Baumiller trat ein. Die üblichen Begrüßungen wurden gewechſelt, und wieder ein=

mal mußte Lehnl ein halbes Dutzend Fragen nach ſeinem Befinden beantworten. Dann verließ der Alte das Gemach, um auch dem Wirte ein Grüß Gott zu ſagen.

Über alles mögliche plauderte der Maler inzwiſchen mit Loni; plötzlich, mitten im Geſpräche, neigte er ſich über die Lehne des Stuhles, auf welchem Loni ſaß, und ſprach dem Mädchen ins Ohr:

„Sag einmal, Lonerl, könnt man jetzt mit dir net auch einmal ein g'ſcheides Wörtl reden?"

„Man müßt's halt probieren!"

„Wegen meiner und wegen dem Pauli."

„Jeſſes, wenn ich nur den Namen nimmer hören müßt!" gab Loni unruhig zur Antwort. „Ihr wißt's ja, daß ich ihn net ausſtehen kann."

„Ich red ja nur grad deswegen von ihm, daß du einmal zur Ruh kommſt," ſprach der Maler dem Mädchen eindringlich zu, „und das g'ſchieht net eher, vor der Pauli net geht."

Haſtig hob Loni die Augen und blickte dem Maler ins Geſicht. „Daß er aber net geht," gab ſie zögernd zur Antwort, „ich mein', das habt's oft g'nug ſchon g'hört."

„Die Sach is halt net recht an'packt worden! Du, Loni, du ſelber mußt die G'ſchicht' in die Hand nehmen!“

Lonis Augen wurden immer größer, und bedenklich ſchüttelte ſie den Kopf. „Das verſteh ich net!“

„Wirſt es gleich verſtehen!“ erwiderte Baumiller. Er zog einen Stuhl zu Loni ans Fenſter, ließ ſich ihr gegenüber nieder und faßte ihre beiden Hände. „Sag, Loni, kannſt du's begreifen, daß ein Menſch mit ganzem Herzen und ganzer Seel was wünſcht und hofft, ſo daß er gar kein' andern Gedanken mehr hat. Begreifſt du das?“

„O ja!“ Ein tiefer Seufzer ſchwellte die Bruſt des Mädchens.

„Siehſt, Loni,“ fuhr Baumiller fort, „ſo ein G'fühl hab ich g'habt, wie ich ein junger Menſch war. Wie ich zum malen ang'fangt hab, und wie ich die Bilder g'ſehen hab von unſere großen Meiſter, da is in mir der Wunſch aufg'ſtiegen, was Gleiches zu ſchaffen und auch Bilder zu malen, vor denen die ganze Welt ſtaunen müßt. Der Wunſch war ein recht ſchöner, und was an mei'm guten Willen und an mei'm Fleiß g'legen war,

das is auch redlich g'ſchehen. Aber weiter hab ich's halt doch net 'bracht, als daß meine Bild'ln gern 'kauft worden ſind, und daß ich mir ein bißl was erworben hab. Schau, Deandl, damit du's verſtehſt, möcht ich ſagen, mir is 'gangen, wie ei'm Schneider, der ein' Rock für ein' großmächtigen Mann machen will . . . und 's Tuch reicht bloß für ein' Buben. Das Tuch, daß heißt man bei uns Talent. Die Stund, wo ich zur Einſicht 'kommen bin, daß bei mir 's Tuch net reicht, das war die ſchwerſte Stund in mei'm Leben. Da find ich auf einmal ein' Menſchen, der das Talent, das mir g'fehlt hat, im reichſten Maß beſitzt, und dem, um das zu werden, was mir bei allem Fleiß net g'lungen is, nix fehlt, als die richtige Schul und der rechte Lehrer."

In immer ſteigender Aufmerkſamkeit hatte Loni dem Maler zugehört, und mit ſchüchterner Stimme fragte ſie nun: „Is das der Pauli?"

„Ja, Deandl, das is der Pauli!" fiel der Maler ein, und ſeine Augen leuchteten, als er weiterfuhr: „Immer beſſer und beſſer hab ich ihn kennen lernen . . . und wie mein Glauben an ſein Talent immer mehr und mehr beſtärkt worden

rung ſtreckte ſie dem Maler die beiden Hände hin. „Was kann ich thun, damit 's ſo kommt ... ſagen Sie's mir ... und ich thu's!"

„Du ſelber mußt mit dem Pauli reden!"

„Na ... na!" fuhr Loni auf, und dunkle Röte überfloß ihr Antlitz. „Alles thu ich ... alles ... aber das ... das kann ich net!"

„Geh, red net ſo voreilig," mahnte der Maler, „denn ſiehſt, Lonerl, was ich von dir verlang, das iſt das einzige, was noch helfen kann."

„Und warum ſoll's grad helfen, wann ich mit ihm red!" fragte Loni zweifelnd. „Da glaub ich eher, daß mein Reden alles noch ſchlechter machet."

„Und wenn's auch ſo wär, verſuchen mußt du's, ob du ihn net bewegen kannſt, daß er die Hand nach ſei'm Glück ausſtreckt." Der Maler trat an Lonis Seite, und indem er den Arm vertraulich um ihre Schulter legte, fuhr er fort: „Siehſt, Deandl, du haſt ſchon eine Schuld abz'tragen an dem Menſchen! Ich weiß auch, und lang ſchon hab ich dir's ang'merkt, daß du 's ſelber in dir ſpürſt, als ob's ſo ſein müßt."

Wehmütig nickte das Mädchen vor ſich hin.

„Gelt," meinte der Maler, „g'ſtehſt es auch ein? Drum ſei g'ſcheid und laß dir auch was ſagen! Schau, der Pauli hat dich ſo gern g'habt, daß mit demſelben böſen Tag noch net alles verraucht ſein kann. So viel Lieb zu dir is bei ihm noch allweil z'Haus, daß er dir's g'wiß net abſchlagt, wenn du zu ihm ſagſt: Pauli, ich bitt dich, geh fort, mich leidt's nimmer im Dorf, ſolang du da biſt. Und wann er erſt einmal bei mir in der Stadt is, wann er all das Neue ſieht, was ihm da entgegentritt, und wann er 's Arbeiten anfangt und 's Studieren, da müßt's doch mit dem Teufel zugehen, wenn er mit der Zeit net die unglückſelige Lieb aus dem Kopf brächt, die ihm ein Elend is und dir ein Ung'mach, und wenn er net ein Menſch werden thät, der ſein Glück verdient und der ſein Glück auch findet."

Lautlos hatte das Mädchen dem Maler zugehört, und als dieſer ſchloß und Loni fragend anſah, legte ſie ihre Hand auf ſeinen Arm und ſchaute ihm mit forſchendem Blick in die Augen. Und leichte Röte huſchte über ihre Wangen, als ſie fragte: „Glaubts Ihr auch g'wiß, daß es dem Pauli ſein Glück ſein wird, wann er geht?"

„Es is mein' feſte Überzeugung!“ gab der Maler eifrig zur Antwort.

Haſtig ſtreckte ihm Loni die Hand hin. „In Gottes Namen . . . ich thu's . . .“ ſtieß ſie mit zitternder Stimme hervor, „. . . weil Ihnen ein G'fallen damit g'ſchieht . . . und weil . . .“ die Thränen ſchoſſen in Lonis Augen, und ein leiſes Schluchzen erſchütterte ihre Lippen, „ . . . und weil . . . weil ich ſo froh bin, wann ich . . . den Menſchen nimmer ſieh.“

„Geh, Lonerl,“ tröſtete der Maler, „geh, nimm's net ſo ſchwer!“

„Schwer?“ fuhr Loni ganz entrüſtet auf und wiſchte raſch mit dem Rücken der Hand über die Augen. „Fallt mir ja gar net ein!“

„So is recht!“ rief der Maler freudig aus und drückte das Mädchen an ſeine Bruſt. „Jetzt kann ich ruhig wieder auf meine Berg nauf ſteigen. Weißt, es muß ja net gleich ſein. Ich geh heut fort auf ein paar Tag, und wann ich nachher heim komm, können wir noch einmal drüber reden. Und nachher wird ſich ſchon einmal die rechte Zeit dazu finden. Jetzt b'hüt dich Gott . . . und ich dank dir halt im voraus für dein' guten Willen. B'hüt Gott!“

Noch einmal ſchüttelte Baumiller dem Mädchen die Hand, dann nahm er ſeinen Hut und ging.

Lange, lange noch ſtand Loni regungslos und ſtarrte vor ſich hin auf die Erde. Sie wußte gar nicht mehr, wie es gekommen war, daß ſie dieſes unſelige Verſprechen geben konnte. Sie — und reden? Mit jenem Menſchen, der ihr ſo bitterböſe Worte geſagt hatte, vor all ihren Freundinnen, vor dem ganzen Dorf? Aber freilich, hatte ſie denn nicht ſelbſt . . .

Loni ſchlug beide Hände vor die Augen. Sie hatte nicht den Mut, jenen Gedanken auszudenken, der ſie ſelbſt aller Schuld zeihen mußte. Sie ſchritt auf das Fenſter zu, ließ ſich nieder und nahm ihre Näharbeit wieder zur Hand. Aber die Nadel zwiſchen ihren Fingern war recht träge, und nur langſam ſuchte ſie ihren Weg durch das widerſpenſtige Tuch, bis ſie auf einmal wieder ganz ſtille ſtand.

„Es muß ja net gleich ſein!“ murmelte Loni vor ſich hin, die Worte des Malers wiederholend. Dann ſprang ſie plötzlich auf. „Wohl muß es gleich ſein, denn ein altes Sprichwort ſagt: man

muß das Eiſen ſchmieden, ſo lang's heiß is." Sie eilte zur Thür und rief hinaus: „Resl!"

Das Mädchen kam und fragte: „Was magſt?"

„Geh nüber zum Pauli und ſag ihm, er ſoll gleich auf der Stell rüber kommen, der Herr Baumiller hätt was Wichtiges mit ihm z'reden!"

Resl hatte den Maler fortgehen ſehen und blickte fragend auf Loni: „Ja . . . aber . . ."

„Schau net ſo dumm drein," fuhr Loni ſie zornig an, „ſondern thu, was ich dir ſchaff."

„Das is aber g'ſpaßig!" knurrte Resl, als ſie kopfſchüttelnd ging, um Lonis Auftrag auszuführen.

Loni trat zum Tiſch, der in der Mitte des Zimmers ſtand, und da ihr augenblicklich keine andere Beſchäftigung einfiel oder nahe lag, ſo fing ſie an, mit den Fingernägeln aus den Klumſen der Tiſchplatte den grauen Sand herauszubohren, der ſich beim Reinfegen des Tiſches feſt in alle Ritzen gelegt hatte.

Ein paar Minuten mochten vergangen ſein, da klang aus der Wirtsſtube die Stimme der

er zögernd. „Ich ſoll zum Herrn Baumiller kommen.“

„Ja, ja, biſt ſchon recht . . .“ ſtieß Loni hervor, und als fiele ihr eine ſchnellgeſprochene Lüge weniger ſchwer, ſetzte ſie haſtig bei: „Er hat g'ſagt, du ſollſt da warten . . . er wird gleich kommen . . . hat er g'ſagt.“

„Da werd ich freilich warten müſſen!“ Damit wandte ſich Pauli zum Fenſter, welches dicht neben der Thüre lag, ſtellte ſich vor die Scheiben, kreuzte die Arme hinter dem Rücken, wobei er zwiſchen zwei Fingern ſeinen Hut leicht hin- und herſchwenkte, und blickte lautlos ins Freie hinaus.

Loni näherte ſich ihm mit kurzen Schritten, aber nur ſo weit, daß ihr ausgeſtreckter Arm mit den Fingerſpitzen noch immer die eine Tiſchecke berührte. Vergebens mühte ſie ſich, ein Wort über die Lippen zu bringen; es war ihr, als ob eine unſichtbare Hand wie mit eiſernen Fingern ihre Kehle umſchlöſſe. Bange Sekunden verrannen, bis endlich Pauli, dem ſich dieſe peinliche Stille ebenſo drückend aufs Herz legte, wie dem Mädchen, ſich kurz vom Fenſter abwandte und der Thüre zuſchritt mit den Worten: „Ich will doch lieber draußen warten!“

„Na ... na!“ fuhr Loni erſchreckt auf, und die Angſt, daß Pauli wirklich wieder gehen möchte, ſpiegelte ſich in ihren Mienen. „So bleib nur, der Herr Baumiller kommt gleich! Das heißt ... es könnt ja möglich ſein, daß er auch net gleich käm ... aber ... wenn du 's vielleicht mit der Arbeit recht notwendig haſt ... ich weiß auch, was er dir zum ſagen hat ... nachher ... wenn du meinſt ... und wenn du's von mir anhören willſt ... nachher könnt's ja ich dir auch ſagen.“

Erwartungsvoll hingen die Augen Lonis an dem Geſicht des Burſchen, der auf halbem Wege ſtehen geblieben war und nun dem Mädchen voll ins Antlitz blickte, während ein wehmütiges Lächeln um ſeine Lippen huſchte. „Schau, Loni, plag dich net!“ erwiderte er nach kurzem Schweigen. „Du haſt es ſchon in manchem recht weit 'bracht, aber 's Lügen bringſt doch net recht z'ſamm. Druck 's nur raus, was mir zum ſagen haſt; ich merk's ja doch, daß's ein' abg'machte Sach is, daß du mit mir reden ſollſt.“

Dunkle Röte übergoß Lonis Wangen. „Na ... g'wiß net,“ ſtotterte ſie, „das heißt ...“

„Es is ſchon gut!“ ſchnitt ihr Pauli kurz das Wort ab und näherte ſich wieder dem Fenſter.

Durch dieſe letzten Worte war Loni weiter von ihrem Vorhaben abgebracht, als ihr lieb ſein konnte. Aber ſie mußte nun ſprechen . . . um jeden Preis. So faßte ſie den erſten Gedanken auf, der ihr in den Sinn kam, und während ſie ſich dem Burſchen um ein zagendes Schrittlein näherte, fragte ſie ſchüchtern: „Wie geht's denn dei'm Mutterl, hab's lang nimmer g'ſehn?“

„Ich dank, ganz gut!“ klang es vom Fenſter her.

„Ich hab g'hört, ſie redt dir allweil zu, du ſollſt mit dem Herrn Baumiller in d' Stadt gehen?“

„Kann ſchon ſein!“

„Und du wollteſt net?“

„Is auch möglich!“

Paulis kurze, trockene Antworten konnten Loni nicht mehr einſchüchtern. Sie hatte den Faden nun einmal gewonnen, und mutig fragte ſie weiter.

„Warum magſt denn net, wenn man fragen darf?“

„Weil's mich net freut!“

„Das is freilich ein ganz g'wichtiger Grund,“ wandte Loni ein, „aber wer weiß, ob dein Mutterl

Bürgermeiſter hat er hinter mich g'hetzt ... und jetzt ſchickt er gar noch dich!"

„Ja, Pauli, ich will's auch net länger leugnen," gab Loni zur Antwort, und haſtig, ohne zu bedenken, was ſie ſprach, redete ſie weiter: „Der Herr Baumiller hat mir das Verſprechen abg'nommen, daß ich dir zureden ſoll, daß du mit ihm in d' Stadt gingſt. Ein kleins bißl, hat er g'meint, könnteſt du doch noch auf das hören, was ich dir ſag ... nachher hat er g'meint, wenn ich dir ſaget: Pauli, mich leidt's nimmer im Dorf, ſolang du da biſt ... mein' Raſt und mein' Ruh is weg ... geh fort von da ... ſo ... ſo thätſt du's auch ... hat er g'ſagt."

Blindlings, in guter Meinung, das Richtige gefunden zu haben, hatte Loni faſt Wort für Wort die Rede des Malers wiederholt und erſchrak nun nicht wenig, als Pauli ſie mit rauher Stimme anfuhr:

„Und du ſchamſt dich net, mir ſo was ins G'ſicht zu ſagen! Mein' Ruh haſt mir g'ſtohlen, um meiner Lieb willen haſt mich b'ſchandelt vor alle Leut, und jetzt kommſt und willſt mein' Lieb zu Hilf nehmen, um mich von meiner Heimat

z'treiben, von Mutter und Haus. Loni, das is grundſchlecht!"

Flehend hob Loni die zitternden Hände. „Pauli . . . ich bitt dich um Gottes willen, glaub ſo was net von mir! Wenn ich mich hab überreden laſſen, daß ich dir zuſprich, ſo war's, weil ich überzeugt bin, es wär beſſer für dich, wenn gingſt . . . weil du mich dann vielleicht vergeſſen könnteſt . . . und alles, was g'ſchehen is. Und wenn du nachher ein berühmter Bildhauer werden thätſt und alle Leut dich gern hätten und in Ehren halten . . . und wenn du nachher recht reich werden thätſt . . . ſo hätt ich halt g'meint, könnteſt leicht auch das finden, was in deiner Heimat umſonſt g'ſucht haſt . . . die Lieb von ei'm braven Deandl."

Wären es nicht die Einflüſterungen ſchwer gekränkter Liebe geweſen, die Paulis Augen verdunkelten und ſeine Ohren ſchloſſen, er hätte aus Lonis Antlitz leſen müſſen, was in dem Innern des Mädchens vorging, und hätte hören müſſen, daß aus dem Klang dieſer Worte die wahrhaftigſte Offenheit eines geängſtigten Herzens ſprach.

So aber ſchüttelte er nur unmutig den Kopf, und mit heiſerem Lachen rief er aus:

„Alſo grad wegen mei'm Glück! Du mitleidiges Deandl! Ich ſag dir, ich glaub dir's net; ich glaub viel eher, daß du jetzt lügſt, und daß dein' erſte Red d' Wahrheit war, daß mich bloß fort haben willſt, weil ich dir im Weg umgeh!"

„Na, Pauli, g'wiß net!" klang es flehend von Lonis Lippen.

„Laß gut ſein!" gab Pauli kurz zurück. „Ich geh dir aus dem Weg! Du ſollſt dein' Ruh finden ... ob ich mein Glück, das is ein' andere Frag. Glaub aber ja net, daß ich mir aus dem Maler ſei'm G'ſchwatz eine Hoffnung mach. Ich will net berühmt werden und brauch kein' Reichtum ... was ich brauch, hab ich, Gott ſei Dank, und wollt ich mir mehr wünſchen, ſo müßt mich unſer Herrgott ſtrafen! Aber mag's jetzt ſein, wie's will ... ich geh ... und wenn ich auch in mein Unglück renn."

„Ja ... wenn du ſo denkſt ... Pauli ... wär's mir gleich lieber, du bliebeſt da!"

Pauli blickte verwundert auf; es klang ihm nun doch aus dieſer Stimme etwas entgegen, was ihn ſtutzen machte; aber es kam ihm das ſo ſonderbar vor, ſo ganz unglaublich, daß er dem Ge-

danken, der zu Lonis Gunſten ſprach, nur einen einzigen Augenblick Gehör ſchenkte.

„Plag dich net, Loni, dein Ernſt is ja doch net! Und meinetwegen brauchſt auch kein' Angſt net z'haben ... weil ſchon einmal ſo mitleidig biſt. Ich bin ſchon über gar viel weg'kommen und werd mich auch da durchſchlagen! Freilich, wie ſchwer als es mir wird, das kann dir gleich ſein ... wenn's nur nach dei'm Kopf geht."

Durch Paulis letzte Worte klang ein Ton ſo tiefen Schmerzes, daß die Thränen in Lonis Augen traten. Beherzt trat ſie dem Burſchen einen Schritt näher und zerknitterte in fieberhafter Ungeduld ihre weiße Schürze, während ſie ſprach: „Na, Pauli ... wenn du mich auch für recht ſchlecht haltſt, ſo ſchlecht bin ich doch net ... und ſiehſt, wenn du meinſt, es wär net ſo, wie der Herr Baumiller ſagt, ſondern ſo, wie du ſagſt ... ſiehſt ... da mein' ich, wär's beſſer, du gingſt net fort, ſondern bliebeſt da und thätſt auch gleich ..." das Blut ſchoß ihr ins Antlitz, bei dem Gedanken an das, was ſie da eigentlich hatte ſagen wollen, und im erſten Augenblick hielt ſie es für ein rechtes Glück, daß Pauli ſie im Weiterſprechen verhindert hatte, als er ſie unterbrach:

„Geh, ſei ſtad!“

Und doch wär es ihr wieder lieber geweſen, er hätte ſie nicht unterbrochen, da ſie ihn nun weiter reden hörte: „Es is jetzt vorbei! Aber grad dadurch, daß ich jetzt geh, will ich dir noch beweiſen, wie gern ich dich g'habt hab . . . und ſomit b'hüt dich Gott!“ Er nickte einen ſtummen Gruß und ging zur Thüre.

Loni glaubte vor Schreck in die Erde ſinken zu müſſen, als ſie ihn gehen ſah. Gedanken und Worte verſagten ihr, und alle Qualen ihres gefolterten Herzens machten ſich nur in einem einzigen Aufſchrei Luft.

„Pauli!“

Der Burſche hielt ſchon die Thürklinke in der Hand, als ihm dieſer Ausruf an das Ohr ſchlug. Er wandte ſich langſam wieder zu dem Mädchen und fragte: „Was is?“ Als er ſah, wie Loni vergebens ſich mühte, ein Wort hervorzubringen, ſprach er weiter: „Wenn noch ein' Wunſch haſt, ſchenier dich net . . . jetzt geht's in ei'm hin!“

„Wenn's wirklich . . . b'ſchloſſene Sach is . . . daß gehſt . . .“ kam es ſtockend über Lonis Lippen, „nachher . . . nachher könnteſt mir ja doch

noch zum B'hüt Gott dein' Hand geben!" Zwiſchen Weinen und Lachen klangen dieſe Worte halb wie eine Frage, halb wie eine Bitte, und als ſie dem Burſchen nun die Hand entgegenſtreckte, eilte Pauli mit freudigem Ausruf auf das Mädchen zu. „Loni!"

Aber auf halbem Wege hielt er an, und der ausgeſtreckte Arm fiel ihm nieder. „Na! Das geht ja doch net," ſprach er vor ſich hin, „daß ich die Hand druck, die nach mir g'ſchlagen hat."

„Wenn ich dir aber ſag, wie weh mir's allweil g'weſen is," klang es ihm unter Thränen entgegen, „und wie ich ſchon oft mit naſſe Augen die Stund verwünſcht hab, wo ich dir ſo ein ſchweres Unrecht hab anthun können . . . und wenn ich dich ſo recht von Herzen um Verzeihung bitt" . . . und wieder ſtreckte ihm Loni die Hand entgegen, „darfſt mir dann dein' Hand auch net geben?"

Einer ſolch herzinnigen Bitte gegenüber gab es keinen Widerſtand mehr. „Ja, Loni!" rief Pauli aus und ſchlug in die dargebotene Hand ein. „Das Wort macht viel vergeſſen und wird mir mein' Weg leichter machen!"

Scheu blickte Loni dem Burſchen in das freudig

erregte Antlitz, und ein liebliches Rot ſtieg in ihre Wangen, als ſie ſchüchtern fragte: „Und willſt denn jetzt auch wirklich fort?“

Der weiche, flehende Ton dieſer Worte ließ in dem Burſchen eine Ahnung auftauchen, welche ihn mit der Fülle ihrer Glückſeligkeit faſt betäubte. Seine beiden Hände, mit denen er Lonis Finger umſpannt hielt, fingen zu zittern an, ſeine Bruſt hob und ſenkte ſich unter raſchen Atemzügen, und aus den Augen flammte ihm die Glut, die in ſeinem Herzen jählings emporloderte. „Loni . . .“ rief er aus, „Deandl . . . du fragſt mit einer Stimm, ſo gut und lieb, wie ich's noch nie von dir g'hört hab . . . und aus deine Augen ſchaut's mich an, daß ich's faſt net für möglich halten kann! . . . Loni? . . . Meinſt net, es könnt noch anders werden zwiſchen uns?“

Verſchämt blickte Loni zur Erde. „Meinſt du?“ fragte ſie mit leiſer Stimme.

„Ich ſchon!“ flüſterte ihr Pauli ins Ohr.

„Ja . . .“ meinte das Mädchen bedächtig, „wenn du vergeſſen könnteſt, was ich dir für eine Schand an'than hab . . . nachher mein' ich auch!“

„Ah was Schand . . .“ kalkulierte Pauli mit

wachſendem Eifer, „es wär ja gar nie eine Schand g'weſen, wenn net die Leut dabei g'ſtanden wären. Und du haſt es ja bloß in der Hitz 'than! Siehſt, alles ließ ſich wieder gut machen, wenn du nur den feſten Willen hätteſt, und wenn du dich ein bißl z'ſamm nähmſt."

„So ſag nur grad wie?" fragte Loni mit vor Freude zitternder Stimme.

„Wenn du mit mir Hand in Hand zur Kirch gingſt und auf die Frag vom geiſtlichen Herrn, ob du mich haben willſt fürs ganze Leben, vor all dene Leut recht laut ſagen thätſt: Ja! . . . Willſt das, Loni?"

Das Mädchen hatte dem Burſchen ihre Hände entwunden und das Antlitz bedeckt, wie um die Glut zu kühlen, die auf ihren Wangen flammte. Sie weinte und lachte, und als Pauli nun zum zweitenmale fragte: „Willſt das, Loni?" wiſchte ſie ſich die Thränen von den Backen und rief:

„Ja . . . ja . . . ich will! Und ſo laut will ich's ſagen, daß deine g'ſchnitzten Heiligen ſelber eine Freud dran haben ſollen. Ja . . . dein will ich g'hören mit Leib und Seel . . . du braver, du treuer Burſch!"

Ihre Arme öffneten ſich, und ſie lag am Herzen Paulis, der ihr den erſten Kuß der Liebe und Treue auf die Lippen drückte.

Im gleichen Augenblicke ging die Thür auf, und Lonis Pflegevater trat ein. Die Augen, die er machte, als er die beiden Herz an Herz liegen ſah!

„Ja Loni! Was treibſt denn?“ rief er aus und ſchlug vor Verwunderung die Hände zuſammen. „Was machſt denn?“

„Hochzeit, Vater . . . und das recht bald, wann nix dagegen haſt!“ war Lonis lachende Antwort.

„Was! Ja is denn ſo was möglich!“ rief der Wirt wieder und wieder.

„Freilich, das ſiehſt ja!“ gab Pauli zurück. „Und weil ſchon da biſt, nachher halt ich gleich auch um d' Loni an bei dir. Wer ich bin, das weißt, und was ich hab, kannſt leicht erfragen . . . brauchſt bloß Ja ſagen!“

„So? Meinſt? Du Saperlot!“ polterte der Wirt. „Die alten Leut ſind wahrſcheinlich zu nix anderm auf der Welt, als zum Ja ſagen!“

„In dem Fall ſchon, Vater!“ lachte Loni. „Und wenn mich gern haſt, nachher b'ſinnſt dich auch net lang und ſagſt Ja!“

12.

Zwei Tage ſpäter wurde beim Wirte von Graswang Stuhlfeſt gefeiert. In der großen Wirtsſtube ſtanden die weißgedeckten Tiſche, und darum ſaßen die geladenen Gäſte, zu oberſt, am Ehrenplatze, die Mutter des Bräutigams. Die alte Traudl ſtrahlte vor Vergnügen, und ihre Augen glänzten heller als all die blanken Schaumünzen, die an dem ſilbernen Schnürwerk ihres Mieders baumelten. Neben ihr ſaßen der Wirt und Loni, deren Stuhl freilich die meiſte Zeit leer ſtand, denn ſie ließ es ſich nicht nehmen, fleißig in der Küche nachzuſchauen und dafür zu ſorgen, daß kein Teller leer wurde und kein Krug ungefüllt blieb.

Auch der Rötelbachbauer war unter den geladenen Gäſten; er ſaß zwiſchen ſeinem Sohne Muckl und ſeiner zukünftigen Schwiegertochter. Wenn die Leute von dieſer erzählten, ſie hätte Haare auf den Zähnen, ſo konnte das jedenfalls nur bildlich gemeint ſein, denn ihr Gebiß, das von der ſchmalen Oberlippe kaum zur Hälfte verdeckt wurde, war, wie der Augenſchein lehrte, vollſtändig unbehaart.

Pauli, der zur Seite des Wirtes ſaß, war für die Unterhaltung der Gäſte verloren. Er folgte nur immer mit leuchtenden Blicken dem geſchäftigen Thun und Treiben ſeiner Braut. Wenn ihn an dieſem Freudentage überhaupt etwas beunruhigen konnte, ſo war es die Abweſenheit Lehnls, den er ſchon ein paarmal vergebens im ganzen Hauſe geſucht hatte. Ganz zufällig blickte er einmal durch das Fenſter und ſah gerade noch, wie Lehnl drüben im Austraghäuschen des Huberbauern die Thüre hinter ſich zuzog. Er ſprang vom Stuhl auf, ſagte Loni, weshalb und wohin er ginge, und eilte hinüber nach ſeiner Wohnung, um den Alten herbeizuholen, der ihm die zwei letzten Tage in auffallender Weiſe ausgewichen war.

Loni hatte ihren Verlobten bis an die Hausthüre begleitet, und als ſie nun wieder in die Stube zurückkehren wollte, wurde ſie von Muckl aufgehalten, der ihr aus dem Flur entgegentrat.

„No, Loni," ſprach der Burſche das Mädchen an, „jetzt is halt doch ſo 'kommen, wie ich dir allweil g'ſagt hab. Drum mein' ich, könnteſt mir jetzt auch wieder gut ſein, ſchau, ſchon deswegen, weil mein' Eiferſucht eigentlich dein Glück g'macht hat!"

Loni lachte. „Wenn du ſagſt, daß dich alles reut, was du ang'ſtellt haſt . . . nachher will ich wieder gut ſein!"

„Freilich reut's mich," gab Muckl zurück, „wenn ich auch net leugnen kann, daß's mir eine große Gaudi g'macht hat, wie ihr auf einander losg'fahren ſeids, wie die g'ſtupften Gockeln! . . . Ja . . . hätt ich nur von Anfang net ſo viel Angſt ausſtehen müſſen wegen dem Lehnl! Das hätt weiters net dumm ausg'ſchaut, wenn ich, der einzige Sohn vom reichen Rötelbachbauern ein paar Monat hätt ſitzen müſſen wegen ſo einer dalketen G'ſchicht."

„Ja haſt denn du dem Lehnl was 'than?" fragte Loni erſtaunt.

„Weißt denn du da nix davon?"

ich hab ihn halt ſo wegg'ſchlenzt ... und da ... da is er halt unglücklich g'fallen. In der erſten Angſt, man könnt mich ſehen, bin ich ausg'riſſen, weil ich auf einmal wen hab kommen hören. Freilich hat mich die Sorg um den Lehnl net weit fort'laſſen. So bin ich wieder z'ruck, und da hab' ich nachher g'ſehen, daß der Pauli da is und dem Lehnl auf=hilft. Der arme Kerl hat g'meint, er müßt ſchon ſterben wegen dem bißl Loch im Kopf, und hat den Pauli heilig verſprechen laſſen, daß er dir ein Schutz ſein wollt und eine Hilf, ob du gut oder ungut mit ihm wärſt. Alles hab ich mit ang'hört, auch wie er ihm verraten hat, daß du ſein leibliches Kind wärſt." Zutraulich neigte ſich Muckl gegen Loni und ſprach ihr ins Ohr: „Weißt, von mir aus hat's kein Menſch erfahren, und erfahrt's auch niemand. Brauchſt dich alſo net z'ſorgen, daß ich's weiß!"

Lonis Geſicht war weiß wie die Wand, und ſie zitterte an allen Gliedern. Vergebens rang ſie nach einem Worte; plötzlich brach es von ihren Lippen, wild, herzzerreißend: „Heilige Maria ... was haſt du g'ſagt!"

„Ja weißt denn du da auch nix davon?" fragte Muckl mehr erſtaunt als erſchrocken.

Loni hatte kein Ohr mehr für dieſe Frage. Regungslos ſtand ſie vor dem Burſchen und ſtarrte ins Leere. Plötzlich ſchlug ſie die Hand an die Stirne. „Pauli!“ murmelte ſie. „Wo is der Pauli?“ Wie ein geſcheuchtes Reh floh ſie aus der Thür auf die Straße und hinüber zum Austraghäuschen des Huberbauern . . .

Dort drüben hatte unterdeſſen Pauli den Alten aufgefunden; aber vergebens ſuchte er Lehnl zu bewegen, mit ihm zu gehen.

„Komm Lehnl . . . komm . . . geh mit!“ bat Pauli immer und immer wieder. „Du haſt am allererſten ein Recht, daß da biſt . . . “

„Geh, laß mich!“ unterbrach ihn Lehnl wehmütig. „Wenn du wiſſen thätſt, wie 's in mei'm Herzen ausſchaut, nachher ſäheſt ein, daß ich in kein' luſtige G'ſellſchaft paß.“

„Ah was da!“ gab Pauli zurück. „Du haſt allen Grund zum Luſtigſein, jetzt, wo dein Lieblingswunſch in Erfüllung geht, daß die Loni und ich ein Paar werden.“

„Ja . . . früher . . . da hab ich mir 's ausg'malen in Gedanken, wenn mein Deandl einmal ein' richtigen Burſchen zum Mann krieget . . . und

wie ich nachher ganz glückſelig wär, wenn ich mit anſehen könnt, wie das Deandl ſo mitten drin ſitzt im Wohlſein und in der Zufriedenheit."

„Und warum ſoll das net ſein?" fragte Pauli ungeduldig. „Wir haben uns gern, und was an mir liegt, das weißt, wird auch g'ſchehen, um 's Deandl glücklich z'machen."

„Eben weil ich das weiß," erwiderte Lehnl und fuhr ſich mit dem Rücken der Hand über die Augen, „eben weil ich das weiß, wird mir der Abſchied leichter, als eigentlich für ein' Vater recht is!"

„Geh . . . red kein ſo dalket's Zeug!" zürnte Pauli. „Du wirſt fortgehen! Wo willſt denn du alter Zwickl noch hin? Eine überſpannte G'ſchicht is das, weiter nix!"

„Ich will dich net von dei'm Glauben abbringen; aber es wird doch ſo ſein müſſen, daß ich geh. Du weißt, daß der Muckl damals alles g'hört hat, was auf der Alm zwiſchen uns g'redt worden is. Und wenn der was weiß, ſo weiß es auch 's ganze Dorf!"

„Und was is nachher?" fragte Pauli und faßte den Alten bei der Hand.

Zu ſehr waren die beiden jetzt mit ſich ſelbſt

beſchäftigt, um auf die Tritte zu merken, die ſich vom Hausflur hören ließen, und um zu ſehen, wie Loni, wenn auch nur einen Augenblick, unter die offene Stubenthüre trat. Denn kaum hatte das Mädchen die beiden erblickt, ſo trat ſie, von einem unbewußten Gedanken getrieben, wieder zurück in den Flur, und lautlos ſtand ſie und lauſchte pochenden Herzens dem Geſpräch in der Stube.

„Siehſt, Lehnl," hörte ſie Pauli ſagen, „ich bin der erſte, der vor der ganzen G'meind dir die Händ entgegenſtreckt und ſagt, daß ich dich mein' Vatern heißen und als ſolchen halten will. Und grad ſo wie ich, wird auch d' Loni . . ."

„Sei ſtad . . . ſei ſtad . . ." unterbrach ihn der Alte jammernd. „Du weißt net, wie das Deandl über ihre Eltern denkt. Wenn d' Loni je erfahret, daß ich ihr Vater bin . . . ſo gern ſ' mich bis jetzt g'habt hat . . . mit dem Wort wär ich ihr z'wider bis in d' Seel 'nein. Und erfahren muß ſie 's; denn wenn der Muckl bis jetzt auch g'ſchwiegen hat, ſo war das nur die Angſt vor'm G'richt!"

„Ich hab von der Loni ein' beſſeren Glauben!" fiel Pauli ein. „Weißt was . . . jetzt hol ich ſ' rüber, nachher redſt offen mit ihr."

„Na, Pauli, na!“ ſchrie Lehnl auf und faßte den Burſchen mit beiden Händen am Arme. „Um Gottes willen net! Sie könnt mir 's net verzeihen, daß ich ſie weg'geben hab, wenn's auch nur g'ſchehen is aus Lieb und in der G'fahr. Mir druckt 's faſt mein Herz ab, daß ich 's Deandl von jetzt ab nimmer ſehen ſoll, aber es geht net anders. Ich geh in mein' Heimat z'ruck ... die paar Jahrl, wo ich noch z'leben hab, werden meiner G'meind net z' viel ſein. Eine Bitt hätt ich aber noch an dich. Ich hab mir ein bißl was erſpart; das will ich dir geben. Es könnt grad ſo viel ſein, daß man von da bis in mein Dorf einmal dafür hin und her fahrt. Wenn nachher hörſt, daß ich g'ſtorben bin, ſo laß mich um das Geld mit ei'm Wagen holen und laß mich eingraben an ei'm Platzl, wo ich mir denken dürft, 's Madl kommt einmal neben mir z' liegen! ... Und jetzt laß mich gehen!“

Dem Alten rannen, als er ſo ſprach, die hellen Thränen über die braunen, faltigen Backen. Seine Kniee zitterten, und erſchöpft griff er nach der Lehne eines Stuhles.

„Na, Lehnl ... na ... du darfſt net gehen! Bleib bei uns!“

Lehnl ſchüttelte den Kopf. „Es geht net und kann net ſein!“

Da klang von der Thüre her eine weiche, bittende Stimme: „Auch net, wann ich dich bitt!“

Lehnl fuhr auf, und mit erſticktem Schrei wankte er auf das Mädchen zu, das unter der Thüre ſtand und ihm mit ausgebreiteten Armen auf halbem Weg entgegeneilte.

„Mein Vaterl!“ ſchluchzte Loni und barg ihr Geſicht an der Bruſt des Alten. „Mein liebs Vaterl!“

Mit zitternden Händen umfaßte Lehnl das Haupt ſeines Kindes. „Loni . . . du ſagſt zu mir: liebs Vaterl . . .“

„No freilich!“ plauderte das Mädchen zwiſchen Weinen und Lachen. „Ich weiß ja, daß du 's biſt! 's is noch kein Viertelſtündl her, daß ſich der Muckl gegen mich verſchnappt hat. Aber was hab ich von dir hören müſſen! Du willſt deine Kinder verlaſſen? Unterſteh dich . . . du . . .“ und während ſich Loni mit der einen Hand die Thränen von den Wangen wiſchte, drohte ſie mit der andern Hand gegen Lehnl, „. . . da müßt ich ja gleich

in der erſten Stund, wo ich mein' Vater ſind, 's Greinen anfangen!"

„Kannſt mir denn verzeihen?" fragte Lehnl mit thränenerſtickter Stimme.

Loni ließ ihn kaum ausſprechen. „Geh," rief ſie, „red net vom Verzeihen. Im erſten Augenblick, wo ich g'hört hab, daß du mein Vater biſt, is mir mit ei'm Schlag alles Liebe eing'fallen, was ich von dir erfahren hab ſeit dem Tag, wo du zum erſtenmal mein kleines Kinderhandl 'druckt haſt. Mein arms Vaterl . . ." und beide Arme ſchlang ſie wieder um den Hals des Alten, „was mußt du g'litten haben, wo du mich ſo gern g'habt haſt. Aber jetzt ſoll dir's auch von uns zwei vergolten werden!"

Lehnl wußte ſich kaum mehr zu faſſen vor Freude und Seligkeit. „O mein lieber Herrgott," rief er aus, „die Freud . . . ich könnt jetzt gleich ein' Juhſchrei machen, daß alle Berg zum wackeln anfangen. Wenn ich mir denk, daß wir alle miteinand im Frieden hauſen . . . daß ich noch Enkeln am Arm 'rumtrag . . . und die Kindswäſch . . . und die Dutzeln . . . Pauli . . . halt mich, ſonſt mach ich ein' Kreuzſprung!" Wie mit einem

lang Zeit zum tratſchen haben . . . am nächſten Sonntag, wenn ich und der Pauli 's erſtemal in der Kirchen auf'boten werden, ſoll der Herr Pfarrer mich gleich beim rechten Namen rufen. Mit mei'm Pflegvater und mit meiner Schwiegermutter reden wir heut noch, ſobald die Gäſt fort ſind. Is dir's ſo recht, Pauli?"

Pauli nickte zuſtimmend, und Loni drückte ihm zum Danke dafür einen herzhaften Kuß auf die Lippen.

„Kommts," ſagte Loni dann, „jetzt müſſen wir aber wieder nüber. Und du, Vaterl, mußt drüben an der Ehrentafel neben mir ſitzen!"

Vereint für alle Zeit verließen dieſe drei glücklichen Menſchen das kleine Gemach und ſchritten über die Straße.

Als am andern Tag der Maler von ſeinem Ausflug zurückkehrte, machte er große Augen zu der Nachricht, die er zu hören bekam. Er wollte anfangs den Gekränkten ſpielen, doch hielt dieſe Regung nicht lange an, als ihm Pauli die Hand bot mit den Worten: „Sind S' net bös, Herr Baumiller, daß Ihnen Ihr Plan net naus'gangen is. Aber zwei Leut z'wiſſen, wo S' zu jeder Stund

Assi Manlasse.

(1880.)

rauschenden Bergwassers lockte, mag meinen Assi Manlasse gekannt haben.

In dem Taufbuche seiner Pfarrkirche war er eingezeichnet unter dem Namen Xaver Reiser, als der älteste Sohn eines Gemeindedieners, der genau ebenso geheißen und auch wieder einen Mann von ganz gleichem Namen und Beruf zum Vater gehabt hatte. Und dennoch nannte ihn keiner von all denen, die ihn kannten, Xaver Reiser. Die einen riefen ihn kurzweg Assi, die andern schlechthin Manlasse, und wenn man von ihm erzählte, so sprach man von ihm als von Assi Manlasse, zur Unterscheidung von Assi dem Jüngern, seinem ältesten Sohne, der ebenfalls Xaver Reiser hieß und nach des Vaters absonderlichem Tode ebenfalls Gemeindediener in seinem Heimatsdorfe wurde.

Manlasse hörte zwar keinen dieser Namen recht gerne, denn sie waren Spitznamen — aber das that nichts zur Sache; wenn er sich darüber ärgerte, so war das für seine liebenswürdigen Mitbürger nur ein Grund, ihn erst recht so zu nennen.

Wie jeder Spitzname seine Entstehung auf eine Absonderlichkeit dessen zurückführt, der ihn erhält,

ſo war dies auch hier der Fall. Manlaſſe hatte nämlich einen kleinen Zungenfehler, der es ihm ſchwer machte, den D- oder T-Laut zu Anfang eines Wortes auszuſprechen. So ließ er ihn einfach weg, oder erſetzte ihn, wenn er es gerade für notwendig hielt, durch irgend welchen andern Konſonanten.

„Ein recht heißer Gag heut!“ meinte Manlaſſe, wenn die Sommerſonne auf ſeine Glatze brannte.

Dabei bediente er ſich ganz beſonderer Freiheiten in der Konſtruktion. Vor allen jenen Nebenſätzen, die er mit der Konjunktion „daß“ (bei ihm „aß“) einleitete, pflegte er den meiſt ſelbſtverſtändlichen Hauptſatz einfach für ſich zu behalten.

Wenn ihm ein Bauer des Morgens irgend ein während der Nacht an ſeinem Eigentum verübtes Unrecht mittheilte, von welchem Manlaſſe natürlich noch gar keine Ahnung haben konnte, nahm er eine lange Priſe und betheuerte dabei:

„Aſſi (daß ich) ſchon lang weiß, wer ner Lump war!“

Wenn wir Jungen uns im ſchwanken Maigras einer Wieſe kugelten, und Manlaſſe unſer von fern anſichtig wurde, ſchwang er drohend ſeinen Hakenſtock in der Luft und rief:

„Aſſi enk (euch) fein verwiſch und einſpier!“

Wenn er aus dieſer Drohung auch niemals Ernſt machte, ſo hatten wir Buben doch eine heilige Scheu vor ihm, und der Ruf unſeres ausgeſtellten Wächters: „Der Aſſi kommt!“ veranlaßte uns immer, ſchleunigſt Reißaus zu nehmen.

Aſſis zweiter Spitzname datierte ebenfalls von einer elliptiſchen Redewendung, die er zu gebrauchen liebte. Wenn man ihn gelegentlich eines Vorhabens um Rat fragte, oder wenn er denſelben ungefragt gab, und die Sache ſchien ihm nicht ganz geheuer und des Erfolges nicht ganz ſicher, ſo faßte er ſein Urtheil in die zwei gewichtigen Worte:

„Man laſſe!“

In ganz bedenklichen Fällen wiederholte er wohl auch dieſen Ausſpruch: „Man laſſe, Freunderl . . . man laſſe!“ und tippte dazu den Betreffenden mit ſeinem Hakenſtock ganz gelinde auf den Kopf.

Ein dritter Spitzname Aſſis, den man aber ſeltener hörte, war „Meinverele.“ Verele war nämlich Aſſis ſchon genannter älteſter Sohn Xaver, an dem der Vater mit einer unbegrenzten

Liebe hing. „Mein Verele“ war ſein zweites Wort, und jede Gelegenheit benützte der alte Mann, um den Burſchen des Ortes zu verſichern:

„Aß mein Verele ſein ein anderer Kerl is (scilicet als ihr alle zuſammen)!“

So originell Manlaſſe in ſeiner Art zu ſprechen war, ſo originell war ſeine Erſcheinung.

Eine baumlange, ſehnige Geſtalt. Zwiſchen zwei weitabſtehenden Ohren ein hageres Geſicht mit einer Naſe, die ſcharf und eckig zwiſchen den buſchigen Brauen und den unruhigen grauen Augen hervorſtach. Ein dichter, borſtig von der Oberlippe abſtehender Schnurrbart, deſſen Grau durch Schnupftabaksreſte unappetitlich maskiert war, überdeckte, einem Halbdach aus Reiſig zu vergleichen, den nie ſichtbaren Mund. Stirne, Scheitel und Hinterkopf umhüllte eine große, alte Soldatenmütze ohne Emblem, mit einem von ihm ſelbſt angenähten Schilde aus Naturleder. Zu der Zeit, als ich ihn kannte, mag er dieſe Kappe höchſten Falles zehn bis fünfzehn Jahre getragen haben, denn es ließen ſich an ihr noch Spuren von Blau konſtatieren.

Es waren nur drei Perſonen im Orte, vor

denen er die Mütze abzog: der Bürgermeiſter, der Pfarrer und der Oberförſter. That er das, ſo faßte er die Mütze mit der Linken hoch oben wie eine Zipfelkappe, zog ſie langſam vom Haupt und ſtrich dann mit der Rechten ein paarmal bedächtig über den kahlen Scheitel nach der Stirne. Dieſe Handbewegung mußte ihm wohl als Gewohnheit aus einer Zeit verblieben ſein, in welcher ſein Haupt noch Haare getragen hatte, die des Glättens bedürftig waren.

Um Aſſis Schultern hing eine Lodenjoppe, die wohl einmal eine beſtimmte Farbe gehabt hatte — aber welche, das wußte niemand mehr. Als die Ellbogen dieſer Joppe zum erſtenmal in die Brüche gegangen, waren ſie mit Flicken aus blauem Soldatentuche gebeſſert worden. Aber auch dieſes hatte der aufreibenden Zeit nicht den wünſchenswerten Widerſtand geleiſtet — und ſo waren die neuentſtandenen Blößen mit Lederlappen beſetzt worden, die ſich nun, von dem jahrelangen Gebrauche geformt und gedehnt, gleich zwei Harniſchkugeln über Aſſis Ellbogengelenke wölbten.

Eine Weſte trug er natürlich über ſeinem grobleinenen Hemde niemals; dafür aber bildete

er ſich deſto mehr auf die zwei „ſeidenen“ Halstücher ein, die er beſaß. Jeden Sonntag kam eines der beiden „Tüchel“ friſch an die Reihe, das er dann mit einem leichten Knoten, aber enganliegend um den Hals ſchlang. Nachts zog er es nicht aus — und ſo kam es, daß Tag für Tag der Knoten feſter und das Halstuch weiter wurde, ſo daß es am Sonnabend einem aufgedröſelten Stricke nicht mehr ſehr unähnlich ſah. Sonntags ſtand er dann eine Stunde früher auf um über dem Löſen des Knotens die Predigt nicht zu verſäumen.

Aſſis lange magere Beine ſteckten in einer bis zur Möglichkeit abgewetzten bockledernen Hoſe, die wohl nach Art der Tuchhoſen geſchnitten war, aber dennoch meinem Helden kaum bis an die Knöchel reichte. Ich will nicht behaupten, daß dieſe ſeine Hoſe von vornherein zu kurz war; ich möchte lieber glauben, daß ihm während der Zeit, in der er ſie trug, die Beine zu lang geworden.

Seine Füße ſteckten nackt in ſchweren, dickbenagelten Schnürſchuhen. Ich hab es einmal mit angeſehen, wie Aſſi mitten auf der Landſtraße aus einem der Schuhe mit ſeinem Taſchenmeſſer

hatte, der aber von ihm niemals als Stütze beim Gehen benützt wurde, ſondern, wenn Aſſi nicht gerade damit geſtikulierte, ſtändig im Ellbogengelenk des linken Armes hing. Nur ein einzigesmal ſah ich meinen Aſſi einen praktiſchen Gebrauch von dieſem Stocke machen, als er mit dem Haken desſelben einen Jungen, der in den See gefallen war, ans Ufer zerrte. Als der kleine Kerl heulend und von Waſſer triefend wieder auf feſtem Boden ſtand, ſchlug ihm Aſſi eins hinter die Ohren und ſagte:

„Aß fein acht giebſt, aß net wieder einifallſt! Ich kunnt leicht net abeiſein, und nachher kunntſt vaſaufen müſſen . . . Tröpferl miſerabligs!“

Alles Gute, was über ſeinen Charakter zu ſagen wäre, ſchließt ſich in die Worte: Aſſi hatte keine Feinde. Als er ſtarb, wurde er betrauert, weil er von allen gern geſehen war — und nicht nur deshalb, weil er eines ſo traurigen Todes hatte ſterben müſſen.

Es war zur Zeit der Zwetſchgenreife. Ein Bauer, dem Aſſi des Morgens eine Botſchaft überbracht, hatte ihm an Stelle eines Trinkgeldes alle Taſchen mit Zwetſchgen vollgepfropft — und

Aſſi verſchlang dieſelben während des Heimweges bis auf das letzte Stück mitſamt den Kernen.

Schon ein paar Tage ſpäter war es nicht mehr ganz geheuer mit ihm. Wenn er einen Gang zu machen hatte, dämelte er ſeines Weges ſo einher, blieb wohl von Zeit zu Zeit auch ſtehen, gerade als wollt er überlegen, ob es nicht beſſer wäre, wenn er umkehrte und nach Hauſe ginge. Und fragte man ihn:

„Manlaſſe, was habts denn?“ ſo gab er ſchweratmend zur Antwort:

„Aſſi in mir ſchon ganz ein malefiziſch Zwicken verſpür.“

Dazu trank er Schnaps — unglaublich viel Schnaps. Und wenn ihm die Leute darüber abmahnende Vorſtellungen machten, meinte er nur:

„Aß ös ein leichts Reden habts!“

Ein paar Wochen waren vergangen, und wieder einmal ſaß Aſſi, um ſeine Schmerzen zu betäuben, im Wirtshauſe bis ſpät in die Nacht auf ſeinem dreibeinigen Stuhl, die eine Hand auf den Leib gepreßt und mit dem immer neugefüllten Schnapsglas in der andern.

Plötzlich hörte man einen dumpfen Knall,

Die Seeleitnersleut.

(1882.)

„Gehen S' her, geben S' ihm den Gnadenschuß!" rief mir Anderl entgegen, als ich näher kam.

Der Hirsch hatte sich auf beiden Vorderläufen aufgerichtet und schlug mit dem Geweih, von dem der dürre Bast in Fetzen niederhing, gegen die alte Fichte, die ihn im Sturze aufgehalten hatte. Ich umging das Thier, zielte nach seinem Genick — der Schuß krachte — und es war aus mit ihm.

Anderl legte sein Jagdzeug ab, zog die Joppe aus und ließ sich auf die Kniee nieder, um den Hirsch aufzubrechen. An die Fichte gelehnt, sah ich zu, wie er mit waidmännischer Fertigkeit hantierte.

Drei Tage lang war ich unter der Führung Anderls, des Fachenauer Jagdgehilfen, diesem Hirsch vergebens nachgestiegen. Und auch heute hatte mich nur ein ganz unerwartet glücklicher Zufall zu Schuß gebracht.

Während ich in Gedanken die Überraschung noch einmal nachfühlte, die ich empfunden hatte, als ich, von Anderl aus einem recht unwaidmännischen Mittagsschläfchen geweckt, den Hirsch achtzig Schritte vor mir im Dickicht ziehen sah, blickte ich durch den schattigen Bergwald hinunter.

Zwiſchen den Äſten der tieferſtehenden Bäume ſchimmerte ein leichtes Blaugrün.

„Was is denn das, was da drunten durch die Bäum ſcheint?“ fragte ich den Jäger.

Er hob den Kopf. „Das? Das is ja der Walchenſee!“

„Was? Sind wir denn hier ſo nah am See?“

„No freilich, kaum eine Viertelſtund den Berg nunter, und nachher noch über eine ſchmale Wieſen, ſo ſind S' am Waſſer. Ja, wir ſind weit von der Jachenau, gut dritthalb Stund. Sie ſind halt erſt kurz in unſerer Gegend, und da können S' Ihnen halt noch net ſo gut verorientieren.“

Immer wieder mußte ich nach dem lockenden Schimmer hinunterblicken. Was wäre das ein Hochgenuß, bei dieſer drückenden Sommerhitze dort unten hineinzuſpringen in das kühle Bergwaſſer!

„Du, Anderl? Möchteſt du wohl ein Stünderl auf mich warten?“

„Ja, recht gern. Warum denn?“

„Ich möcht nunter an See und baden.“

Anderl lachte. „Wann S' das wollen, ſo kann ich Ihnen ein' andern Vorſchlag machen.

Den Hirsch können wir ja so wie so net da liegen lassen . . . die Bremsen treiben's bei so einer Hitz gar arg. Wissen S' was? Da richt ich nachher ein' Schlitten z'samm, und auf dem ziehen wir den Hirsch nunter bis zum Straßl am See. Drunten schick ich ein' Buben in d' Jachenau nüber um ein' Wagen, und Sie können derweil baden grad g'nug. Is Ihnen das recht?"

„Natürlich!"

Als Anderl mit seiner roten Arbeit zu Ende war, säuberte er sich mit ausgerupftem Moos die Hände. Dann schnitt er starke, lange Äste von den Bäumen und flocht sie durcheinander, so daß sie einen festen und doch elastischen Polster bildeten. Auf diesen grünen Schlitten hoben wir den Hirsch und schleiften ihn langsam über den moosigen Bergabhang hinunter.

Als wir den Waldsaum erreichten, blieb ich aufatmend stehen und betrachtete das entzückende Bild, das der See mit seiner schillernden Wasserfläche und seinem dunkeln, bergigen Hintergrunde bot. Anderl nannte mir die Ortschaften, die am jenseitigen Ufer lagen, und die Namen der Berge, welche sich drüben erhoben.

die Jachenauer allweil d' Ohren weiters net g'ſpitzt, wann die Mali in der Kirchen drin am Sonntag im Hochamt g'ſungen hat. Freilich, mit dem Vergnügen is ſchon lang rum für d' Jachenauer, denn d' Mali geht nimmer 'nein in d' Kirch und ſingt auch nimmer gern, ſeit ihr die Singerei zu einer unglücklichen Liebsg'ſchicht verholfen hat." Anderl griff wieder nach den Äſten des Schlittens. „Jetzt machen wir aber, daß wir vollends nunter kommen!"

Einige Minuten noch, und wir ſtanden im Schatten des Hauſes. Anderl wälzte den Hirſch ins Gras, riß die verflochtenen Äſte auseinander und deckte ſie zum Schutz gegen die Fliegen über das tote Thier.

Da klangen ſchwere Schritte im gepflaſterten Hofraum und um die Hausecke bog ein ſchlank aufgeſchoſſener Burſche von etwa achtundzwanzig Jahren. Ein grobes, gerade nicht mehr „bluh-weißes" Hemd, eine weite, abgewetzte Tuchhoſe und plumpe Lederpantoffeln — das war ſeine Kleidung. In der einen Hand trug er einen Hammer und zwiſchen den Lippen hielt er einige lange Bretternägel. Seine Haare waren kurz

geſchoren, und unter der Stirne, auf welcher ſich Falte an Falte reihte, blickten finſtere, unruhige Augen hervor. Das ganze Geſicht hatte einen ſeltſam galligen Ausdruck.

„Grüß dich Gott, Lipp!“

Mit einem kaum merklichen Nicken dankte der Burſche für den Gruß des Jägers, ging auf den Hirſch zu und hob mit dem Fuß die Zweige, die das Thier bedeckten.

„Du, Lipp, möchteſt net ſo gut ſein, natürlich gegen ein richtigs Trinkgeld, und in d' Jachenau nüberſpringen und dem Herrn Oberförſtner ausrichten, daß er ein' Wagen für den Hirſch rüberſchickt? Könnteſt ja nachher gleich wieder mit dem Wagen z'ruckfahren!“

„Ja, ſchon!“ brummte Lipp. „Aber ſo preſſieren wird's dengerſt net, daß man nur grad ſo ſpringen muß? Jetzt auf der Stell könnt's auch ſchon gar net ſein, denn ich bin allein im Haus. Mein Bruder is draußen am See, und d' Mali is in Urfeld drüben. Sie muß aber jeden Augenblick heimkommen. Ich kann mir ſo wie ſo net denken, warum ſ' ſo lang ausbleibt, die greinige Hatſchen!“

„Du haſt aber heut wieder ein' ſchiechen Tag!“ lachte Anderl, während wir dem Burſchen in den Hofraum folgten.

Lipp überhörte dieſe Worte, und ohne ſich weiter umzuſehen, rief er uns zu: „Gehts nur derweil in d' Stuben 'nein!“ Dann ging er auf den Zaun des kleinen Gemüſegartens zu, an welchem einige neu angeſchlagene Staketen vermuten ließen, daß unſer Kommen den Burſchen in der Ausbeſſerung des Zaunes unterbrochen hatte.

Wir traten in die Stube. Ein niederer Raum mit vier kleinen Fenſtern; in der Lichtecke der geſcheuerte Tiſch vor den beiden in die Wände eingelaſſenen Bänken, darüber im Wandwinkel das Kruzifix mit den unvermeidlichen Palmzweigen; in der gegenüberliegenden Ecke der grüne Kachelofen mit den durch Schnüre an die Decke gehefteten Trockenſtangen; daneben ein altes Lederſofa, und neben der Thüre ein Geſchirrkaſten — kurz, eine Bauernſtube, wie hundert andere. Der einzig auffallende Schmuck dieſer Stube war eine ſchöne, mit Perlmutter eingelegte Guitarre, die der Thüre gegenüber zwiſchen den zwei Fenſtern an der Wand hing.

Wir ſtellten unſere Gewehre und Bergſtöcke hinter den Ofen und legten die Rucksäcke ab. Während ſich Anderl auf das Lederſofa ſtreckte, verließ ich die Stube wieder, um drunten am See eine paſſende Stelle für das erwünſchte Bad zu ſuchen.

Unweit vom Hauſe floß ein breiter, aber ſeichter Bach aus dem See, die Jachen. Es führte wohl ein Steg hinüber, aber das Seeufer da drüben ſchien ſumpfig oder verſandet. Ich folgte alſo aufs Geradewohl dem ſchmalen Sträßchen, das am diesſeitigen Ufer dahinlief.

Eine weite Strecke war ich ſchon den See entlang gewandert, ohne für meinen Zweck einen paſſenden Platz gefunden zu haben. Das Ufer war entweder dicht mit Geſträuchen bewachſen, oder ſo ſteil, daß das Ausſteigen aus dem Waſſer eine unangenehme Sache geweſen wäre.

Schon wollte ich wieder umkehren, als ich in kurzer Entfernung vor mir ein Geräuſch hörte, wie von einem Stein, der ins Waſſer fällt.

Als ich weiter zuſchritt, einer Biegung des Weges folgend, gewahrte ich ein kleines Felsplateau, das vom Sträßchen aus in den See hineinſprang. Auf einer niederen Holzbank ſaß dort

ein Mädchen, mit einem dunkeln, halb ſtädtiſch geſchnittenen Kleide angethan. Das weiße Tuch, das ſie um den Kopf gebunden hatte, war in den Nacken zurückgeſunken, ſo daß ſich das feine Profil des Geſichtes und die wohlgeſtaltete Form des Kopfes ſcharf und deutlich von dem ſchimmernden Seeſpiegel abhoben. Regungslos ruhten ihre Blicke auf dem Waſſer, während ſie den einen Arm um ein kleines, rotbemaltes Kreuz geſchlungen hielt.

Nun mußte ſie wohl meine Tritte vernommen haben, denn ſie wandte das Geſicht, erhob ſich raſch, und während ſie noch einen letzten Blick auf die verlaſſene Stelle warf, bekreuzte ſie ſich Stirne, Mund und Bruſt. Sie mußte alſo wohl gebetet haben.

Als ſie auf die Straße trat und mir entgegenſchritt, erhob ſie die Arme und zog mit beiden Händen das geſunkene Tuch über den Kopf bis tief in die Stirne. Ich ſtaunte bei dieſer Bewegung über die ſchöne Regelmäßigkeit ihrer weich gerundeten Geſtalt.

Nun war ſie mir ſo nahe, daß ich das Geſicht trotz des Schattens, den das vorgezogene

Tuch darüber warf, deutlich zu unterscheiden vermochte. Das mußte Mali sein! Die Ähnlichkeit mit Lipp war unverkennbar — freilich war das eine Ähnlichkeit, wie die Ähnlichkeit von Tag und Nacht, die beide ja doch auch Geschwister, Kinder einer einzigen Sonne sind. Was in Lipps Zügen gallige Verbissenheit, das war hier das Erbe überwundener Schmerzen; was in Lipps Augen finstere Unruhe, das war in diesen großen, dunklen Sternen eine tiefe, unsagbare Schwermut.

„Grüß Gott, Herr!" sagte sie leise.

„Grüß Gott auch!" dankte ich und blieb stehen, um ihr nachzuschauen. Mich hatte diese weiche, klangvolle Altstimme eigentümlich berührt. Und es schien mir, als hätte sie den Gruß nicht gesprochen, sondern gesungen.

Als sie an der Biegung des Weges meinen Blicken entschwand, schritt ich der Stelle zu, wo sie geruht hatte. Schon beim Nähertreten erkannte ich das kleine Holzkreuz als ein „Marterl". Auf dem Blechschilde, der auf das Kreuz genagelt war, sah ich den See in Farben abgebildet — das heißt, meine Phantasie redete mir ein, daß diese weißen, blauen und grünen Sicheln den See und

ſeine Wellen, und die braunen und grauen Dreiecke darüber die Berge des Hintergrundes vorſtellen möchten. Aus dem gemalten Waſſer ragten zwei bleiche Hände mit geſpreizten Fingern hervor — und darunter ſtand in ſchwarzen, klexigen Buchſtaben auf weißem Grunde:

„Wanderer, ein Vaterunſer!
Hier an dieſer Stelle im Waſſer ſtarb in der Nacht vom 7. auf den 8. Oktober des Jahres 1875 der ehr- und tugendſame Jüngling Dominicus Haſelwanter, Schulgehilfe in der Jachenau, in der Blüte ſeines Lebens eines unglücklichen Todes infolge von Ertrinkens, als er gerade von einer Kirchweih in Urfeld nach Hauſe ging.
Wanderer, ein Vaterunſer!“

Der See iſt weit, der See iſt breit,
Der See iſt tief wie d' Ewigkeit.
Gott lohn der Erde Not und Leid
Dem Toten mit der Seeligkeit.
Herr, gieb ihm die ewige Ruh!
R. I. P.

* * *

Nach einer Stunde — ich hatte doch noch gefunden, was ich ſuchte — kehrte ich zu dem

Bauernhauſe zurück. Als ich in die Stube trat, rief mir Anderl aus dem Herrgottswinkel über den Tiſch entgegen:

„Jetzt kriegen wir noch was Guts z'eſſen auch! Der Chriſtl," und er deutete dabei mit dem Daumen nach einem etwa fünfunddreißigjährigen Burſchen, der ihm zur Seite am Tiſche ſaß, „der Chriſtl hat ein paar Pfund von die ſchönſten Forellen mit heimbracht. Ich hab mir 'denkt, Sie werden aufs Bad nauf ein' rechten Hunger kriegen, drum hab ich's ihm abg'handelt, und d' Mali ſteht jetzt ſchon draußen am Herd und richt's zu!"

„Wer is denn der Herr da?" wandte ſich Chriſtl, unbekümmert um meine Gegenwart, an den Jäger.

Ich hatte mir einen der dreibeinigen Stühle an den Tiſch gezogen — und während Anderl, ſo weit er es für nötig fand, die Neugier des Bauern befriedigte, konnte ich in Muße deſſen Geſicht betrachten.

Auch an Chriſtl war die Ähnlichkeit mit den Geſchwiſtern auf den erſten Blick erſichtlich. Was dieſe Ähnlichkeit an all den Dreien ausmachte, ſchien mir die tiefe Senkung der Naſenwurzel zu

ſein, das ſcharfe Hervortreten der Augenbogen mit den geradlinigen, faſt ſchwarzen Brauen, und beſonders die eigenartige Zeichnung der ſchmalen Lippen.

Trotz der auffallenden Ähnlichkeit war jedoch der Ausdruck in dieſem Geſichte von dem der anderen wieder ganz verſchieden. Eine geiſtloſe Trägheit ſprach aus den ſchlaffen Wangen und aus der Art und Weiſe, wie Chriſtl, wenn er auf die Rede eines anderen horchte, die Zunge zwiſchen den Zähnen hielt, ſo daß ihr dickes und breites Ende die ganze Unterlippe bedeckte. Sah er einem ins Geſicht, ſo kniff er das linke Auge ein, daß es faſt geſchloſſen erſchien, und in dieſem verſchleierten Blick lag es wie ſcheues, furchtſames Mißtrauen.

Auf meine Fragen über den Charakter des Sees, über die Gattungen der Fiſche und die Art ihres Fanges gab er nur kurze, ungenügende Antworten; doch ſchien mir das weniger einem Mangel an gutem Willen zu entſpringen, als der trägen Unfähigkeit, eine ſachliche Frage mit überdachten Worten zu erwidern.

Nicht lange war ich ſo am Tiſche geſeſſen,

als ſich die Stubenthür öffnete, und Anderl mir zurief:

„Da is die Mali! Jetzt ſchauen Sie's an!“

Ich gewahrte, wie dem Mädchen ein flüchtiges Rot über die Wangen huſchte. „Wir haben ja halb und halb ſchon Bekanntſchaft g'macht. Gelt, Mali?“ ſagte ich und bot ihr zum Gruß meine Hand, in welche ſie wortlos einſchlug.

„Bekanntſchaft? Wo denn?“ fragte Anderl neugierig.

„Drunten am See, wo das Marterl ſteht.“ Ich blickte zu Mali auf, die aus der Tiſchlade zwei Eßbeſtecke hervornahm. „Haſt wohl für die arme Seel ein Vaterunſer gebetet?“

Mit jähem Unwillen erhob ſich Chriſtl. „Die verruckte Narretei könnt jetzt ſchon bald einmal ein End haben!“ ſchnauzte er die Schweſter an, verließ die Stube und ſchlug hinter ſich die Thüre zu, daß die Wände zitterten und die Fenſterſcheiben klirrten.

„Ja was is denn?“ fragte ich mit ärgerlicher Überraſchung. Da ſpürte ich unter dem Tiſch einen recht ungelinden Fußtritt, der nur von Anderl herrühren konnte, und als ich den Jäger

Es thäte mir leid, wenn ich etwas geſagt hätte, was dir nicht lieb war?“

Sie ſchüttelte ſtill den Kopf und ging aus der Stube.

„Anderl? Was hab ich denn eigentlich angeſtellt?“

„O mein, gar net ſo viel!“ entgegnete der Jäger flüſternd. „Aber wiſſen S', Sie hätten halt vor dem Bruder da net ſagen ſollen, daß Sie die Mali draußen am Marterl haben ſitzen ſehen. Die zwei Buben haben's net gern, daß die Schweſter noch allweil mit ihrem ganzen Herzen an dem Platzl hängt. Sie haben's ja g'ſehen, wie der Chriſtl aufg'fahren is, der doch ſonſt keine Hand und kein' Fuß rührt, wann er net muß. Und g'wiß, wann der Lipp von der Jachenau heimkommt und der ander ſagt's ihm, ſo kriegt die Mali auch von dem noch ein' rechten Putzer. Aber freilich, wie haben denn Sie wiſſen können, daß . . .“

Anderl ſchwieg, denn im gleichen Augenblick trat Mali in die Stube. Auf einer flachen, zinnernen Schüſſel brachte ſie die Forellen, welche, wie ich zu meinem Schreck bemerkte, mit „Sem-

melbröſeln“ gebacken waren — Forellen in Schmalz gebacken! Dennoch mundeten ſie mir aufs beſte; die Morgenbirſche und das kalte Bad hatten mich hungrig gemacht.

Meiner Einladung folgend, holte ſich Mali einen Teller und ſetzte ſich zu uns an den Tiſch. Sie ſtocherte an dem kleinen Stückchen Fiſch, das ſie genommen hatte, eine Zeitlang umher, hob eine ſorgſam geſäuberte Fleiſchfaſer auf die Zungenſpitze, legte die Gabel wieder fort und ſchob den Teller von ſich. „Ich weiß net,“ ſagte ſie, „jetzt haben wir bei uns faſt Tag für Tag Fiſch in der Schüſſel, und doch hab ich mich noch net dran g'wöhnen können. G'wiß wahr . . . ich hab's niemals mögen. Und jetzt ſchon gar nimmer!“

„Ja, ja! Ich begreif's!“ ſagte der Jäger; und während er auf die letzte Forelle deutete, ſah er mich an und fragte: „Mögen Sie's vielleicht noch?“ Als ich den Kopf ſchüttelte, packte er den Fiſch bei der ſtarren Schweifloſſe, und während er ihn auf ſeinen Teller niederklatſchen ließ, ſagte er zu Mali: „Da is dein Bruder, der Chriſtl, ſchon ein anderer Fiſcheſſer als wie du! Den hab ich neulich in Urfeld ſo vier oder fünf Pfund

z'ſammraumen ſehen mit Kopf und Schwanz und Gräten. Aber gelt . . . haſt dich grad jetzt recht über ihn g'ärgert wegen ſeiner unguten Red?"

„Ah na!" erwiderte Mali ruhig, „da hätt ich viel z'thun den ganzen Tag, wann ich mich da jedesmal ärgern wollt. Von dene zwei bin ich die Roheiten ſchon lang g'wöhnt . . . ſo was lauft an mir ab wie 's Waſſer am Stein." Sie erhob ſich, um den Tiſch zu räumen.

„Wart ein bißl, nachher hilf ich dir!" brummte Anderl, während er den letzten Biſſen in den Mund ſchob. Dann ſtellte er die Teller über einander, legte ſie mit dem Beſteck in die Schüſſel und trug ſie in die Küche.

„Schau, ſollteſt doch bald heiraten," rief ihm Mali ſcherzend nach, während ſie den Brodlaib und das Salzbüchschen in die Tiſchſchublade legte. „Du gäbſt wahrhaftig ein' guten Mann ab, der ſeiner Frau manchen Gang verſparet."

„Kannſt ja net wiſſen, ob's net bald einmal kracht!" klang von draußen die fröhliche Stimme des Jägers.

Mali lachte. „Ich glaub gar, du Schlaucherl, du haſt ſchon was im Sinn?"

Anderl war zu uns getreten und ſprach das Mädchen an: „Du ſelber, Mali, ſollteſt dem Herrn was zum beſten geben! Ich hab ihm ſchon lang erzählt, was du für ein Zeiſerl biſt, und daß dich im weiten Walchenthal und in der ganzen Jachenau kein anderes Madl hinſingt. Geh weiter, nimm dein' Zupfen in' Arm und ſing uns eins von deine hundert Liedln."

Ein Schatten von Ernſt und Trauer legte ſich über das Geſicht des Mädchens. „Du weißt, Anderl, daß ich nimmer gern ſing, drum ſollteſt mich net bitten, und der Herr da wird ſchon anders haben ſingen hören, als wie's ein Bauernmadl kann."

„Aber geh", fiel ich ein, während ich dem Mädchen die Guitarre aufzudrängen ſuchte, „wann ich auch ſchon manche Sängerin g'hört hab, deswegen kann mir doch ein Liedl von dir noch zehnmal beſſer g'fallen!"

Mali ſchüttelte den Kopf. „Es geht net! Und wann ich auch ſelber möcht . . . was thät mein Bruder ſagen, wann er mich unterm hellichten Werktag daherin ſingen höret? Und . . . ich hab ſchon ſo lang nix mehr g'ſungen, daß ich wahr-

haftig auch gar nix mehr kann. Ich glaub kaum, daß mir noch ein Liedl einfallen möcht."

„Ah bah, bah, bah! Wann dir kein Liedl auswendig net einfallt, so brauchst ja bloß dein Singbuch aus der Kammer z'holen." Anderl wandte sich zu mir: „Wissen S', d'Mali hat ein dicks Buch, da stehen die G'stanzln und G'sangerln, wie s' halt bei uns daherauß'n so der Brauch sind, gleich dem Hundert nach drin."

Ein Liederbuch, jedenfalls ein geschriebenes! Das war für mich, wie der Baier sagt, „ein g'mähtes Wieserl." Um eines neuen Volksliedes willen wär ich Stunden weit gegangen. Nun trat für mich der Gesang Malis in den Hintergrund, das Buch war mir jetzt die Hauptsache.

„Schau, Mali," sagte ich, „wann mir schon nix singen willst, so könntest mir doch dein Liederbuch ein bißl zum Anschauen geben. Weißt, ich hab solche G'sangerln gar arg gern, und es freut mich allweil, wann ich wieder ein neus zum hören oder zum lesen krieg. Geh weiter, hol mir's ein wengerl her."

Mali zögerte — ich merkte, daß ihr meine Bitte nicht sehr gelegen kam. Dann aber nickte sie und verließ die Stube.

Als ſie wieder zurückkehrte, trug ſie ein großes, zierlich gebundenes Buch. Sie wiſchte mit der Schürze über den Tiſch und legte das Buch ſorgſam vor mir auf die Platte. „Müſſen S' mir aber ſchon recht obacht geben, daß kein Fleck net 'nein kommt!“ ſagte ſie, während ſie mit mißtrauiſchen Blicken meine Hand verfolgte, die ſchon den Deckel des Buches aufſchlug.

Da ſtand auf dem erſten Blatt in zierlicher Rundſchrift:

Lieder und Geſänge
für eine und zwei Stimmen, mit Guitarrebegleitung
(von Verſchiedenen)
für
Fräulein Amalie Leitner
zu deren dreiundzwanzigſtem Geburtstage
zuſammengeſtellt und aufgeſchrieben
von
Dominicus Haſelwanter,
Schulgehilfe in der Jachenau.

Dominicus Haſelwanter! Als ich dieſen Namen las, mußte ich unwillkürlich zu dem Mädchen aufblicken — das war ja der gleiche Name, der draußen am See auf dem Marterl angeſchrieben ſtand.

Eine gute Weile noch blieb Mali vor mir

ben, in welche Melodie und Begleitung mit zierlichen Noten eingezeichnet war. Unter dieſe heimiſche Geſellſchaft miſchten ſich ab und zu auch Liedergäſte, die ſich in ſolcher Umgebung wohl recht ſeltſam ausnahmen. So fand ich in dem Buche Abts „Gute Nacht, du mein herziges Kind," Schuberts Ständchen, das Mozartſche Kirchenlied „Ich will dich lieben, meine Stärke" und ſogar Beethovens „Adelaide," dieſes letztere Lied auf dem gleichen Blatt mit dem Wiener Couplet: „Ja ſo zwa, wie wir zwa, das findt man net leicht!"

Wenn ich unter den Dialektliedern das eine und andere fand, das ich noch nicht kannte, oder das in einzelnen Strophen eine Verſion von dem Wortlaut zeigte, in dem es an anderen Orten geſungen wird, ſo ſchrieb ich es als gewiſſenhafter Sammler in mein Taſchenbuch ein. Da war mir denn auch ein Lied aufgefallen, deſſen rührender, unverkünſtelter Inhalt in eigentümlichem Kontraſt zu dem hochklingenden Titel ſtand, den es trug, und das mich umſomehr intereſſierte, da unter der letzten Strophe „Dominicus Haſelwanter" als Autor verzeichnet war. Das Lied war überſchrieben: „Abſchied an Amalia!" — und lautete:

„Und i kon halt net bleibn
Und i mueß wieder fort —
Drum pfüet di Gott, Deanerl!
Gelt, dös is a Wort!

Es druckt oam schier 's Herz ab
Und sagt si so schwaar —
Woaß Gott, i gang leichter,
Wanns net a so waar!

Mei Loab, dös gheart mei
Und dös trag i mit mir,
Mei Herzerl gheart bei
Und drum bleibts aa bei dir!

So pfüet di Gott, Deanerl,
Jatz gehts halt dahi —
Hast grad amal Zeit,
Nacha denkst halt an mi!"

Noch war ich mit der Abschrift dieses Liedes nicht zu Ende gekommen, als Mali wieder in die Stube trat. Sie setzte sich zu mir auf die Bank und sah mir eine Zeitlang schweigend zu.

„Warum schreiben S' denn das G'sangl ab?" fragte sie mich endlich mit halblauter Stimme.

„Weil's mir halt gar so viel g'fallt."

„Ja, ja, es is auch wohl eins von die schönsten im ganzen Buch; aber weiter hinten, da kommt noch weit ein schöners!"

Haſtig hatte ſie nach dem Buch gegriffen, wohl um mir dieſes „weit ſchönere“ Lied aufzuſchlagen.

Ich zog ihr jedoch das Buch unter den Händen weg. „Nur ſtad, ſtad! Wir werden's ſchon noch erwiſchen. Bei mir geht alles ſchön langſam und richtig nach der Reih.“

Dann blätterte ich weiter, und Mali ſah mir dabei über die Schulter, an das eine und andere Lied kleine Bemerkungen knüpfend, daß ſie es einſt gern oder ungern geſungen hätte, daß es leicht oder ſchwer zu begleiten wäre.

So ſchlug ich wieder einmal ein Blatt um.

„Das da is'!“ rief Mali erregt, während ſie auf ein Lied deutete, das überſchrieben war: „Der Jaager am Walchenſee.“

„Das hat er allweil am liebſten g'ſungen, faſt jedsmal, ſo oft er bei mir herauß'n war!“ hatte das Mädchen mit gepreßter Stimme beigefügt.

„Iſt das Lied von ihm ſelber?“ fragte ich.

„Ja, ſo halb und halb. Wiſſen S', die jaageriſchen Sachen,“ dabei deutete ſie auf einzelne Strophen, „die ſind aus ei'm andern, alten

los die Art dieſes Geſanges war, ſo ergreifend war dieſer Ton. Die Weiſe des Liedes war einförmig und bewegte ſich, von eigentümlich ſchwermütigen Jodelläufen unterbrochen, innerhalb des Umfanges einer Quinte; dazu kam noch der getragene Klang der von ſchmerzlicher Empfindung bewegten Stimme, ſo daß der Geſang ſeltſam kontraſtierte mit dem herzinnig fröhlichen Sinn der geſungenen Worte:

„A See, der is blau, der liegt tief in ei'm Thol —
Da woaß i a Deandl, dös gfallt mir ſo wohl.
Dös Deandl, dös is grad wie Milch und wie Bluet,
Wie a Rehcherl ſo ſanft, wie a Lamperl ſo guet.
Dös Deandl kon ſingen wie 's Zeiſerl am Baam
Und Ziedern kons ſchlagn wie a himmliſcher Traam.
Und juchazt mei Deandl, ſo ziedert da See,
Und die Berg alle wackeln bis auffa in d'Höh.
Um di, du mei Deandl, draht ſi alls was i bin,
Dei ghear i, dei bleib i mit Herz und mit Sinn.
Und ſchieß i an Gamsbock, a ſchwarzer muß ſein,
Da Gamsbart, liebs Deandl, der gheart nacha dein.
Und wann i am Berg wo an Edelweiß find,
Paß auf, was i für a ſchöns Sträußerl dir bind.
Und is wo a Schießn, ſo geh i dazua,
Das ſchönſt ſeiden Tüchel daſchießt dir dei Bua.

Und du biſt amal mei und di gib i net auf,
Mei Seligkeit, Schatzerl, vaſchwör i da drauf.
Und müeßt i bald ſterbn und grabns mi ein
Mei Grab dös mueß nacha am Walchnſee ſein!"

Mali ſchwieg. Regungslos, den Kopf geſenkt, ſtarrte ſie nieder auf die Guitarre, in deren Saiten noch ihre Finger lagen, während ſchimmernde Thränen über ihre Wangen rannen und niedertropften auf ihre Bruſt.

„Wie er mir zum erſtenmal das Lied da g'ſungen hat," ſprach ſie mit verſagender Stimme vor ſich hin, „da hätt er ſich wohl niemals 'denkt, daß ſein Lied ſo traurig zur Wahrheit werden müßt. Jetzt is der Walchenſee ſein Grab . . . ein Grab, ſo tief, daß man kein' mehr drin findt vor'm jüngſten Tag."

Da wurde die Thür aufgeriſſen, und Lipp trat in die Stube. Heißer Zorn lag auf ſeinem Geſicht, und ſeine Stimme klang ſchrill, als er die Schweſter anſchrie: „Du haſt vielleicht kein' Arbeit net, daß daſitzen kannſt und dene zwei was vorplärren!" Er riß ihr die Guitarre aus den Händen und warf ſie in eine der tiefen Fenſterniſchen, daß ſie krachte und klirrte. „Mach, daß

naus kommſt zu deiner Arbeit in Stall! Unſere Küh haben an dei'm G'ſang net g'freſſen!"

Mali warf einen langen, traurigen Blick auf ihren Bruder, ging zum Fenſter, nahm die Guitarre und hängte ſie an die Wand. Dann zog ſie das Liederbuch vom Tiſch und verließ ohne Wort und Gruß die Stube.

Lipp hatte Hut und Joppe hinter den Ofen geſchleudert, und während er die Stiefel abſtreifte, rief er dem Jäger zu: „Der Wagen ſteht draußen! Und im übrigen will ich dir ſagen . . . wann du bei uns da kein anderes G'ſchäft haſt, als mein' Schweſter zum Faulenzen anz'halten, nachher kannſt das nächſtemal ſchon wegbleiben!"

Anderl war dicht vor den Burſchen hingetreten. „Lipp! Wegen deiner Flegelei gegen 's Deandl kann ich dir nix ſagen . . . da hab ich kein Recht dazu! Aber gegen mich, das darfſt dir merken, mußt von jetzt an deine Wörtln ein bißl ſanfter z'ſammklauben, ſonſt könnt ich dir zeigen mögen, für was unſer Herrgott eigentlich d' Haſelnußſtauden hat wachſen laſſen! Verſtehſt mich!"

„Oho!" fuhr der Burſche auf. „Das wär

mir grad noch 's Rechte! In mei'm eigenen Haus müßt ich mir . . ."

„Jetzt sei stad!" fiel ihm Anderl energisch ins Wort. „Wir wissen schon, daß ein Lümmel bist . . . brauchst uns gar kein weiters Zeugnis mehr beiz'bringen." Und während er Gewehr und Rucksack aufnahm, wandte er sich zu mir: „Geben S' ihm ein Markstückl, das hat er verdient für sein' Gang . . . und nachher sind wir fertig!"

Ich reichte dem Burschen einen Thaler, den er brummend einsteckte.

Draußen auf der Straße stand der kleine, mit einem Pferde bespannte Leiterwagen, den der Oberförster geschickt hatte. Wir schleiften den Hirsch bis an den Wegrand und hoben ihn mit Hilfe des Knechtes auf den Wagen.

„Jetzt setzen S' Ihnen nur schön nauf zum Kutscher am Bock und grüßen S' mir den Herrn Oberförster," sagte Anderl, während er mir zum Abschied die Hand reichte. „Ich will bis auf d'Nacht noch ein Stückl von der Grenz abgeh'n. Übernachten thu ich in einer Holzerhütten, aber bis morgen auf'n Abend komm ich nachher schon heim. Also b'hüt Gott!"

Zehn Tage waren vergangen. So lieb mir der Aufenthalt in der wieſenblühenden Jachenau geworden war — endlich mußte ich doch an das Weiterwandern denken. Ich hatte ja noch einen ſchönen Weg vor mir: über Walchenſee wollte ich hinüber nach der Vorderries, von dort aus empor=ſteigen nach dem Plumſerjoch und dann hinunter=pilgern an den Achenſee, an deſſen lieblichen Ufern ich den Reſt meiner Sommerferien zu verbringen gedachte.

So ſtopfte ich eines ſchönen Morgens das be=ſcheidene Gepäck, das ich auf meiner Wanderung mit mir führte, in meinen weitfaltigen Rucksack, nahm von Wirt und Wirtin fröhlichen Abſchied und pilgerte das wenig befahrene Sträßchen nach Urfeld dahin.

Dieſer Weg führt über die waldigen Höhen, welche nördlich vom Walchenſee emporſteigen, und brachte mich wieder zu der Stelle, an der ich vor zehn Tagen einen ſo glücklichen Schuß gethan hatte. Als ich nun den leuchtenden Seeſpiegel wieder heraufſchimmern ſah durch die dunklen Fichtenäſte, fragte ich mich, weshalb ich denn eigentlich den weiten Umweg über Urfeld machen wollte, und

ob es mir denn nicht weit bequemer und angenehmer wäre, wenn ich jetzt da den Berghang hinunterstiege und mich von einem der Seeleitnersbuben nach Walchensee hinüberrudern ließe.

Rasch entschlossen, wandte ich mich thalwärts. Doch mußte ich mich wohl in der Richtung versehen haben — denn als ich den Rand des Gehölzes erreichte, sah ich weder die Wiese noch das Haus der Seeleitnersleute — vor mir lag die schmale Straße, und hinter ihr dehnte sich der stillblaue See. Ein Blick über die Ufer sagte mir, daß ich jetzt näher bei Urfeld war, als beim Seeleitnerhause; dennoch wollte ich von meinem Entschlusse nicht mehr abstehen — es drängte mich, das Mädchen noch einmal zu sehen, dessen Schicksal mein ganzes Mitgefühl in Anspruch nahm.

So folgte ich mit raschen Schritten dem Wege, welcher dicht an dem steilen, felsigen Seeufer dahinzog. Ein paarmal blieb ich horchend stehen, denn die Straße einher klang der dumpfe Hall rasch aufeinander folgender Schläge — ich vermutete, daß da wohl irgendwo am Rande des Gehölzes ein Holzknecht damit beschäftigt sein möchte, Baumklötze oder Wurzelstöcke auseinander zu keilen.

Nun konnte ich nicht mehr weit von der Stelle ſein; da plötzlich verſtummten die Schläge; ich bog um eine Waldecke, und vor mir ſtand das Marterl des verunglückten Schulgehilfen. Aber ich konnte keinen Menſchen erblicken — doch als ich aufhorchte, war es mir, als hörte ich im Gehölz das Geräuſch enteilender Fußtritte. Vielleicht war das der Holzknecht, der oben am Waldhang arbeitete, und nicht hier am Wege, wie ich vermutet hatte.

Ich trat auf die Felsplatte hinaus, las wieder die Inſchrift des Marterls und mußte dabei mit ſeltſamen Gefühlen der zierlichen, fleißigen Schrift in Malis Liederbuch gedenken.

Als ich wieder den Weg betreten wollte und zufällig zur Erde blickte, machte ich eine ſonderbare Entdeckung. In der ganzen Breite, in der die Felsplatte mit dem Straßenkörper zuſammenhing, war ſie von tiefen Riſſen durchzogen und zerſpaltet. Ich hatte dieſe Riſſe wohl auch wahrgenommen, als ich zum erſtenmal dieſen Platz betreten hatte — aber heute ſchienen ſie mir weiter, tiefer und zahlreicher — und tief eingetrieben in ſolch einen Spalt, ſtak ein dicker,

„Grüß Gott!“ rief ich dem Burſchen zu. „Macht dir der Kerl da ein bißl z'ſchaffen?“

„Ja, ja! 's Vieh is halt dumm!“ erwiderte Chriſtl der bei meinem Gruß den Kopf gewandt und mir einen ſtillen Willkomm zugenickt hatte.

„Biſt du ganz allein daheim?“

„Na! Der Lipp is wohl draußen im Holz, aber 's Deandl is noch da. Warum?“

„Ich hätt mich halt gern mit'm Schiff nach Walchenſee nüberführen laſſen.“

„So, ſo!“ Chriſtl trat auf mich zu, wobei er die Hände in die Hüften preßte und das Geſicht verzog, als empfände er Schmerzen im Rücken. „Jetzt wiſſen S', ich ſelber kann net fort, aber 's Deandl kann Ihnen ſchon nüberfahren. Was zahlen S' denn?“

„Was du verlangſt.“

„Ich mein', zwei Mark fufzig, das wär net z'viel?“

„Gut! Ein Trinkgeld leg' ich auch zu, nachher kriegt 's Deandl drei Mark.“

„Ah na! Das heißt, mit die drei Mark bin ich einverſtanden, aber mir müſſen S' es zahlen, und jetzt gleich vor'm Fahren!“

Ich reichte dem Burschen das Geld, das er schmunzelnd einsteckte, während er mir voraus zur Hausthür schritt. Im Flur blieb er vor der Holztreppe stehen, die zum Bodenraum des Hauses emporführte, und rief hinauf:

„Mali!“

„Was is?“ klang von droben die Stimme des Mädchens.

„Schläf dich an, du mußt ein' Herrn nach Walchensee nüberfahren . . . ich richt derweil die Zillen her. Aber tummel dich!“

Ich ging mit Christl zum See hinunter und sah ihm zu, wie er das Boot loskettete und die plumpen Ruder in die abgewetzten Weidenringe schob.

Als Mali kam — sie trug das gleiche dunkle Kleid, in dem ich sie damals hatte vor dem Marterl sitzen sehen, doch statt des weißen Kopftuches den niederen, breitkrempigen Hut mit den landesüblichen Goldschnüren — streckte ich ihr grüßend die Hand entgegen.

„So? Sie sind's! Grüß Gott!“ sagte sie, und legte ihre Hand in die meine.

Ich stieg in das Boot, Mali setzte sich auf

die Ruderbank, griff nach den Stangen, und „'zahlt hat er ſchon!“ rief Chriſtl der Schweſter zu, während er mit kräftigem Stoß den Nachen in das Waſſer trieb.

Das Mädchen rührte die Ruder mit ſo ſtrammer Kraft, daß die Flut laut aufrauſchte an dem ſcharf einſchneidenden Kiel.

Stumm fuhren wir dahin; die ſtille, friedliche Schönheit der uns umgebenden Natur feſſelte mein Auge ſo ſehr, daß ich ganz des Redens vergaß.

Die Morgenſonne breitete einen hellen, blauweißen Schimmer über den regungsloſen Spiegel; auch die leichten Wellenfurchen, die den Weg des Bootes bezeichneten, verflachten ſich raſch und verſchwammen bald wieder in ſtille Ruhe. Wie Gold und Perlen glänzten die Waſſertropfen, die von den gehobenen Rudern niederfielen. Zarter Sonnenduft lag über den Bergen von Walchenſee und ließ ſie ferner erſcheinen, als ſie wirklich waren. Hoch über dem See zog ein Weih mit raſchem Flug zu Walde — und in der Tiefe des klaren Waſſers glitt ſein Spiegelbild, wie ein Fiſch mit Federn.

waren ihm gut . . . bloß meine zwei saubern Brüder haben ihn nie net mögen.“

„Und warum net?“

„Wissen S', das hat halt so sein' eigene Bewandtnis. Wie der Vater selig g'storben is, da hat er uns drei G'schwister den Hof hinterlassen und hat in sei'm Testament ausg'macht, daß am Hof bleiben soll, wer z'letzt heirat. Wer früher heirat, der müßt aus'm Hof nausheiraten, krieget aber dafür zwölfhundert Mark raus'zahlt. Der Vater selig hat's gwiß gut g'meint und hat sich 'denkt, auf die Weis thät er keins von uns verkürzen . . . aber freilich, wann er hätt wissen können, was da draus für Feindschaft, Sorg und Jammer aufwachst, hätt er's g'wiß anders g'macht. Es is wahr, der Hof is gut im Stand; man kann z'dritt, wann man fleißig auf d'Arbeit schaut, richtig drauf leben. Aber so viel bars Geld war niemals net da, daß eins von uns naus'zahlt hätt werden können, ohne daß man aufs Haus Hypothekenschulden hätt aufnehmen müssen. Drum lang schon, vor ich selber ans Heiraten 'denkt hab, war Feindschaft zwischen meine zwei Brüder. Jedweder hat ein' Schatz g'habt und jedweder hat

am Hof bleiben wollen . . . und keiner is auf die Abmachung ein'gangen, daß der, wo nausheirat, bloß die Zinſen kriegt, derweil 's Geld am Haus bleibt. So haben ſ' halt miteinander fortg'hadert Jahr um Jahr . . . dem Chriſtl ſein Schatz hat ein Kind kriegt, und der vom Lipp gar zwei in ei'm Jahr. Da haben die Buben wieder ihre Madln was zahlen müſſen, und ſtatt daß man g'ſpart und g'ſpart hätt, is das Geld, das da war, noch allweil weniger worden."

„Da mußt du auch kein guts Leben dabei g'habt haben!"

„Das können S' Ihnen denken! Zwar im Anfang, ſolang ich allweil die Vermittlerin hab machen können, wenn ſ' auf einander g'ſtritten und g'ſchlagen haben, da hat's es noch 'than. Aber arg is's worden, wie z'letzt alle zwei ſich gegen mich 'kehrt haben. Wiſſen S' . . . da is damals ein reicher Bauernſohn in der Jachenau g'weſen, der war gar arg in mich verſchoſſen und is mir nach'gangen auf Schritt und Tritt. Selbigsmal war ich halt auch noch ein ſaubers Deandl, aber jetzt . . . du mein Gott! . . . jetzt muß ich mich ſo wie ſo wundern, daß mich der Jammer

net noch ärger runter'bracht hat. Alſo der Huber-franzl ... Sie werden wohl ſein Haus kennen? ... wann S' von der Kirchen die Lengrieſer Straßen naufgehen, das vierte Haus links mit die grünen Läden ... alſo der Franzl, der war ſo verliebt in mich, daß er zu meine Brüder g'ſagt hat, er nähmet mich ganz ohne Heiratsgut zum Weib. Ich ſelber hätt gegen den Franzl auch gar nix einz'wenden g'habt, wann mein Herz net ſchon lang im Stillen ei'm andern g'hört hätt. Da hab ich's natürlich ſagen müſſen, daß ich den Domini gern hab und kein' andern heirat als ihn, und weil ich das ſchon hab einb'ſtehen müſſen, hab ich auch noch gleich dazu g'ſagt, daß wir im Herbſt Hochzeit machen möchten, und daß mir bis dahin mein Heiratsgut aus'zahlt werden müßt, geh's wie's will. Wie meine Brüder da drauf mit mir umg'ſprungen ſind, das kann ich net ſagen ... ich glaub, der Lipp hätt mich in ſeiner Wut erſchlagen, wann ich net zur Stuben naus g'ſprungen wär und mich in mei'm Kammerl ein-g'ſperrt hätt. Am andern Morgen haben ſ' mir g'ſagt, daß ſie dem Franzl die feſte Zuſag 'geben hätten, und ich müßt mich jetzt drein ſchicken

ob ich wollt oder net. Je mehr ich 'droht, 'beten oder g'weint hab, deſto gröber ſind ſ' mit mir worden. Den ganzen Tag haben ſ' aufg'ſchaut, daß ich net in d'Jachenau 'nein ging oder dem Domini Botſchaft ſagen ließet . . . und wie der nächſte Sonntag 'kommen is, da haben ſ' mich zur Kirchenzeit auf den Heuboden naufg'ſperrt, damit ich mit ihm net zuſammkommen ſollt. Ihm ſelber haben ſ' aber ſchon lang von alle Seiten die Botſchaft zutragen laſſen, daß ich mit dem Huberfranzl verſprochen wär. Am ſelbigen Sonntag is in Urfeld drüben Kirchweih g'weſen ..."

„In Urfeld ſteht ja gar keine Kirch net," unterbrach ich das Mädchen.

„Das macht nix, deswegen wird da doch Kirchweih g'feiert. Alſo am Nachmittag ſind meine Brüder aus der Jachenau heimkommen, wo ſ' in der Kirch waren und beim Wirt drin 'geſſen haben. Da hat mich der Lipp aus dem Heuboden raus'laſſen und hat mir g'ſagt, daß der Franzl drunten wär . . . ich ſollt nur gleich mein Feiertagsg'wand anlegen, weil ich mit ihnen nüber müßt zum Tanz nach Urfeld. Ich hab ſchon g'merkt, daß mir eine Widerred nix anders ein-

tragen möcht, als Schimpf und Schläg, und ſo hab ich mich vorerſt gutwillig in alles ergeben und hab mir 'denkt, die G'legenheit wird ſchon noch kommen, wo ich nach mei'm Willen thun kann. Was ſoll ich Ihnen lang erzählen vom Nüberweg . . . wie der Franzl allweil in mich neing'redt hat . . . und wie ich außer Ja und Na kaum ein Wörtl rausbracht hab. Drüben in Urfeld hab ich nachher 'tanzt, 'geſſen und 'trunken, ich weiß net wie . . . mir war's grad, als ob ich bei mei'm eigenen Leichenſchmaus mithalten thät. Links von mir hat der Franzl und rechts von mir der Lipp ſein' Platz g'habt . . . und mit kei'm andern Burſchen hab ich tanzen dürfen, als mit dem Franzl . . . denn der Lipp, der in der Jachenau drüben ſchon ein bißl z'viel 'trunken g'habt hat, der hätt mich beim g'ringſten Muckſer vor alle Leut an'packt. Auf einmal . . . ich bin grad wieder nach'm Tanz am Tiſch g'ſeſſen . . . da ſchau ich auf und bin halb z'Tod erſchrocken, wie ich den Domini daſtehen ſieh, den Hut noch am Kopf und ſein ſpaniſch Spazierſteckl in der Hand, mit dem er allweil an d'Füß hin'klopft hat. Sein Geſicht war weiß wie d'Wand, und mit Augen

hat er mich ang'ſchaut ſo ſtarr, wie von ei'm G'ſtorbenen. Aber gleich wieder hat er ſich ab='kehrt von mir und is auf ein' Tiſch zu'gangen, wo fünf oder ſechs Jachenauer Deandln g'ſeſſen ſind. Da hat er nachher ein' ſüßen Wein kommen laſſen, und hat 'trunken und 'tanzt und mit die Madln Dummheiten 'trieben, und diemal hat er g'lacht, daß man ihn im ganzen Saal hat hören können. Späterhin haben ſ' ihm nachher die Zither 'bracht, und da hat er grad g'ſungen, ein Liedl ums andere . . . z'letzt auch den „Jaager am Walchenſee" . . . wiſſen S':

A See der is blau, der liegt tief in ei'm Thol —

Kaum daß ich mit aller G'walt 's Weinen hab verhalten können, wie ich ihn ſo hab ſingen hören! Denn wenn's keiner g'merkt hat, ich und mein Herz haben's wohl g'ſpürt, wie's mit ſeiner Luſtigkeit beſtellt is. Und wie er nachher g'ſungen g'habt hat:

Und müeßt i bald ſterben und graben's mi ein,
Mein Grab, dös mueß nacha am Walchenſee ſein —

da is er gahlings von ſei'm Sitz aufg'ſprungen und hat mit ei'm wilden Lacher zu mir rüber=

g'rufen: „No, was is denn, Mali? Singſt jetzt net eins mit mir? Weißt, dasſelbig luſtige Liedl vom Deandl, das ein andern g'nommen hat?“ ... Ich hab ſchon aufſtehen wollen, aber der Lipp hat mich mit G'walt wieder nieder'zogen auf mein' Stuhl und hat zum Domini nüberg'ſchrieen: „Sing du nur allein, mein' Schweſter hat ſelber ein' Zwieg'ſang da am Tiſch!“

Meine Brüder müſſen's aber wohl g'merkt haben, daß ich den Zwang nimmer lang ertragen könnt . . . drum haben ſ' bei ihre Freund das G'witter vorg'ſchützt, das am Himmel g'ſtanden is, und ſind zum Heimweg auf'brochen, kaum daß's recht abend war. Wie wir nachher zur Thür vom Tanzſaal nausgehn, da ſeh ich drüben an der Wand neben der Stiegen den Domini ſtehen. Am ganzen G'ſicht hab ich ihm ang'merkt, daß ihm net recht gut ſein muß . . . natürlich, ſein Liebsgram und das Neintrinken und die g'waltſame Luſtigkeit ... aber ich das ſehn und auf ihn zuſpringen war eins. „Domini!“ hab ich ihn ang'rufen, „zu allem bin ich 'zwungen worden . . . aber dir bleib ich treu, und wär's bis zum Sterben!“ Weiter aber hab ich nimmer reden können, denn der Chriſtl

is zwiſchen uns g'ſprungen, und der Lipp hat mich am Arm 'packt und hat mich mit nunter=g'riſſen über d' Stiegen. Und wie wir drunten auf der Straßen waren, da is ein paar Augen=blick ſpäter auch der Franzl nach'kommen, der droben mit ang'hört hat, was ich zum Domini g'ſagt hab. Natürlich hat der jetzt zum fragen ang'fangt, was denn das wär, und was denn die Sach für eine Bewandtnis hätt, daß ich mit ei'm andern ſo reden könnt, wo er doch ſchon die feſte Zuſag hätt. Da hab ich mir 's Kuraſch g'nom=men und hab ihm alles gradaus g'ſagt. Wie er's aufg'nommen hat, hab ich ihm net anſehen können, denn es war ja ſchon finſter, aber ich hab g'ſpürt, wie ſein' Hand zittert, mit der er mich g'führt hat . . . und gleich bei mei'm erſten Wort, wie der Lipp auf mich losfahren hat wollen, da hat er den Arm vorg'ſtreckt und hat zu ihm g'ſagt: „Laß du 's Deandl reden, wie's ihr ums Herz is!" Und ich hab auch g'redt, wie's mir ums Herz war, und wie ich nachher fertig war, da hat er g'ſagt: „Schau, Mali, das alles hab ich net g'wußt, ſonſt hätt ich dir net mit mei'm Antrag ſo zug'ſetzt. Und ich denk mir

auch jetzt, daß es für dich kein Glück wär, wann du mich heiraten müßteſt, wo du mich doch net magſt, und auch für mich kein Segen, wann ich ein Weib krieget, das ein' andern im Herzen tragt."

„Ein braver Burſch, der Franzl!" ſagte ich und blickte tief ergriffen in das ernſte Geſicht des Mädchens.

Mali nickte und ſtarrte eine Weile ſtumm vor ſich nieder, dann atmete ſie ſchwer und ſprach mit bebender Stimme weiter:

„So ſind wir halt nachher unſern Weg fort='gangen in der Nacht. Keins von uns hat mehr ein Wörtl g'redt. Blos der Lipp is gahlings ſtehen 'blieben und hat g'ſagt, wir ſollten nur zugehen, er müßt wieder umkehren."

„Was? Der Lipp is nochmal nach Urfeld?" fragte ich haſtig.

„Ja, er hat auf dem Tiſch, an dem wir g'ſeſſen ſind, ſein' ſilberb'ſchlagene Pfeifen liegen laſſen, und ohne die wär er net heim'gangen. So is er halt wieder z'ruck. Wie wir drei nachher vor unſerm Haus an'kommen ſind, da hat mir der Franzl die Hand 'geben und hat g'ſagt: „So

müſſen wir halt jetzt von einander, Mali! Aber deswegen kein' Feindſchaft net . . . es kommt ja doch alles, wie's unſer Herrgott will." Nachher hat er mir die Hand 'druckt, hat gut Nacht g'ſagt und is fort am Weg nach der Fachenau. Wie ich mit dem Chriſtl im Haus drin war, is er in d' Stuben 'nein und hat die Thür zug'ſchlagen, ohne auf mein Gutnacht ein' Antwort z'geben. Ich aber bin in mein Kammerl nauf und hab mich ans offene Fenſter g'ſetzt, weil ich mir 'denkt hab, der Domini könnt am End doch den weiteren Weg an unſerem Haus vorbei machen, und ich könnt ihm nachher noch ein paar tröſtende Wörtln zurufen. Zwei Stund ſpäter hab ich den Lipp heimkommen hören, und bin nachher noch g'ſeſſen und hab g'wart und g'wart, aber der Tag is 'kommen und kein Domini. Gegen Morgen bin ich vor Müdigkeit auf'm Seſſel eing'ſchlafen, und wie ich wieder aufg'wacht bin, is die Sonn ſchon überm See g'ſtanden. Da hab ich mein Werktagsg'wand an'zogen und bin nunter an mein' Arbeit, wenn ich gleich g'meint hab, ich muß umfallen, ſo matt war ich am ganzen Leib. Der Lipp is ſchon draußen im Holz g'weſen, und der

ДЕЦА ЗА ЛЕТНА ИГРА. Ако децата играят на открито, в двора или в парка, трябва да бъдат внимателни, за да не се наранят. Ако се ударят, ще ги боли. Ако паднат, ще си одерат коленете. Ако се бият, ще им текат сълзи. Ако се бият, ще им

Ако играят на улицата, ще ги блъсне кола. Ако играят с пръчки, ще си избият око. Ако играят с камъни, ще счупят прозорец. Ако играят с огън, ще изгорят. Ако играят с вода, ще се удавят. Ако играят с ножове, ще се порежат. Ако играят с пистолети, ще ги застрелят. Ако играят с бомби, ще ги взривят. Ако играят с

und nunter die Straßen . . . hinter mir die Alte und der Christl. Wie ich an dasselbig Platzl komm und am Wasser meim Schatz sein' Hut liegen sieh, da hab ich g'meint, die Berg und der Himmel fallen über mir ein . . . und bin nieder=g'schlagen auf'n Boden wie ein Stückl Holz. Vier Wochen lang bin ich am Tod g'legen, und wie ich nach der sechsten Wochen zum erstenmal wie=der aufstehn hab dürfen, da war das Marterl am See drunten alles, was mir von meiner ganzen Lieb und für mein Herz noch übrig 'blieben is."

Mali schwieg, und tief atmend hob sie für kurze Rast die Ruder aus dem Wasser. Mit ernster Ruhe hatte sie gesprochen, und die Em=pfindungen, die ihr Inneres erregten, hatten sich kaum anders verraten, als durch ein Beben der Stimme, durch einen schmerzlichen Zug, der sich um die Mundwinkel legte, und wohl auch durch die übermäßige Hast, mit welcher sie die Ruder führte. Aber gerade aus diesem schmucklosen Be=richt der traurigen Wahrheit, aus den scheinbar ruhigen Worten sprachen die Schmerzen und der unstillbare Gram dieser hart geprüften Seele um so überzeugender zu meinem Herzen.

Nun ließ das Mädchen die Ruder wieder in das Waſſer ſinken, hob das Geſicht und ſah mir in die Augen. „Wie ich jetzt eigentlich dazu 'kommen bin, Ihnen, den ich doch heut erſt zum zweitenmal ſieh, ſo gradweg mein' ganze Liebs=g'ſchicht zu erzählen, das weiß ich wohl ſelber net. Aber ich hab's wohl g'merkt, ſchon 's erſte=mal, daß Sie gut und mitleidig zu mir denken, und ſo was greift ei'm halt ans Herz und macht ein' vertraut. Und Sie dürfen mir's glauben: 's war mir eine Wohlthat, wieder einmal ſo lang und offen mit jemand über mein Unglück reden z'dürfen."

„Ich möcht nur, Deandl, daß ich dein Ver=trauen wenigſtens mit ei'm Troſt vergelten könnt! Aber wo der Tod ſein letztes Wörtl g'redt hat, kann der Menſch nix anders mehr ſagen, als: über dem Grab giebt's auch noch ein Leben, und auf das muß man hoffen und ſich vertröſten!"

„O du mein lieber Herrgott!" ſchluchzte Mali laut auf und vergrub das Geſicht in beide Hände. „Ich wollt ja gern alles in Geduld und Demut tra=gen, wenn mir nur grad der einzige Troſt verblieben wär . . . aber den ſogar haben ſ' mir ausg'redt!"

„Wer hat ihn dir ausg'redt?“ fragte ich erſtaunt.

„Der Pfarrer!“ Eine finſtere Falte legte ſich über Malis Stirne, während ſie wieder zu den Rudern griff und über die Schulter nach dem Ufer blickte, das wir in wenigen Minuten erreichen mußten. „Am Krankenbett bin ich noch g'legen, da hat er mich allweil b'ſucht, der geiſtliche Herr! Und wie ich ihn in Angſt und Zittern g'fragt hab, was er wohl meinet wegen dem Domini ſei'm Seelenheil, da hat er nur allweil zu mir g'ſagt: „Bet, Deandl, bet, damit der Herr ihm die Strafen der Ewigkeit mildert, denn der Domini kann net im Himmel ſein und auch net im Fegfeuer. Mag er jetzt im Rauſch neing'fallen ſein ins Waſſer, oder mag er ſelber neing'ſprungen ſein, weil er dir nimmer hat glauben können, in jedem Fall is er mit einer Todſünd am G'wiſſen dahing'fahren aus dem Leben. Und was die Straf für eine unverbüßte Todſünd is, das weißt du ja grad ſo gut wie ich!“ Ich hab ihn 'bitt' mit aufg'hobene Händ, g'weint hab ich und g'jammert, er möcht mir nur grad mit ei'm einzigen Wörtl den Jammer und den Vorwurf von mei'm Gewiſſen nehmen,

er aber is hart 'blieben und hat mir nix anders ſagen können. Und jetzt leb ich halt ſo dahin ... und glaub an mein' Herrgott und daß ich ſelber einmal in Himmel komm ... und muß dabei denken, daß ich droben den net find, der auf der Welt mein ganzer Himmel war!"

Knirſchend fuhr der Kahn an das ſandige Ufer. Mali erhob ſich und trat hart an die Bootswand, um mich vorüber zu laſſen. Ich blieb vor ihr ſtehen, und während mein Blick mit tiefem Mitgefühl auf ihren bleichen Zügen ruhte, faßte ich ihre Hand.

„Glaub net, Deandl, was dir der Pfarrer g'ſagt hat! Unſer Herrgott is größer im Lieben und Verzeihen, als im Strafen und Verdammen. Er ſelber hat in die Herzen von uns Menſchen die Lieb verpflanzt und hat ſein' Himmel g'ſchaffen als ein Haus voll Glück und Seligkeit und zum ewigen Wiederfinden für die, wo auf der Welt in Treu zu einander g'ſtanden ſind und doch das Glück net haben finden können. An der Hoffnung, Deandl, halt feſt ... und wenn noch Zweifel und Unruh über dich kommen, ſo frag dein eigenes Herz und net den Pfarrer!"

Drei Wochen ſpäter kehrte ich von Achenſee über Jenbach nach München zurück.

In meiner Wohnung fand ich eine Kiſte vor, in welcher mir Anderl, mein Jagdführer in der Jachenau, das Geweih des von mir erlegten Hirſches überſandt hatte.

Der Brief, welcher dabei lag, lautete:

„Jachenau, den 2. September.

Hochverehrter Herr!

Anbei überſchicke ich Ihnen, wie ſie mir auftragen haben, das Hirſchgweih. Ich habs ſchon recht gut verpackt, es wird hoffentlich kein End oder ſonſt nix brochen ſein. Es iſt recht ſchad, daß Sie ſo bald fort haben müſſen, aber kommens nur das nächſte Jahr wieder, ich ſpür Ihnen den ſchönſten Hirſch aus im ganzen Revier. Aber geltens, mit der Seeleitnermali hats ein recht traurigs End gnommen. Sie dauert alle Leut! War ein bravs und ein guts Madl, wos ſchon beſſer verdient hätt. Aber es geht oft gſpaßig zu in unſerer Welt. Is eh nix wert, alles übereinander! Der Herr Oberförſter läßt Ihnen auch viele Grüß ſagen und

Sie ſollen auf die Patronenhülſen net vergeſſen, die ſie ihm haben bſorgen wollen. Er wart ſchon drauf. Am Königstag haben wir ein Schießen ghabt und ich hab das Beſt am Haupt kriegt, ein ſeidens Tüchl mit zehn Mark. Und ein Rauſch hab ich auch kriegt, und ein ganz ein ghörigen. Sie ſind ſchon wieder beim Teufel, die zehn Mark. Alſo das nächſte Jahr ſehn wir uns wieder und bis dahin bhüt Ihnen Gott.

Hochachtungsvollſt grüßend, zeichnet

Andreas Horlinger,
königlicher Jagdgehilfe in der Jachenau."

Mali tot! Ich war von dieſer Nachricht tief ergriffen. Umgehend ſchrieb ich an Anderl, er möchte mich über die näheren Umſtände dieſer mir ſo unerwarteten Kunde aufklären. Drei Tage ſpäter erhielt ich ſeine Antwort. Sie lautete:

„Jachenau, den 9. September.

Hochzuverehrender Herr!

Ich hab eben glaubt, Sie wüßtens ſchon oder hättens vielleicht in der Zeitung gleſen. Aber freilich, Sie waren ja fort auf der Reis. Die Mali is aber net gſtorben, ſie is im Walchen-

ſee verunglückt, ſo daß ſie jetzt mit ihrem Domini vereinigt is, freilich auf andere Weis, als wie ſichs die zwei früher denkt haben mögen. Das Platzl kennens ja, wo dem Domini ſein Marterl ſteht. Da is die Mali Tag für Tag zum Beten nausgangen. Die Felsplatten hat aber ſchon lang Riß ghabt, und da is halt einmal, grad wie die Mali wieder am Bankl vor dem Kreuz g'ſeſſen is, die ganze G'ſchicht mit ſammt dem Deandl und dem Marterl in See neingrumpelt. Am 22. Auguſt is das gweſen. Das Deandl hat man nimmer gfunden, denn der See is an der Stell gar grauſig tief. Ihr Bruder, der Lipp, is ganz menſchenſcheu ſeit derer Zeit, und der andere, der Chriſtl, is ganz täpplich und redt allweil irr. Der is auch bettlägerig, denn wies das Madl gſucht haben, is er mit dem Hacken wo hängen blieben und is kopfüber in See gfallen. Seit der Zeit hat er ein arg böſen Huſten, und der Doktor fürcht. Geltens, das ſind Gſchichten, ſo was möcht man ſich nicht denken. Mir thuts recht leid um das brave Deandl. Für die Patronenhülſen laßt Ihnen der Herr Oberförſter beſtens

danken. Indem ich Sie ebenfalls auf das Freundlichſte grüße, verbleibe ich Ihr

Hochachtungsvollſt ergebenſter
Andreas Horlinger,
königlicher Jagdgehilfe in der Jachenau."

* * *

Drei Ausſchnitte aus einem Münchener Lokalblatte:

Jachenau, 16. Sept. Geſtern abend gegen 9 Uhr ſah man hier plötzlich über dem Gehölze, das gegen Walchenſee zuliegt, eine flammende Feuerröte ſich erheben, welche von Minute zu Minute an Dimenſion und Intenſivität zunahm. Die Gemeindeſpritze wurde ſofort ausgerüſtet und abgeſandt. Als man nach möglichſt raſcher Fahrt den Rand des Gehölzes erreichte, ſah man ſich dicht vor dem Feuerherde. Hier am See ſteht, oder vielmehr ſtand ein einſames Haus, „beim Seeleitner" geheißen. Bis auf die Grundmauern war alles ſchon niedergebrannt.

Bel, sur les bords Seine, admirez les
Ces bateaux qui vont et qui viennent

Ils sont
Jolis, ils sont blancs, ils sont
Ils sont
Jolis, ils sont blancs, ils sont
Ils sont
Jolis, ils sont blancs, ils sont

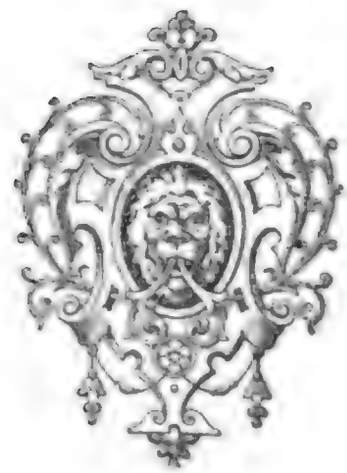
richt muß eine Berichtigung finden, die allerdings noch grauenhafter iſt. Heute vormittag erſchien nämlich auf dem hieſigen Landgericht ein wild ausſehender Burſche in ſchmutzigen, abgeriſſenen Kleidern. Er gab an, daß er Philipp Leitner heiße und Mitbeſitzer jenes abgebrannten Hauſes geweſen wäre. Daran ſchloſſen ſich Selbſtanklagen und Entdeckungen, welche jenen, die ſie anhörten, buchſtäblich die Haare zu Berg ſtehen ließen. Philipp Leitner, oder Lipp, wie er kurzweg genannt wurde, hat erſtlich den Geliebten ſeiner Schweſter, einen Jachenauer Schulgehilfen Namens Dominikus Haſelwanter, in den See geſtürzt, um ſeiner Schweſter nicht das vom Vater teſtamentariſch ausgeſetzte Heiratsgut bezahlen zu müſſen. Im Oktober werden es bereits zwei Jahre, daß Lipp dieſe Unthat verübte. Da damals alles der Meinung war, daß Haſelwanter im Rauſch verunglückt wäre, ließ die Jachenauer Gemeinde an der Stelle, wo man des Toten Hut und Stock gefunden hatte, auf einer in den See hinausſpringenden Felsplatte ein ſogenanntes Marterl errichten. Hier pflegte die Schweſter des Mörders, die Geliebte des unglücklichen Opfers,

täglich zu beten. Da ſich Lipp dadurch immer wieder an ſeine That erinnert ſah, kam er auf den Gedanken, die Felsplatte mit dem Marterl vom Ufer abzuſprengen und in den See zu ſtürzen. Wochenlang unterminierte Lipp den Felſen, bis derſelbe eines Tages in den See brach, unglücklicherweiſe zu einer Stunde, da die Schweſter betend vor dem Kreuze kniete. So hat auch die Arme durch die Schuld ihres Bruders den Tod gefunden. Die Habſucht hatte den Burſchen zu ſeinen Verbrechen verleitet, und gerade an dieſer Habſucht ſollte er durch die unerforſchliche Gerechtigkeit des Schickſals beſtraft werden. Sein älterer Bruder Chriſtian war, als er im Waſſer den Leichnam ſeiner Schweſter ſuchte, aus Unvorſichtigkeit in den See geſtürzt, und es hatte ſich bei ihm infolge deſſen eine Art fixer Idee ausgebildet, indem er glaubte, die tote Schweſter hätte ihn zu ſich in die Tiefe hinabziehen wollen. Er verfiel in eine ſchwere Krankheit, und als er aus der Beſorgnis des Arztes und Lipps unverhehlter Freude merkte, daß er ſterben müſſe, verleiteten ihn der Wahnſinn und der Neid, daß dem Bruder nach ſeinem Tode das ungetheilte Erbe verbliebe,

zu dem entſetzlichen Entſchluſſe, dieſem die Freude zu verderben, indem er das Haus in Brand ſteckte. Als Lipp, der noch ſpät am Abend in einiger Entfernung vom Hofraume Holz aufſchichtete, die Flammen aus dem Dache ſchlagen ſah und jammernd und entſetzt dem brennenden Hauſe zueilte, traf er im Flur auf ſeinen Bruder, der ihm mit höhniſchem Gelächter und in der Schadenfreude des Wahnſinns zu ſeiner Erbſchaft gratulierte. Schäumend vor Wut, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig, riß Lipp das Meſſer aus der Taſche und ſtieß es dem Bruder, der vor ihm in die Stube geflüchtet war, von rückwärts in den Hals. Als dieſer ſich ſchwergetroffen, blutend und röchelnd am Boden wand, packte den Mörder das Entſetzen, und er ſtürzte, Verzweiflung im Herzen, aus dem brennenden Hauſe. Drei Tage irrte er in den waldigen Bergen umher, bis er ſich heute morgens in einem Aufzuge, welcher, wie bereits bemerkt, jeder Beſchreibung ſpottete, den Gerichten ſtellte.

□ Tölz, 20. Sept. Der Mörder Philipp Leitner hat ſich heute nacht in dem Gewahr-

THE LITTLE MERMAID AND THE LITTLE PRINCE IN THE ENCHANTED PALACE 1



Hochwürden Herr Pfarrer.

(1882.)

ihm nicht gut behaupten, denn die Spur, die ſeinen Weg kennzeichnete, war tief und breit, wie die eines ſechsräderigen Bierwagens. Ich weiß, dieſer Vergleich iſt nicht poetiſch, aber er hat Wirklichkeit — und man opfert ja heutzutage dem Wirklichen die Poeſie ſo gerne.

Weder er ſelbſt, noch ſein Leben, noch ſein Wirken war bedeutend, und doch ſind dieſe drei Dinge der Betrachtung wert.

Daß ſein Vater ein reicher Bauer war, ſo einer vom richtigen Schlag der Berge, ich meine die Kerle mit den blauen Augen und den viereckigen Köpfen — daran iſt an und für ſich nichts beſonderes. Merkwürdig in hohem Grade ſind aber ſchon die ſeltſamen Umſtände zu nennen, unter denen Franzerl das Licht der Welt erblickte. Franzerl — ſo hieß nämlich unſer Held; ſchon bei den Anzeichen ſeines Werdens hatte man ſich im Familienrate — je nachdem — über den Namen Franziskus oder Franziska geeinigt. Und wenn da wirklich, wie erhofft, ein Franziskus käme, ſo wußte lang ſchon im voraus das ganze Dorf, daß er als zweiter Sohn eines reichen Hofbauern „zur Studi auf'n Pfarrer" beſtimmt ſei.

War nun Franzerl schon vor seinem Eintritt in die Welt der Stoff so mancher Unterhaltung gewesen, so ward er, da er denselben endlich vollzog, für mehrere Wochen geradezu zum ausschließlichen Tagesgespräche.

Eigentlich hatte man den oder das Franzerl erst zwei Monate später erwartet — und ohne Ahnung dessen, was die nächste Stunde bringen sollte, ging seine Mutter eines Palmsonntags in das Hochamt. Freilich war es der guten Frau schon ein paar Tage her „net recht so so" gewesen, was sie aber nicht hindern konnte, ihrer Christenpflicht zu genügen.

Wohl erschien ihr die Predigt ein wenig gar zu lang, und als sie endlich doch überstanden war, hätte die Bäuerin ihrem körperlichen Unbehagen, das dringend zur Heimkehr mahnte, gerne nachgegeben. Da sie aber, ihrem Reichtum angemessen, in einer der vordersten Bänke ihren Stand hatte, so hätte sie, um zur Thüre zu gelangen, an all den Leuten vorüber den ganzen langen Kirchengang dahinpilgern müssen — und in ihrem jetzigen Zustande wollte sie das um alle Welt nicht thun. So drückte sie tapfer die Augen zu und betete hurtig

weiter, Vaterunſer, Ave Maria, Glauben an Gott, die Heiligenlitanei — alles kunterbunt durcheinander, was ihr eben auf die Lippen kam.

Auf einmal aber, gerade als die Frau Lehrerin, begleitet von Orgelklängen, Geigen und Poſaunen, droben auf dem Chor das ſchöne Solo von Kempter zu ſingen anhub: Beatus ille, qui venit — da war der Bäuerin „ganz anderſt“ geworden.

„Verblaßt und dag'legen, war eins!“ erzählte nach der Kataſtrophe ihre Kirchſtuhlnachbarin.

Von der „Mannerſeiten“ ſprangen ein paar Burſche zu Hilfe, um die Ohnmächtige ins Freie zu tragen. Die gewiſſe „Frau G'vatterin“ aber, welche geſchäftig und mit beredten Händen die wiſpernden Leute beruhigend herbeigeeilt war, erkannte gar bald, „wo Mathäi am längſten,“ und ließ die Kranke ſchleunigſt in das Glockenhaus tragen, wo man ſie ſorgſam auf einen Haufen ſchwarzer Bahrtücher niederlegte.

Mit der Andacht der Kirchleute war es jetzt freilich vorbei. Wohl wandte ſich der Hochwürdige öfter als vorgeſchrieben mit einem recht unwilligen, von zornigen Blicken begleiteten Dominus vobiscum zu ſeinen Schäflein, da er aber bemerkte,

Fig. 1. Ein Ast, an dem Früchte hängen, wird in einen Topf gesteckt, der mit Erde gefüllt ist. Um die Erde vor dem Austrocknen zu schützen, wird der Topf mit einem Stück Leder umbunden. Nach einiger Zeit wachsen Wurzeln aus dem Ast.

Fig. 2. Ein Ast, an dem Früchte hängen, wird in einen Topf gesteckt, der mit Erde gefüllt ist. Um die Erde vor dem Austrocknen zu schützen, wird der Topf mit einem Stück Leder umbunden. Nach einiger Zeit wachsen Wurzeln aus dem Ast. Dann wird der Ast abgeschnitten und in einen neuen Topf gesteckt, der mit Erde gefüllt ist.

Als tags darauf der geiſtliche Herr die Wehmutter beſuchte, machte er unter Hinweis auf die unerforſchlichen Fügungen des Herrn beſonders auf das ſeltſame Zuſammentreffen des Geburtsortes und der Lebensbeſtimmung des Kindes aufmerkſam und verſuchte aus dieſem Anlaß gegen den Namen „Franzerl“ zu opponieren. Donatus ſolle der Junge getauft werden, meinte er, indem er ohne Furcht vor einer gegneriſchen Meinung die etwas gewagte Behauptung aufſtellte, Donatus bedeute ſoviel als „der von Gott geſchenkte und für Gott geborene.“

Dem trat aber der Bauer kurz und bündig entgegen: „Das geht über mein' Verſtand! Franz Joſeph ſoll mein Bub heißen und net anders.“

Es war merkwürdig, wie alle Meinungen, die über den Jungen laut wurden, mehr oder weniger mit ſeinem künftigen Beruf in Verbindung ſtanden. So hatte ſich die „Frau G'vatterin“ noch im Glockenhauſe zu der Äußerung veranlaßt geſehen:

„Am Kopf fehlt ſich nix! Der is groß g'nug für ein' Biſchof oder ein' Pater Kapuziner.“

Welchem Ideengange ſie folgte, um zu dieſem

ſeltſamen Doppelſchluſſe zu gelangen, iſt allen, die ihn vernahmen, ein Rätſel geblieben. Gemeinverſtändlicher war ſchon die Anmerkung, die ſie zu den großen, weitabſtehenden Ohren des Kindes machte:

„Schimpfts mir net über die Waſcheln; die ſind ſchon recht . . . da überhört er grad nix, wann er im Beichtſtuhl ſitzt.“

Und wenn der Junge unter ihren Händen ſchrie, tätſchelte ſie ihm lächelnd die dicken runden Schenkelchen.

„Schrei nur zu, kleiner Herr! Da kriegſt grad das richtige Lüngerl zum Predigen!“ Sie war eine perfekte Prophetin, die Frau Gevatterin. —

Die Jahre vergingen; Franzerl wuchs aus dem Kinderröcklein in die Höschen, kam in die Schule und mit acht Jahren zum Herrn Pfarrer in die lateiniſche Stunde. Schon jetzt erwachte in ihm das Bewußtſein der einſtigen Würde — er fühlte ſich, wie man ſo ſagt. Stolz warf er den Kopf zurück, drückte die Bruſt heraus und zog die Ellbogen auf, ſo daß er an jeder Seite den Arm trug, wie der Krug ſeinen Henkel. Dabei fing er an, auf ſeine Altersgenoſſen von oben

The rule which the common law has established for the construction of wills, is, that the intention of the testator, expressed in his will, shall control the legal effect of his words; but to this rule, all other rules for the construction of wills must yield. The intention of the testator, when ascertained, must be effectuated, if it be consistent with the rules of law; and to ascertain that intention, the will must be taken by its four corners, and every part of it must be construed with reference to every other part of it, if practicable, so as to form, if possible, a consistent whole; but if, in any part, it be irreconcilably inconsistent with some other part, that which is posterior in order of time, and which is inconsistent with that which is prior, will be allowed to control it, because it is the latest expression of the intention of the testator.

herab zu ſehen, ohne aber deshalb in einen dummen Knabenhochmut auszuarten; und als er erſt mensa deklinieren und das Vaterunſer lateiniſch beten konnte, tyranniſierte er mit Blick und Wort die ganze Schule. Die Spiele wurden nach ſeinem Willen geſpielt, er war Schiedsrichter in allen Zwiſtigkeiten, Feldherr in allen Kriegen und Hauptmann in allen Räuberkämpfen. Freilich waren unter ſeinen Schulkameraden auch manche, die ſeine Autorität nicht ſo geradeweg anerkennen wollten; mit denen machte Franzl jedoch kurzen Prozeß; er ſchlug ihnen, wenn ſie nur ein Wort ſolcher Meinung fallen ließen, einfach die mit einem Riemen zuſammengeſchnürten Schulbücher um die Köpfe — und wehe dem, der gegen dieſe letzte Inſtanz noch zu appellieren verſuchte, er lag im Straßengraben, eh er ſich's verſah. Hatte Franzl doch mit zehn Jahren ſchon das ganze Ausſehen eines jungen Bräuknechts; was er anrührte, ſpürte ſeinen Griff — das konnte man allererſtens ſchon an ſeinen Büchern erſehen; vierzehn Tage genügten, um vom neueſten Exemplar jegliche Spur eines Einbandes verſchwinden zu machen, wobei freilich der oben angeführte Gebrauch

ein Wesentliches beitrug; hinter dem Titel sahen sie aber nicht besser aus, da bei seinem gewohnten, raschen „Umblattln" alle Ecken und Kanten in Franzls dicken Fingern blieben.

Mit einem Worte — schon in jungen Tagen versprach unser Held ein brauchbares Mitglied der ecclesia militans zu werden.

So war Franzl zwölf Jahre alt geworden und hatte freilich mehr an Länge und Körperstärke denn an Weisheit zugenommen. Daß er trotz alledem zu Neuburg an der Donau gleich in die zweite Lateinklasse und mit einem halben Freiplatz in das Seminar aufgenommen wurde, durfte er weniger seinen Kenntnissen, als der Fürsorge seines Pfarrers danken, der zu Anfang seiner Priesterlaufbahn im Neuburger Studienseminar Präfekt gewesen war.

Nun kam für Franzl eine harte Zeit. Erstlich fiel ihm schon das lange Sitzen schwer, und das viele Studieren, zu deutsch Ochsen, ward ihm weidlich sauer. Doch betrübte ihn das lange nicht so sehr, als der Umstand, daß er unter all diesen Söhnen von Regierungsräten, Landrichtern und Revierförstern sich weder Einfluß noch Ansehen

zu erkämpfen vermochte — und als er es in einer böſen Stunde mit dem früher ſo wohl erprobten Gewaltmittel verſuchte, da ſetzte es Tatzen und langſtündigen Karzer. Seine Kameraden machten ihn aber von nun an erſt recht zur Zielſcheibe ihres Spottes, der aus Franzls grobkörniger Redeweiſe, aus dem dumpf gedehnten „oa“ und „au“ ſeiner unverfälſchten Heimatſprache eine unverſiegbare Nahrung ſchöpfte — und als dieſe jungen Herren von der Schulbank erſt herausgebracht hatten, daß Franzls Mutter ihre Briefe ſtets adreſſierte an „Wohlgeboren Herrn Franzerl . . .“ da hieß es „Franzerl“ hin und „Franzerl“ her im ganzen Seminar, ſo daß dem langen, kräftigen Burſchen der mütterliche Schmeichelname bald ein Ekel und Abſcheu wurde. Als er dann in die Ferien nach Hauſe kam, war ſein erſtes, daß er dieſen Namen abthat und kategoriſch den Gebrauch der zweiten Hälfte ſeines Taufnamens begehrte. Wenn er ſich nun auch im Dorfe zu einem „Sepp“ verwandelt hatte, im Seminar, wohin ihn der Herbſt zurückführte, mußte er ſich wohl das „Franzerl“ noch lange Zeit gefallen laſſen. Auch der übrigen Stellung gegenüber ſeinen Kameraden

wußte er erſt von der Zeit an, da er in die Gymnaſialklaſſen übertrat, eine lichte Seite abzugewinnen.

Und das war ſo. In dem umfangreichen, von einer hohen Mauer umzogenen Garten des Seminars hatten Lateinſchüler und Gymnaſiaſten getrennte Spielplätze. Da erluſtigten ſich die erſteren auf ihrem Gebiete während der „Freizeit" an den mannigfachen Turngeräten, Springböcken, Schwungbäumen und Klettergerüſten; wenn ſie aber dann nach ſtundenlangem Umhertollen müd und erhitzt im Graſe lagen, lauſchten die jungen Burſchen neidiſch dem Rumpeln der Kugel und dem Poltern der fallenden Kegel, das vom Spielplatz der Gymnaſiaſten herüber klang. Und auf dieſer Kegelbahn war Sepp von dem Augenblicke an, da er ſie zum erſtenmal betreten hatte, unbeſiegter Meiſter geblieben. Wie angeſchraubt ſaß die Kugel in ſeiner breiten, dickfingerigen Hand, und wenn er ſie warf — es war das immer ein Schuß wie aus der Büchſe — dann mähte ſie die Kegel wie des Schnitters Senſe die Waizenhalme. Und nicht nur, daß es für unſern Sepp eine Kleinigkeit war, einen Kranz oder alle Neune zu

„ſcheiben" — er brachte es nach und nach zu einer ſolchen Kraftentwicklung und Geſchicklichkeit, daß er mit einer kleinen Kugel aus freier Hand jeden einzelnen Kegel aus dem vollen Spiel heraus=warf. Dieſe unbeſtrittene und gerechter Weiſe bewunderte Meiſterſchaft feſtigte wieder ſein Selbſt=bewußtſein, das unter ſeiner früheren gedrückten Stellung bedenklich gelitten hatte.

Doch wie im Leben gemeinhin, ſo ſchreitet auch manchmal auf der Kegelbahn das Schickſal ſchnell. Es war im letzten Sommer ſeiner Stu=dienzeit, juſt drei Monate vor dem Examen, da nahm Sepps kegelmörderiſche Meiſterherrlichkeit mit einemmal ein jähes Ende. Er hatte da, wie früher ſo häufig ſchon, eines Nachmittags wieder gewettet, dreimal nacheinander den hinterſten Ke=gel aus dem Spiel zu werfen. Zweimal war ihm das Kunſtſtück bereits gelungen — nun ſtand er wieder vor dem Brett und ſchwang, in den Knieen ſich wiegend, mit weitausholendem Bogen die kleine lignum sanctum-Kugel. Aber ſei es, daß er diesmal die Kurve zu hoch nahm, oder in der Erregung des Spieles und der Wette ein Übermaß von Kraft verſchwendete — ſtatt auf

den bedrohten Kegel flog die Kugel krachend in die Latten des Daches, so daß ein halbdutzend der Ziegelplatten zerschmettert niederprasselte auf die Dielen der Kegelbahn.

Der Spektakel dieser Katastrophe hatte den aufsichtführenden Präfekten herbeigelockt — und die Folge war, daß dem überkräftigen Kegelkönig neben der Verurtheilung in die Kosten für den Rest des Semesters das Betreten der Kegelbahn untersagt wurde.

Das war nun freilich für Sepp ein schmerzlicher Schlag; doch machte er aus der Not eine Tugend, und so kam die ersparte Zeit den Vorbereitungen für das Examen zugut, das er schließlich, wenn auch nicht glänzend, so doch ehrenvoll bestand.

Über die Zeit seines Aufenthaltes im Priesterseminar, sowie über das vorangehende Universitätsjahr zu München fließen meine Quellen spärlich. Nur das eine hab ich mir sagen lassen, daß er während seiner zwei philosophischen Semester gleich fleißig wie die Kollegien auch das Hofbräuhaus frequentierte. Ist doch schon in diese Zeit die erste Entwicklungsperiode jenes

ausdauernden Purpurs zurückzuleiten, der späterhin durch seine Konsequenzen für Sepps Nase so verhängnisvoll werden sollte.

Daß ihm der Aufenthalt innerhalb der stillen Mauern des Alumnenhauses große Seelenkämpfe und innere Stürme brachte, ist wohl nicht anzunehmen. Sein Geist erfreute sich niemals einer besonderen Beweglichkeit. Gedankenskrupel waren ihm zuwider wie schaales Bier. Er ließ andere denken und nahm Worte und Dinge, die man ihm lehrte, willig und kritiklos entgegen. Dann war ihm ja auch seine Berufsbestimmung von Kindheit an so in Fleisch und Blut übergegangen, daß ihm niemals der leiseste Gedanke kam, als hätte er auch zu etwas anderem geboren sein können. Kurz, er verließ als geweihter Priester die Schwelle des Seminars mit derselben gleichmütigen Ruhe, mit der er sie betreten hatte — und als er vier Wochen später in dem weiten Grasgarten seines Elternhauses unter blauem Himmel seine Primiz feierte, da hielt er den ungeheuren Zulauf der Landbevölkerung für etwas ganz Selbstverständliches und Natürliches. Der Pfarrer und ein paar Betschwestern nahmen es ihm freilich

übel, daß er beim Feitmahle dem Bierkrug und der Weinflaſche allzuwacker zuſprach, um ungeführt ſeine Kammer finden zu können. Sepp aber ſoll auch das für natürlich und ſelbſtverſtändlich gehalten haben.

Bald darauf verließ er ſeine Heimat, um die erlangte Kaplanſtelle in einem weit entfernten Pfarrdorfe anzutreten. Da nahm er als Köchin die alte Hausmagd ſeiner Eltern mit ſich, die ihn als Kind ſchon auf den Armen getragen hatte.

Über Sepps ſiebenjährige Kaplanzeit und über die fünf Jahre, die er als Pfarrer in einem hochgelegenen Gebirgsorte verbrachte, breitet ſich wieder ein Schleier, den keine Nachfrage zu lüften vermochte.

Da ſegnete eines Tages der alte hochwürdige Herr in ſeinem Heimatsdorfe das Zeitliche, und wenige Wochen ſpäter vernahmen die Bauern von — ſagen wir Wackersdorf — mit ſehr getheilten Empfindungen die Kunde, daß Sepp zum Nachfolger des Hingeſchiedenen ernannt worden ſei. Seine Verwandten ſahen dem Eintreffen des neuen Pfarrers mit Stolz und großen Erwartungen entgegen, da ſie mit der gerechten

Hoffnung sich trugen, daß ihr zu geistlichen Ehren und Würden gekommenes Blut ihrer Stellung im Dorfe einen erhöhten Nimbus verleihen würde. Manch andere jedoch, die mit Sepp auf der gleichen Schulbank gesessen, von ihm gedrillt und geknechtet worden waren und sich inzwischen zu hausgesessenen Bauern und wahlfähigen Handwerkern ausgewachsen hatten, ergingen sich in recht pessimistischen Befürchtungen, und das umsomehr, als sie, wenn auch etwas dunkel und unbestimmt, von der energischen, weder Einmischung noch Widerspruch duldenden Amtsführung vernommen hatten, die Sepp dort oben in jenem Gebirgsneste zu handhaben pflegte. Beide Parteien vereinigten sich jedoch in der Spannung und Neugierde nach dem Aussehen des neuen Pfarrers, den sie seit seiner Primiz nicht mehr zu Gesicht bekommen hatten. All die zwölf Jahre her war Sepp nicht mehr zu Besuch in sein Elternhaus gekehrt, hatte ihm doch sein Beruf nicht einmal gestattet, dem Begräbnis seines Vaters beizuwohnen.

Nun sollte er als wohlbestallter Seelsorger in seinem Heimatsdorfe Einzug halten — und am Tage seiner Ankunft waren Pfarrhof und

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 9.

Fig. 10.

Fig. 11.

Fig. 12.

Fig. 13.

Fig. 14.

Fig. 15.

Fig. 16.

Fig. 17.

Fig. 18.

Fig. 19.

Fig. 20.

Fig.

geführten Schulkinder intonierten einen Jubelchor — die Leute aber reckten die Hälſe und ſtießen unter mühſam verbiſſenem Kichern die Ellbogen an einander, denn aus der wankenden, ächzenden Kutſche ſtieg eine ſchwarze Geſtalt, die den Größten im Dorfe noch um Haupteslänge überragte, mit Armen, Schultern und einem Leibe, daß der verhüllende Talar an Stoff wohl ausgereicht hätte für die Flügelröcke zweier richtiger Männer — mit einem Kopfe darüber, haarborſtig, eckig und maſſiv, mit einem breiten Geſichte, daraus eine Naſe ſich ballte — eine Naſe! Wo find ich für die Schilderung dieſer Naſe Worte und Bilder? Dieſe Naſe war gar keine Naſe — ſie war ein Konglomerat, eine Volksverſammlung von Naſen und Näschen, von deren Gipfel eine flammende Röte über Wangen, Stirn und Lippen floß, wie — wie — wie glühende Lava über die Felshänge und Schroffen eines feuerſpeienden Berges.

Und das war Sepp, der neue Pfarrer von Wackersdorf!

In der einen Hand den Hut, in der andern das dicke ſilberbeſchlagene Rohr, ſo ſtand er, regungslos zur Erde niederblickend, vor den ſingenden

Schulkindern, die mit ſcheuen Augen zu jenem monſtröſen Geſichtsberge emporſchielten. Als dann das Lied zu Ende war, trat ein weißgekleidetes Mädchen aus der Reihe, reichte dem Pfarrer einen Blumenſtrauß, knixte und begann:

„Hochwürdiger Herr Pfarrer, hören Sie mich an!
Das ganze Dorf drängt jubelnd ſich heran,
Um Ihnen zu begrüßen, wie's der Brauch,
Die Erwachſenen und die Schulkinder auch.
In dieſem Ort ſind Sie geboren
Und zum geiſtlichen Stand erkoren worden.
Nun kommen Sie durch Gottes Gnad und Gunſt
Als hochwürdiger Herr Pfarrer zu uns.
Das muß für Ihnen eine große Freude ſein,
Wie auch wir alle uns darüber freun.
Nun bitt ich Sie, nehmen Sie in Lieb und Güt
Uns alle auf in Ihr Herz und Gemüt
Und laſſen Sie uns freundlich werden zu theil,
Ihre Sorge für unſer Seelenheil
Recht viele, viele Jahre noch.
Der hochwürdige Herr Pfarrer lebe hoch!"

„Hoch! Hoch! Hoch!" ſchrie es in hundertſtimmigem Chorus — dann räuſperte ſich Sepp, was eine atemloſe Stille hervorrief, legte die Hand auf das Haupt des kleinen, weißgekleideten Mädchens, und unter ſtolzem Lächeln ſtreifte er die

Geſichter der Leute mit einem langſamen, forſchenden Blick aus den kleinen, von Wangen und Lidern ſchier erdrückten Augen. Wie angrollender Donner klang es, als er zu reden begann:

„Meine lieben Landsleute und nunmehrigen Pfarrkinder! Es freut mich außerordentlich, daß Ihr Euch ſo ang'ſtrengt habt wegen meiner, was allerdings bei jedem Pfarrer geſchieht, ob man ihn jetzt gern kommen ſieht oder ungern. Wie's in dem Punkt mit Euch beſtellt iſt, das werden ja die nächſten Wochen zeigen. Aber mag's jetzt ſein, wie's will, ich verſprich Euch, daß ich meiner Heimatsg'meind ein redlicher Seelſorger ſein und allweil Euer Beſtes im Aug haben will ... und wann's ſelber g e g e n Euren Verſtand und Willen ging'. Alſo nochmals meinen beſten Dank für alle und für jeden! So! Und jetzt machen wir, daß wir heimkommen, denn ich hab ſeit geſtern mittags nix Warms mehr 'geſſen."

Er nahm den Arm ſeiner Mutter, aus deren Antlitz Freude, Stolz und Sorge ſprachen, zog den Bürgermeiſter an ſeine andere Seite und wanderte zwiſchen den beiden die Straße dahin nach dem Pfarrhauſe. Ihm nach marſchierte die

liebe Jugend und ein großer Theil der Leute. Viele jedoch blieben, die Hände in den Taſchen, flüſternd, raunend, wiſpernd und plaudernd unter dem Triumphbogen ſtehen.

„Du! Haſt du ſchon einmal ſo was g'ſehn?“

„Na! Ich noch net!“

„Kreuzſakra, is das ein Köpfl!“

„Auf den kann ſich der Schneider freun.“

„Jetzt, ich ſag, er hätt ſchon droben bleiben können in ſei'm Felſenneſt . . . der Pfarrer mit die ſieben Tagwerk Naſen.“

Das Wort wurde belacht und machte in wenigen Stunden die Runde durch das Dorf.

Andern Tags wurde die Inſtallation mit großer Feierlichkeit begangen, wobei der Herr Dekan eine Feſtpredigt hielt, die länger als erbaulich war.

Der kommende Sonntag brachte noch eine kleine Erregung — Sepps erſte Predigt. Der Lehrer, ein heimtückiſcher Achſelträger, hatte dem Pfarrer jenes ominöſe Wort von den ſieben Tagwerken und der Naſe hinterbracht. Wenn ſich Sepp nun auch in anſcheinender Gleichgültigkeit für die Zukunft alle derartigen Rapporte verbat, ſo hatte ihn die Rede doch geärgert.

Fig. 111.

Fig. 111 shows a battery fitted up for medical purposes. The zinc plates are connected by a screw, and the carbon plates by a wire. The battery is fitted with a lever, by which the plates can be raised out of the fluid when not in use. The battery is also fitted with a commutator, by which the current can be reversed at will. The commutator is shown in the figure at the end of the battery, and the handle for working it is shown at the side.

ſchon mit dieſer Frage befaſſen würde. Und nun zum Texte unſeres heutigen Evangeliums . . .“ In tönendem Schwalle ſprudelten ihm nun die Worte chriſtlicher Ermahnung von den Lippen, und als er erſt ſo recht in Zug kam, da funkelten ſeine Augen, da regnete es Pech, Schwefel und hölliſches Feuer, da hallten die Wände vom Klang ſeiner mächtigen Stimme, die Fenſterſcheiben erzitterten, und unter ſeinen Fauſtſchlägen dröhnte die Kanzel. Dabei kam er, je mehr er ſich in ſeinen heiligen Eifer hineinſprach, immer mehr von dem hochdeutſchen Tone ab, in dem er begonnen, bald platzte ihm ein derbes, aber bezeichnendes Wort über die Lippen, dann kam ſo ab und zu ein ganzer Satz in den Lauten ſeiner Heimatſprache, und zu guter Letzt klang ſeine Rede, wie der Bauer zum Bauer ſpricht: „So! Für heut ſoll's g'nug ſein! Und wen's 'troffen hat, der kann ſich hinter die Ohrwaſcheln kratzen. Amen!“

Als das Hochamt zu Ende war und die Bauern über den Kirchhof ſchritten, winkten ſie einander zu, zogen die Augenbrauen in die Höhe und nickten mit den Köpfen zuſtimmend vor ſich hin.

„Du! Der kann's!“

„Hätt's net 'denkt!"

„G'wiß wahr, ſo hab ich noch nie kein' net predigen hören."

„Der redt ei'm ja ins G'wiſſen, daß ei'm d'Haar aufſtehn vor Schauder und Sündenreu."

„Und weißt, was das ſchönſte dran is?"

„No?"

„Daß man verſteht, was er ſagt und was er meint, und daß er kein ſo lateiniſch G'ſalbater macht, wie der ander ſelig."

„Ja, ja! Und einſchlafen thut bei ihm g'wiß keiner!"

„Da kannſt recht haben!"

So und ſo ähnlich ſchwirrte es hin und her in ernſten und ſcherzhaften Worten — und gar, als die Bauern eine Viertelſtunde ſpäter auf dem Marktplatz im großen Bürgerrat beiſammenſtanden und der Ortsvorſteher verlas, daß Hochwürden Herr Pfarrer aus Anlaß ſeines Amtsantrittes fünftauſend Mark zur Erbauung eines neuen Armenhauſes geſtiftet habe, da waren die „ſieben Tagwerk Naſen" mit allem andern vergeſſen, und über Sepp herrſchte nur mehr eine Stimme der Anerkennung und Zufriedenheit.

Woche um Woche verging, und alles war zum beſten in ein ruhiges Geleiſe gekommen. Die Leute gewöhnten ſich an die rauhen, oft gröblichen Worte des Pfarrers, da ſie ſahen, wie gut er es trotz alledem mit ihnen meinte, wie er an keinem Krankenbett fehlte, wie er überall, wo Not an den Mann kam, mit beſtem Rat und ebenſo häufig mit materieller Hilfe beiſprang, und wie er das Wohl der Gemeinde und ſeiner Pfarrkinder zu ſeiner einzigen Sorge machte.

Die Jungen freilich brummten ein wenig gegen die ſtrenge Zucht, die er führte, und waren anfangs zu Poſſen und Ärgernis wider den Pfarrer gern bereit. Seit der Zeit jedoch, da Sepp einen Burſchen, der ſchlecht an einem Mädchen gehandelt und dieſer That ſich am Wirtstiſche gerühmt hatte mit dem Bemerken, daß es ihn den Teufel kümmere, was der Pfarrer dazu ſagen würde — ſeit Sepp dieſen Burſchen, als er gerade am Pfarrhof vorüberging, beim Kragen gefaßt, in den Flur gezogen und dort windelweich geprügelt hatte, waren die andern von einem heilſamen Reſpekt erfaßt worden.

Solche kleine Intermezzi abgerechnet, lebte auch

Sepp in der ersten Zeit ruhig und zufrieden seine Tage dahin. Sein Vormittag galt dem Kirchendienste, seinem Brevier und der Erledigung seiner Schreibereien. Nach Tisch unternahm er, mochte das Wetter gut oder schlecht sein, einen stundenlangen Spaziergang in Wald und Feld. Auf dem Rückwege sprach er dann bei seinen Kranken vor — und überall, wo er ging, liefen ihm die Kinder zu, um seine großen, roten Hände zu küssen. Jeden Erwachsenen, dem er begegnete, hielt er mit lautem Gruße an und fragte ihn nach Leid und Freud in seiner Familie. Darauf kehrte er im Wirtshause zu, um sein gleichmäßiges, freilich gut gemessenes Quantum Bier zu vertilgen und den Rest des Nachmittags mit einem Kegelspiel oder einem harmlosen Taröckchen zu vertreiben. Am Sonntage saß er hier mitten unter seinen Bauern und disputierte mit ihnen von all jenen Dingen, von denen ein Bauer eben zu reden weiß. Wenn bei einbrechender Dunkelheit die Aveglocke zum Gebet läutete, sprach er mit ihnen gemeinsam noch den Abendsegen: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft, und sie empfing vom heiligen Geist. Gegrüßt

ſeiſt du ꝛc.“ — darauf nahm er Hut und Stock, dankte für die allſeitig gewünſchte gute Nacht und wanderte dem Pfarrhof zu. Da hatte er es dann gerne, wenn einer ſeiner Verwandten oder der eine und andere ſeiner intimeren Bekannten nach dem Abendeſſen noch auf ein Plauderſtündchen bei ihm vorſprach, um unter Scherz und Ernſt eine Flaſche echten Tiroler auszuſtechen.

Aber nicht allein im eigenen Dorfe mehrte ſich des neuen Pfarrers Ruhm von Tag zu Tag — der Ruf ſeiner fulminanten Predigten verbreitete ſich ringsum im Lande, und an Sonn- und Feiertagen ſtrömten die Bauern auf Stunden weit herbei, um den „Blödererſepp“ predigen zu hören. Dieſe Bezeichnung war zu gleichen Theilen Ehren- und Spitzname — doch mag es den Sprachgelehrten überlaſſen bleiben, zu erkunden, inwieweit die erſte Hälfte mit dem mittelhochdeutſchen blôdern verwandt iſt, das ſo viel wie rauſchen, brauſen und wohl auch ſo viel wie überlautes Sprechen bedeutet.

Sepp verſtand es, dieſen dickköpfigen Chriſten auf ihre eigene Weiſe in das Herz zu reden, wobei er vor allem die Aufmerkſamkeit durch eingeſtreute Bilder, Gleichniſſe und Hiſtörchen zu

feſſeln wußte, die er mit demſelben Ernſte behandelte, wie das Heiligſte des Heiligen. Gar mancher Satz und manch eine Geſchichte, die er da mit ſeiner Donnerſtimme von der Kanzel verkündete, lebt heute noch wortgetreu im Gedächtniſſe jener, welche ſie unmittelbar aus ſeinem Munde vernahmen oder von Älteren überliefert erhielten.

So begann er an einem Marienfeſte ſeine Predigt mit folgenden Worten: „Ihr meine lieben Kinder im Herrn! Es wird Euch nicht unbekannt ſein, daß es auf der Welt gar verſchiedene Nüß giebt, als da ſind Haſelnüß, Welſchnüß, Bedürfnis, Hindernis, Betrübnis und andere mehr. Doch unter alle Nüß die koſtbarſte, die edelſte und erhabenſte, das iſt — Maria Empfängnis."

Ein andermal, man feierte Schutzengelfeſt, fuhr er, an das Weſen und die Beſtimmung der Schutzengel anknüpfend, folgendermaßen weiter: „Bei manchem hat's zwar nicht den Anſchein, aber es iſt deswegen doch lautere Wahrheit, daß jeder Menſch ſeinen Schutzengel hat: der Bauer und die Bäuerin, der Sohn und die Tochter, der Knecht und die Dirn, jeder Menſch hat ein'. Und

daß Ihr wißt, was ein heiliger Schutzengel für ſeinen Schützling leiſten kann, wenn er ihn hochhält durch fleißiges Gebet und geziemende Verehrung . . . deswegen will ich Euch erzählen, was ich für einen Schutzengel hab. Es wird Euch allen bekannt ſein, daß mir vor vier Wochen auf meiner Rückfahrt von Altötting die Pferde durchgegangen ſind. Die Roß ſind g'flogen, der Kutſcher iſt auch g'flogen . . . aber anderſt . . . und ich und die Köchin ſitzen allein im Wagen. Was glaubt Ihr, daß ich mir da 'denkt hab? „Du mein lieber, heiliger Schutzengel, erhalt dein' alten Sepp!" Und kaum daß ich's 'denkt hab, reißt's auch ſchon den Wagen um. Was glaubts aber, daß ich jetzt g'ſagt hab? „Du mein lieber Schutzengel, 's Aufbetten verſtehſt!" . . . denn neben meiner Köchin bin ich dring'ſeſſen im dicken Gras wie im ſchönſten Flaumenbett."

Einer ausgedehnten Kolportage erfreut ſich heute noch die Trauerrede, welche Sepp am Grabe ſeines beſten Freundes und täglichen Geſellſchafters, am Grabe des Bräumeiſters von Wackersdorf gehalten hat. Als er, mit Mühe ſeine Bewegung meiſternd, die rituelle Einſegnung geſprochen hatte,

ſchloß er das Buch und blickte lange Sekunden ſtumm und mit thränengefüllten Augen auf den ſchwarzen Sarg, bis er endlich mit gedrückter Stimme zu reden begann: „Siehſt es, Wölferl, ſiehſt es! Wann ſo bei mir g'ſeſſen biſt, haſt allweil gemeint, du gehſt einmal mit meiner Leich und ſchauſt mir in die Gruben! Und jetzt geh ich mit deiner Leich und ſchau dir in die Gruben! Ja, Ihr Freunde und Trauernden, blicket her auf dieſen Sarg, der ein furchtbares Sinnbild der irdiſchen Vergänglichkeit iſt. Vor wenigen Tagen habt Ihr noch mit ihm geſcherzt und gelacht, und nun liegt er da, der gute Bräumeiſter, dieſer vorzügliche Biermacher! Ja! Dieſes feine, dieſes milde, dieſes klare Bier wird man ſelten finden. Dafür war Wolfgang Adler aber auch im bayriſchen Walde geboren, in jenem bayriſchen Walde, aus dem die glorreichen Bräuknechte hervorgehen, geboren im Jahre 1801, wo ſelbigsmal der große Wind gegangen iſt."

Im dieſem Tone ſprach Sepp weiter, die Lebensgeſchichte des Verblichenen verherrlichend, bis er endlich mit den Worten ſchloß: „Und wer meinen lieben Bräumeiſter bei Lebzeiten nicht

Schulen der Kinder. Die Schulpflicht gehört dem 19. Jahrhundert an. Einen Teil seiner Errungenschaften, die Schulen für Kinder, hat es mit dem Mittelalter gemeinsam. Die Kinder, die hier lernen, sind Knaben und Mädchen. Sie sitzen getrennt. Die Knaben sind meist in Gruppen um einen Tisch versammelt, die Mädchen sitzen in Bänken. Der Lehrer, der Knaben unterrichtet, ist meist ein Mann, der Lehrer, der Mädchen unterrichtet, ist meist eine Frau. Die Kinder sitzen, wenn sie lernen, sie stehen, wenn sie aufgerufen werden, sie stehen, wenn sie antworten. Sie sitzen, wenn sie schreiben. Sie stehen, wenn sie lesen. Sie sitzen, wenn sie rechnen. Sie stehen, wenn sie singen. Sie sitzen, wenn sie zeichnen. Sie stehen, wenn sie turnen. Sie sitzen, wenn sie arbeiten. Sie stehen, wenn sie spielen. Sie sitzen, wenn sie essen. Sie stehen, wenn sie beten. Sie sitzen, wenn sie singen. Sie stehen, wenn sie aufgerufen werden. Sie sitzen, wenn sie antworten. Sie sitzen, wenn sie schreiben. Sie stehen, wenn sie lesen. Sie sitzen, wenn sie rechnen. Sie stehen, wenn sie singen. Sie sitzen, wenn sie zeichnen. Sie stehen, wenn sie turnen. Sie sitzen, wenn sie arbeiten. Sie stehen, wenn sie spielen. Sie sitzen, wenn sie essen. Sie stehen, wenn sie beten.

g'weſen is, aber ſtatt daß nachher auf den neuen Panſcher g'ſchimpft ſein muß, betet lieber ein heimlichs Vaterunſer und wünſchet dem Toten, was ich ihm jetzt wünſch: Herr, gieb ihm Fried und Ruh in Ewigkeit, Amen!" Dann wandte er ſich ſchluchzend an die Leichenträger: „Und ſo laßts ihn halt nunter in Gottesnamen!"

So wären Beiſpiele, wie dieſer dörfliche Abraham a Santa Clara ſeinen Bauern zu predigen pflegte, noch zu Dutzenden anzuführen.

Da mag es jetzt nach all dem Erzählten freilich ſcheinen, als hätte Sepp in ungetrübter Ruhe ſeines Lebens ſich freuen können. Dem war aber doch nicht ſo. Denn abgeſehen davon, daß das ſtete Wachstum und Vermehrungsgelüſte ſeiner Naſe ihm manche ſchwere Stunde bereitete, wurde der ruhige Gang ſeiner Tage von einem roten Faden des Haders gekreuzt, der für den guten Pfarrer wohl noch zur würgenden Schlinge geworden wäre, wenn nicht — aber das ſpäter.

Zwei Monate nach Sepps Amtsantritt in Wackersdorf hatte ſein hochwürdigſter Herr Biſchof gelegentlich einer Inſpektionsreiſe für die Dauer eines Mittageſſens im Pfarrhofe vorgeſprochen.

Der Pfarrer war ſich natürlich der Ehre vollauf bewußt, die ihm da widerfuhr, ließ, ſoweit er und ſeine alte Köchin es verſtanden, auftragen, was gut und theuer war, und ſtrahlte vor Vergnügen, da der hochwürdigſte Herr jede Schüſſel und jede Flaſche ſo freundlich zu loben beliebte. Übereifrig und unermüdlich war Sepp im Beantworten all der leutſeligen Fragen, die an ihn gerichtet wurden. Und als dann der hohe Gaſt ſich ſo nebenbei auch erkundigte, wie Sepp mit dem Einkommen ſeiner Pfarrei zufrieden wäre, da nickte er ſchmunzelnd vor ſich hin:

„Aaah, Wackersdorf iſt wohl eine von den beſten Pfarreien; da bleibt nichts zu wünſchen übrig. Und dann . . . ſo ein bißl was hab ich ja ſelber auch . . . alſo . . .“

„Alſo ſind Sie,“ unterbrach ihn der hochwürdigſte Herr, „im Vergleich zu Ihrem Vorgänger noch weit beſſer daran, der doch von ſeiner Pfründe allein jährlich achthundert Mark zurücklegen konnte.“

Sepp lachte. „Ich ſelber wüßt auch nicht, wie ich alles allein brauchen ſollt.“

„Ihr Herr Vorgänger hat in liebenswürdigſter

Weiſe dieſes jährliche Erſparnis der Vervollkommnung meines Prieſterſeminars zugewendet. Und ich würde gerne hören, daß Sie, ſei es nun aus rein wohlthätigem Drange für das Intereſſe unſeres Standes oder aus irgend welchem Motive der Dankbarkeit, das gleiche beabſichtigen möchten."

Betroffen ſchwieg Sepp eine Zeit lang. In ſeiner Hand zitterte die Gabel, mit deren Zinken er auf ſeinem Kuchenteller Figuren in die Zuckerkrummen zeichnete. „Freilich . . . an meinem Beutel zehren mehr, als an dem des alten Herrn Pfarrer ſelig . . . das heißt, was ein anderer in dem Pfarrhof erſpart hat, kann ich auch erſparen . . . und alſo gut . . . ich will jedes Jahr die gleichen achthundert Mark zurücklegen. Aber was ich einnimm, iſt ja Bauerngeld . . . es wär alſo doch wohl nicht mehr als billig, wenn ein allenfallſiger Überſchuß wieder den Bauern zu gut käm? Unſer Kirchl iſt klein, und jeden Sonntag muß ein Theil der Leute Predigt und Hochamt durch die offenen Thüren und Fenſter anhören . . . es wär alſo da ein Erweiterungsbau wohl auch ein gutes, chriſtliches Werk . . . mein' ich. Wenn alſo der hochwürdigſte Herr Biſchof nichts dagegen hätten . . ."

„Bitte, Herr Pfarrer, was ich ſagte, war nur ein Vorſchlag, den Sie ja immer noch des Genaueren überlegen können," lautete die lächelnde Antwort, während der hohe Gaſt ſich vom Tiſch erhob.

Eine Stunde ſpäter, als das Rollen der biſchöflichen Equipage auf der hinziehenden Straße verklang, ſteuerte Sepp in langen Schritten dem Bräuhauſe zu.

„Wölferl! Wölferl!" rief er mit lauter Stimme durch das offene Thor in den weiten, von Waſſerdämpfen erfüllten Sudraum. „Mach weiter, nimm dein' Hut," ſprach er den damals noch in voller Geſundheit ſtrotzenden Bräumeiſter an, als dieſer mit fröhlichem Grüßgott herbeiſprang, „und geh ein Stündl mit mir ſpazieren. Ich hab was z'reden mit dir."

Als nach Wochen vom biſchöflichen Sekretariat eine Anfrage einlief, „wie Hochwürden in der bewußten Angelegenheit ſich entſchieden habe," antwortete Sepp bündiger als gerade notwendig geweſen, daß die Stiftung der jährlichen 800 Mark zur Erweiterung der Kirche vorläufig für fünf Jahre beim Ortsvorſteher bereits verbrieft läge.

In das folgende Frühjahr fiel eine Landtags-

wahl, und Sepp, von jeher ein abgeſagter Feind aller politiſchen Umtriebe, betheiligte ſich dabei eben nur durch die Abgabe ſeiner Stimme. Einem, wenige Wochen ſpäter eingetroffenen, auf die Oſterfeier ſich beziehenden, biſchöflichen Erlaſſe war ein ziemlich ungnädig gehaltener Vermerk über dieſe Lauheit im Dienſte der kirchlichen Intereſſen beigelegt.

Und merkwürdig — Sepp konnte von nun an dem Ordinariate keinen Bericht, dem Bezirksamte kein Protokoll mehr korrekt und umfaſſend genug zuſtande bringen; da kam eine Reklamation, eine Berichtigung um die andere an den Pfarrer zurück.

Einmal — es ging ſchon weit in das zweite Jahr, daß Sepp in Wackersdorf weilte — erhielt er gar eine ernſtliche Ermahnung wegen ſeiner Art zu predigen. Es wäre unſchicklich und ärgernisgebend, ſo hieß es, daß er Dinge profanen Inhalts in einer Art und Weiſe auf der Kanzel zu verhandeln liebe, die ſich kaum mit dem am Biertiſche zu wahrenden Anſtande, um ſo viel weniger mit der Heiligkeit des Ortes vertrage, an dem man das lautere Wort Gottes zu hören gewohnt wäre.

Sepp war wütend. Er ſandte eine geharniſchte Erwiderung an das Ordinariat: Man ſolle den Pfarrern auf dem Lande nicht vorſchreiben, wie ſie zu predigen hätten. Die Herrn Pröpſte und Kapitulare verſtünden wohl, auf welche Weiſe man den ſeidenrauſchigen Stadtfräulein das Evangelium in das — Mündchen ſtreichen müſſe. Wie man aber den Bauern ins Herz und Gewiſſen zu reden habe, das verſtünde nun er wieder beſſer, da er, eines Bauern Sohn und unter Bauern aufgewachſen, wiſſe, was Bauernart wäre.

Umgehend kam die Antwort: Daß er Bauernart zu üben wiſſe, beweiſe der Ton ſeines Schreibens. Unter dem Bemerken, daß man ihm eine derartige Kritik eines Ordinariatserlaſſes ein für allemal unterſage, würde man es ihm für geratener bezeichnen, die ergangene, gelinde Ermahnung als einen Beweis des Wohlwollens zu betrachten. Man hätte es vorerſt nur deshalb bei der zarten Warnung bewenden laſſen, da man ihn bislang noch für ſo gutmütig kurzſichtig halte, in dem Zulauf der Landbevölkerung zu ſeinen Predigten eine bäuriſch fromme Begeiſterung zu erblicken, während das Motiv hiefür doch nichts anderes wäre, als die

Sucht der Leute, ſich an des Herrn Pfarrers Kanzelſpäßen zu erluſtigen.

Das kam unſerem Sepp nun wieder ſpaßhaft vor. Seine guten, frommen Bauern, die regungslos mit offenen Ohren und Mäulern ſaßen und ſtanden, wenn er ſtundenlang auch predigte, ſollten ſich über ihn luſtig machen! Dieſe Vermutung erſchien ihm ſo komiſch, daß ſie ihn mit dem ganzen Handel verſöhnte und ſeine Ruhe wieder ins Gleichgewicht brachte.

Er legte das Schreiben zu den übrigen, fuhr fort zu predigen, wie er es bisher gewohnt war — und als er Monate hindurch „von oben“ nichts weiter zu hören bekam, dachte er nicht anders, als daß die hohen Herren in der Stadt eben zur Einſicht gekommen wären.

Da, an einem Sonntage — Sepp ſtand eben in der Sakriſtei und zog das Chorhemd mit den zierlich gekräuſelten Spitzen über den Talar — kam plötzlich ſeine alte Köchin herbeigelaufen und flüſterte ihm zu:

„Herr Pfarrer! Herr Pfarrer! . . . Der Landrichter!“

„Was is mit dem Landrichter?“ fragte Sepp

Pelican, Jardin des Plantes

die Alte, die vor atemloſer Erregung kaum weiter ſprechen konnte.

„In der Kirch is er . . . drin im Glockenhaus verſteckt . . . der G'meindsdiener hat mir's g'ſagt . . . der hat's g'ſehen, wie ihn der Lehrer nach'm Z'ſammläuten neing'führt hat.“

„Is gut! Geh nur zu!“ ſtieß Sepp zornig hervor, drückte das Barett in die Stirne und trat mit langen Schritten aus der Sakriſtei in den Kirchenraum. Trippelnd folgte ihm der Miniſtrant mit Weihwaſſerkeſſel und Sprengwedel.

Über den Stufen, die vom Altarraume zu den Betſtühlen hinunterführten, blieb er ſtehen und ſprach mit erhabener Stimme:

„Liebe Pfarrkinder! Bevor ich den heiligen Gottesdienſt beginne, hab ich Euch etwas zu ſagen. Ich hab Euch heut wieder einmal eine tüchtige Predigt halten wollen, und es hätt Euch das auch ſehr notgethan. Da hint im Glockenhaus ſteht aber einer, der mir net taugt, und drum könnt Ihr's über acht Tag hören!“ Damit faßte er den Sprengwedel, ſchritt den Kirchengang auf und nieder, das Weihwaſſer in dicken Tropfen über die ſich bekreuzenden Leute ſprühend, und ver-

ſchwand dann erhobenen Hauptes in der Sakriſtei, um ſich zum Hochamt anzukleiden.

Mit einem Schlage wandten ſich nun alle Geſichter gegen die Thüre des Glockenhauſes, und ein ziſchelndes Flüſtern durchlief die Betſtühle. Da trat aus der letzten Bank einer der Knechte von Sepps Bruder hervor, ging auf den Thurmbau zu und ſtieß mit der Fauſt die Thüre auf. An ihm vorüber ſchritt aus dem dunklen Raum ein ſchwarzgekleideter Herr und ſteuerte eilfertig dem Portale zu, während er mit der einen Hand den Cylinderhut vor das Ohr hielt und mit der andern ein weißes Taſchentuch über Mund und Naſe deckte.

Als Sepp nach dem Hochamt die Sakriſtei verließ, ſah er auf dem Kirchhof die Männer in Gruppen beieinanderſtehen. Und eine Viertelſtunde ſpäter, während er in ſeiner Stube beim Frühſtücke ſaß, kamen die ſechs Älteſten der Gemeinde zu ihm. Man wiſſe ſchon, wer der Beſuch geweſen ſei, und auch was er zu bedeuten habe — ſo wandte ſich ihr Sprecher an den Pfarrer. Und deshalb ließe ihm die Gemeinde jetzt ſagen, daß weder der Herr Landrichter, noch ſonſt jemand

den Bauern von Wackersdorf etwas einreden könne. Ihr Pfarrer wäre ihnen recht, gerade so und nicht anders. Und was auch geschehen möge, sie würden zu ihm halten, wie er in Not und Sorgen zu ihnen.

Sepp konnte vor Rührung kein Wort erwidern. Er drückte den Männern nur stumm die Hände und schob sie zur Thüre hinaus — hätte er sich doch vor ihnen der zwei großen Thränen schämen müssen, die er, wieder allein, mit seinen dicken Fingern aus den Augen wischte — dieser Riese an Gliedern, der an Herz ein Kind war, wenn nur einmal die grobe Rinde sprang, die es umhüllte.

Die folgende Woche brachte noch eine andere Aufregung ins Dorf. Ein Bräuknecht, der um seines biederen Humores willen bei jedermann beliebt gewesen, hatte durch einen Sturz in die mit kochendem Wasser gefüllte Sudpfanne den jähen Tod gefunden. Als Sepp auf die Schreckenskunde herbeeilte, fand er Veverl, die seit längerer Zeit schon halbverwaiste Tochter des Verunglückten, ein sechzehnjähriges, braves, blühendes Kind, neben der gräßlich verstümmelten Leiche aufgelöst in

Falcon, and Harrier. They derive their name from the Latin word *accipio*, to take, and are so called because they seize their prey with their talons. The Hawks are distinguished from the Falcons by their shorter wings, and by the greater length of their tail.

The Sparrow-hawk is the smallest of the Hawks, and is a very fine, active bird. It is about the size of a Pigeon, and is found in most parts of Europe. It is a very bold bird, and will attack birds much larger than itself. It is very fond of Partridges, and will follow them for a long distance. It is also very fond of Sparrows, and will often be seen in the midst of a flock of them.

dir. Drum mußt net ſo weinen und jammern, denn weißt, das ſpüren die Verſtorbenen, und das thut ihnen grad ſo weh in der Seel, als wie uns. Geh, komm, mußt dir net die Erinnerung verſtalten laſſen durch das traurige Bild. Wie dein Vater im Leben war, ſo mußt ihn im Herzen b'halten, mit dem guten G'ſicht und mit die treuen Augen."

Wenn ſolche und ähnliche Worte auch die Thränen des Mädchens nicht zu ſtillen vermochten, ſo brachten ſie ihm doch ſoviel Troſt und Ruhe, daß es einſah, wie gut der Pfarrer es meinte, und ſeinen Anordnungen williges Gehör ſchenkte.

Als Sepp ſpäter das Haus verließ, mußte die Köchin zu Veverl in die Stube ſitzen; und da er wohl einſah, welch ein trauriger Aufenthalt für die Verwaiſte das eigene, totenſtille Häuschen wäre, ſo gebot er der Alten, in ihrer Kammer für das Mädchen ein Lager zu richten; wenigſtens bis nach dem Begräbnis ſollte Veverl im Pfarrhof bleiben.

Am anderen Tage hielt er im ganzen Ort Umfrage nach einem Platz für die Waiſe; doch fand er keine Stelle, an die er ſie gern und be-

ruhigt gegeben hätte. Als er des Abends ſich darüber bedauernd gegen ſeine Köchin äußerte, warf die Alte ein:

„Wiſſen S' was, Herr Pfarrer, b'halten S' das Deandl bei uns! Bei mir geht's ſo wie ſo nimmer recht mit Händ und Füß, ich könnt eine junge Beihilf gar leicht brauchen."

Und ſo geſchah es. Veverl fand im Pfarrhof eine zweite Heimat, und es that ihrem Herzen unendlich wohl, daß ſie hier ſo gut und freundlich gehalten wurde. Mit einer ſchwärmeriſchen Dankbarkeit hing ſie an ihrem Wohlthäter, und rührend war es zu ſehen, mit welchem Fleiß ſie ſich jeder Arbeit im Haus unterzog und mit welchem Eifer ſie der alten Köchin jede Mühe zu erleichtern ſuchte. Ehe noch die zweite Woche verging, war ſie mit allen Obliegenheiten ſo vertraut und in allen Dingen ſo geübt, daß ihre Unterweiſerin anfangen konnte, die Beſchließerin zu ſpielen und plaudernd am Herd zu ſitzen, während Veverl mit rührigen Händen alle Arbeit that.

Sepp hatte in dieſen zwei Wochen ungewöhnlich viel mit Schreibereien zu ſchaffen. Tagtäglich kamen und gingen Briefe. Eines Morgens kam

auch ein fremder Herr mit einem langen, ſchwarzen Bart zu Beſuch, der ſich außerordentlich für die Dorfkirche zu intereſſieren ſchien. Ein andermal ließ Sepp gar die Kutſche ſeines Bruders kommen, fuhr gleich nach der Meſſe davon ohne zu hinterlaſſen, wohin, und kehrte erſt ſpät in der Nacht wieder zurück.

Am folgenden Sonntag lüftete Sepp den Schleier dieſes geheimnisvollen Treibens. Er ließ nach dem Hochamt jene ſechs Älteſten der Gemeinde, die damals nach der Landrichtergeſchichte als Kundgeber des Vertrauens ſeiner Pfarrkinder zu ihm gekommen waren, in den Pfarrhof rufen und hielt an dieſelben, während er auf dem Tiſch verſchiedene Schriften und Pläne ausbreitete, eine Anſprache des Inhaltes: Wie ſie wüßten, hätte er ſich für fünf Jahre verpflichtet, zu gunſten einer Erweiterung der Pfarrkirche jährlich achthundert Mark zu erlegen. Da man aber nie wiſſe, was die Zukunft bringe, und da er ſich für den Ausdruck des Vertrauens, den ihm die Gemeinde entgegengebracht, dankbar erweiſen wolle, ſo hätte er Baupläne und Voranſchläge fertigen laſſen, auf Grund derſelben die Baugenehmigung

bereits erholt, und hiemit übergebe er ihnen als Vertreter der Gemeinde die bezüglichen Urkunden und die Summe, welche mit den bereits bezahlten Jahresraten die Höhe der Kostenvoranschläge erreiche. Wenn sie also Lust hätten, könnten sie gleich morgen zu bauen anfangen.

Da war denn großer Jubel im Dorf; abends kam der gesamte Gemeinderat mit Blechmusik vor den Pfarrhof gezogen, und als das Ständchen mit seinen manchmal gewagten Harmonien verklungen und das dreifache Hoch, das der Bürgermeister auf Hochwürden Herrn Pfarrer ausbrachte, verhallt war, bedankte sich Sepp mit kurzen Worten und öffnete dann Flur und Stuben den raschgeladenen Gästen.

Auch noch ein anderes Geschäft war dem Pfarrer in diesen Tagen geglückt: er hatte einen guten Käufer für das kleine Häuschen gefunden, welches Veverls Erbtheil bildete. Als er dem Mädchen die zwar nicht beträchtliche, aber doch einen annehmbaren Sparpfennig ausmachende Summe nannte, blickte Veverl bittend zu ihm auf.

„Hochwürden Herr Pfarrer," sagte sie, „ich hätt schon ein rechtes Anliegen am Herzen."

„Raus damit, Veverl!“

„Schauen S' halt . . . ſeit mein liebs Vaterl im Grab liegt, geht's mir ſchon allweil nach, daß er bloß ſo ein armſeligs Holzkreuzl über ihm ſtecken hat. Und weil ich jetzt doch ein Geld hätt, ſo meinet ich halt . . .“

„Du könntſt ihm ein richtigs, eiſernes Kreuz ſetzen laſſen, gelt?“ fragte Sepp, als das Mädchen zögerte.

Veverl nickte.

„Recht ſchön is das von dir, denn es beweiſt, wie dein Herz und dein ganzes Denken an dei'm Vaterl hängt. No, no . . . geh, ſei ſtad . . . mußt net wieder weinen! Aber ſchau, zu deiner Bitt darf ich halt doch net ja ſagen. Du mußt das bißl Geld z'ſammhalten . . . jetzt freilich, ſolang bei mir biſt, haſt es net nötig . . . aber man muß auf alle Fäll denken. Glaub mir's, Veverl, durch ein frommes Andenken ehrt man ein Grab mehr, als durch ein eiſerns Kreuz. Aber ſei jetzt net betrübt deswegen, es wird ſich ſchon noch ein Ausweg finden laſſen.“

Traurig verließ Veverl die Stube, und vergebens dachte ſie nach, wie da ein Ausweg zu

Schreiben. Alter: 10 Jahre.

Liebe Mutter. Ich bitte dich, komme doch bald wieder nach Hause. Ich habe dich so lieb. Ich will auch immer artig sein. Ich habe auch Lesen gelernt. Ich habe auch Schreiben gelernt. Ich will dir auch immer Blumen pflücken. Ich will auch immer artig sein. Ich will auch Rechnen gelernt haben. Ich will auch Singen gelernt haben. Ich will auch Beten gelernt haben. Ich will auch immer artig sein. Ich will auch immer artig sein.

und Stammeln und Thränen waren ihr Dank für die Erfüllung ihres Lieblingswunſches.

„Siehſt Beverl," ſagte Sepp, während er den Kopf des Mädchens freundlich in beide Hände nahm, „ſo wie dir das naus'gangen is, ſo wird dir alles nausgehn im Leben, wenn du nur immer ſchön brav und rechtſchaffen biſt." Er blickte auf, denn die Thüre öffnete ſich und der Lehrer trat ein. „Was giebt's?"

„Net viel, Hochwürden, net viel. Bloß ein paar Zeugnis zum Unterſchreiben," entgegnete der Schulmeiſter und breitete mit lächelnder Geſchäftigkeit auf dem Tiſch einige Schriften aus.

Während Sepp das Tintenzeug herbeiholte, verließ das Mädchen die Stube mit abgewandtem Geſicht, um vor dem Lehrer die naſſen Wangen zu verbergen.

Am anderen Tage, da ſchon die Dämmerung einbrach, kam wie gewöhnlich der Poſtbote, um Zeitungen und Briefe zu bringen.

„Herr Pfarrer ... ich möcht was fragen ... das heißt, wann Sie's net verübeln," ſo begann der alte Mann, da er ſich ſchon wieder zum Gehen gewandt hatte.

„Red nur! Was willſt?“

„Grad vorhin hat mir der Lehrer ein' Brief ans Ordinariat mit'geben, wie früher ſchon öfters. Ich hab mir aber nie was 'denkt dabei . . . erſt heut, wie der Lehrer ſo rum'druckt hat, daß ich von dene Brief im Pfarrhof herüben nix z'reden brauchet . . . erſt da is mir's aufg'fallen, als ob was net recht ſauber ſein könnt . . . nix für ungut drum, Herr Pfarrer.“

„Ah, woher doch! Und ich dank ſchön für den guten Willen! Aber habts kein' Angſt net, es is nix dran!“ Damit verabſchiedete er den Poſtboten.

Es war wohl etwas daran. Was Sepp ſchon längſt vermutet hatte, daß der Lehrer über ſein Thun und Treiben an das Ordinariat berichte oder berichten müſſe, das war ihm durch dieſe Mittheilung zur Gewißheit geworden. Aber was mochte ihn das kümmern! Was er trieb und that, durfte die ganze Welt wiſſen.

Fünf Tage ſpäter kam wirklich ein Schreiben vom Ordinariate, und Sepp erbrach es mit erwartungsvollem Lächeln. Kaum hatte er jedoch zu leſen begonnen, da verfärbte ſich ſein Geſicht — ſo weit das möglich war — und in zitternden

Händen zerknitterte er das Papier. Die Thüre riß er auf und ſchrie in den Flur hinaus:

„Den Lehrer! Holts mir den Lehrer!“ Und als Veverl eilig aus der Küche herbeiſprang, winkte er ſie mit der Hand zurück. „Du net! Die ander ſoll gehn!“

Mit ſchweren, dumpfhallenden Schritten ging er in der Stube auf und nieder, bis der Lehrer eintrat.

„Da! Leſen S'!“ ſchrie Sepp in hellem Zorn und ſchleuderte dem ängſtlich Dareinſchauenden das zerknäullte Papier ins Geſicht. „Leſen S', ſag ich, leſen S'!“

Der Lehrer bückte ſich nach der Papierkugel, faltete ſie auseinander, glättete das Blatt über dem gehobenen Knie und begann zu leſen.

„Ah! Ah! So was!“ ſtotterte er und wollte ſich kopfſchüttelnd wieder in den Inhalt des Schreibens vertiefen, als ihm Sepp das Blatt aus den Händen riß.

„Ja! So was! Und wie kommen Sie dazu, ſo eine Gemeinheit ans Ordinariat zu berichten?“

„Ich?“

„Ja, Sie! Glauben Sie vielleicht, ich wüßt net . . .“

the Bank. Jackson was sure that he had the people with him, and he was not afraid to meet the issue. He was re-elected by a large majority, and the Bank question was the principal one on which the election turned. Jackson considered his re-election as a decision of the people against the Bank, and he was resolved to destroy it. He removed the deposits of the government from the Bank, and refused to renew the charter. The Bank was then changed to a state institution, and went on doing business as before.

den Tiſch, um das Schreiben zu beantworten: Er könne nicht begreifen, woher man im Ordinariate den Mut nähme, an einen unbeſcholtenen Menſchen eine Zumutung zu ſtellen, welche, wenn auch unausgeſprochen, die ungerechteſte Beleidigung in ſich ſchließe. Übrigens müſſe man ihm erſt die Beweiſe erbringen, daß irgendwer im Dorfe, den Lehrer vielleicht ausgenommen, über die an ihm gerügte Handlungsweiſe ſich wirklich in ſo „ehrabſchneideriſchen" Worten geäußert habe. Was aber nun den Wunſch des hohen Ordinariates anbelange, ſo verbiete ihm geradezu ſein Gewiſſen, demſelben Folge zu leiſten. Er würde den gegen ihn erhobenen Verläumdungen nur Nahrung und Gewicht geben, wenn er das junge Mädchen ſo plötzlich aus ſeinem Hauſe entferne, was übrigens auch auf die arme Waiſe ſelbſt einen ganz unverſchuldeten Makel werfen müßte. Das letztere würde er um ſo weniger verantworten können, als die Umſtände, welche das Mädchen in ſein Haus geführt, ihm unveräußerliche Pflichten gegen dasſelbe auferlegt hätten — wenigſtens gemäß der Anſchauungsweiſe eines chriſtlich denkenden Menſchen.

Briefe kamen und Briefe gingen. Während

man auf der einen Seite immer dringender und drohender bei der einmal aufgestellten Forderung beharrte, mäßigte Sepp in keiner Weise die Schroffheit seines Widerstandes — im Gegentheil, seine Erbitterung veranlaßte ihn bei der Beantwortung der empfangenen Zuschriften zu stilistischen Ausschreitungen, die seiner gerechten Sache nur von Schaden sein konnten.

Ein unbefangener Richter freilich hätte ihn auch dessentwegen entschuldigen dürfen, da das Schicksal gerade in diesen Tagen den Pfarrer in einer Weise heimsuchte, die ihm vollends den Rest seiner Ruhe rauben mußte. Innerhalb einer einzigen Woche begrub er seine alte Mutter und seinen geliebten Freund, „den guten Bräumeister", dessen Andenken er durch jene bekannte Grabrede verewigte.

Der Streit, den Sepp mit seiner geistlichen Behörde führte, konnte für die Dorfbewohner auf die Dauer kein Geheimnis bleiben. Und wenn auch die Mehrzahl der Leute sich auf Seite des Pfarrers stellte, so hatte doch der Schullehrer auch gegen ihn Partei zu bilden gewußt. Es war das auch wieder ein Umstand, welcher Sepps Erbitterung steigerte.

Veverl, die unſchuldige Urſache des ganzen Konfliktes, hatte bei all dem auch nicht die leichteſten Stunden. Still und mit verweinten Augen ging ſie im Hauſe umher, da es die alte Köchin hinter des Pfarrers Rücken nicht an Vorwürfen fehlen ließ, daß des Mädchens Eintritt in den Pfarrhof den Frieden und die ſorgenloſe Ruhe über die Schwelle gejagt hätte. Nur Sepps zufällige Dazwiſchenkunft hatte Veverl eines Tages von der Flucht zurückgehalten, mit der ſie ihrem Wohlthäter einen Dienſt zu erweiſen gedachte.

Sepp fühlte, wenn er in einer etwas ruhigeren Stunde mit ſich zu Rate ging, wohl das Unhaltbare ſeines Widerſtandes heraus. Da aber ſein ſtolzer, der eigenen Redlichkeit wohlbewußter Trotz immer wieder das Recht auf ſeine Seite ſtellte, ſo ward es für ihn zur Unmöglichkeit, einen Modus der Nachgiebigkeit und der Einlenkung zu finden.

Als er ſich in der Folge nun gar mit der Verſetzung nach einer Strafpfarre, eventuell mit der Suſpenſation bedroht ſah, erwiderte er dieſe Mittheilung durch ein Schreiben, deſſen Ton und Inhalt ſein Verbleiben als Untergebener jener

geiſtlichen Behörde freilich zur baren Unmöglichkeit machte.

Die Antwort, welche hierauf erfolgte, kündigte ihm in kurzen Worten für acht Tage ſpäter das Eintreffen des hochwürdigſten Herrn Biſchofs an.

In dieſe Friſt fiel ein Sonntag. Als Sepp die Predigt beendet und die ſich daran knüpfenden Gebete und Verkündigungen geſprochen hatte, wandte er ſich, da er ſchon die Kanzel verlaſſen wollte, mit folgenden Worten zu den Anweſenden:

„Noch was! Am Donnerstag kommt der Biſchof. Da könnt Ihr Kränze binden, Triumphbögen errichten und Vorreiter ausſchicken . . . und wohl auch mich verklagen. Denn dasmal gilt ſein Kommen nicht Eurem Seelenheil; er kommt nur als Taubenſtöſſel, als Schwalbenhabicht zu mir armen Pfarrer. Ich ſoll, wie Ihr wißt, das Beverl aus dem Haus geben. Aber eh ich mir eine ſolche Beleidigung anthun laß, geh ich ans Metropolitikum . . . und wenn das nichts hilft, ſo ſoll Rom entſcheiden.“

Das Schickſal ſollte ihm die Notwendigkeit dieſer Berufung erſparen.

Es war ſpät in der Nacht vom Mittwoch auf

Donnerstag. In der Stube des Pfarrhofes brannte noch die Lampe, und ruhelos wanderte Sepp mit langen Schritten zwischen Thür und Fenstern hin und her.

Plötzlich klang es auf der Straße mit kreischendem Rufe: „Feuerjo! Feuerjo!“

Sepp sprang in den Flur und riß die Hausthür auf. „Wo brennt's?“ rief er die vorübereilenden Leute an.

„Beim Kramer drunt!“

Da nahm er sich nicht mehr Zeit, seine Pantoffeln gegen Schuhe zu vertauschen; wie er stand, barhäuptig und in Hemdärmeln, eilte er all den andern voraus der Brandstätte zu.

Das ganze Sparrenwerk des Daches stand schon in hellen Flammen; während die Bewohner des Hauses in thatlosem Jammer inmitten der Straße standen, drängten Männer und Burschen durch die Thüre aus und ein, um die Krämerwaren und die Einrichtung der ebenerdigen Zimmer zu bergen. Da Sepp gewahrte, wie langsam das von statten ging, schlug er an den Giebelfenstern die Scheiben ein und riß mit einer durch die Notlage gesteigerten Kraft die Kreuzstöcke aus den

Abschnitte, wie sie jeder Mann seiner Lebenslinie Thomas zu Herzen.

Wer Thomas Lieder Marie?

Schaffen, was
Gott ihm gab
Mann zu sein,
Ihm Ehre
machen, Ehre
bringen, und
Gott ihn
ehren, das
waren Marias
Worte. Und
Thomas lebte
Marias Worte,
und Gott ehrte
Thomas.

Thomas Lieder hatte sich gefreut, es war ihm ein Glück und Sonntag gewesen — und dann kam der Montag, und Thomas Lieder stand in Arbeit, und seine Lebenslinie Wolfgang Hart Grisebachstraße (Lauf 10) Wolfgang

Fig. 10.—Diagram showing the relation between the size of the body and the size of the brain in various animals. The dotted line represents the relation between the size of the body and the size of the brain in man. The brain of the elephant is larger than that of man, but the body is much larger. The brain of the mouse is smaller than that of man, but the body is much smaller. The brain of the dog is smaller than that of man, but the body is smaller. The brain of the horse is smaller than that of man, but the body is smaller. The brain of the ox is smaller than that of man, but the body is smaller. The brain of the sheep is smaller than that of man, but the body is smaller. The brain of the pig is smaller than that of man, but the body is smaller. The brain of the cat is smaller than that of man, but the body is smaller. The brain of the rabbit is smaller than that of man, but the body is smaller. The brain of the rat is smaller than that of man, but the body is smaller. The brain of the bird is smaller than that of man, but the body is smaller. The brain of the fish is smaller than that of man, but the body is smaller. The brain of the reptile is smaller than that of man, but the body is smaller. The brain of the amphibian is smaller than that of man, but the body is smaller. The brain of the insect is smaller than that of man, but the body is smaller. The brain of the worm is smaller than that of man, but the body is smaller. The brain of the mollusk is smaller than that of man, but the body is smaller. The brain of the crustacean is smaller than that of man, but the body is smaller. The brain of the arachnid is smaller than that of man, but the body is smaller. The brain of the myriapod is smaller than that of man, but the body is smaller. The brain of the annelid is smaller than that of man, but the body is smaller. The brain of the echinoderm is smaller than that of man, but the body is smaller. The brain of the coelenterate is smaller than that of man, but the body is smaller. The brain of the protozoan is smaller than that of man, but the body is smaller.

Die Hauserin.

(1882.)

Fig. 1. Lateral Wheelchair Conveyance Device

Referring to Figure 1, the device 10 includes a base 12 having a pair of spaced apart rails 14 and 16 and a pair of spaced apart wheels 18 and 20 mounted on the rails 14 and 16 respectively. The wheels 18 and 20 are mounted on the rails 14 and 16 in such a manner that they are free to move laterally along the rails 14 and 16.

Ohren langhaarige Pelzmützen gezogen, und deren Hälſe mit dicken, rotwollenen Schlipſen vielfach umwunden waren, hielten mitten im tiefen Schnee der Straße ihren Bockſchlitten an und guckten neugierig nach der offenen Thüre.

Die Stimme im Hausflur klang immer lauter und zorniger, nun ſchien ſie ſich der Thüre zu nähern, und die Worte wurden verſtändlich: „So was! Das wär ja doch aus der Weis! Und wenn du meinſt, mein Haus wär eine Herberg für ſo eine Bagaſch, da haſt mit dem Falſchen g'rechnet! Und damit wir der G'ſchicht gleich ein End machen . . . marſch da!“

Polternde Tritte wurden hörbar, man vernahm einen kreiſchenden Schrei, und über die Thürſchwelle ſtolperte ein altes Weib, fuchtelte einen Augenblick mit den Armen durch die Luft und plumpſte der Länge nach zur Erde, im Fall noch ein paar Schritte weiter rutſchend, ſo daß ſich Geſicht und Hände tief eingruben in den Schnee und die Röcke emporflogen bis über die blaubeſtrumpften Kniekehlen.

Während die Thüre zugeſchlagen wurde und drinnen der Riegel klirrte, verſchwanden die beiden

Geſellen mit lautem Lachen in der Werkſtätte, und die zwei Buben mit den Pelzmützen rannten die Straße dahin, daß ihre Schlipsenden flatterten und der Bockſchlitten fußhohe Sprünge machte. Drüben aber auf der Brücke, hundert Schritte vom Hauſe des Wagners, hielten ſie an, wandten ſich zu der ſo jählings und koſtenfrei über die Schwelle beförderten Alten zurück, und während ſie lange Naſen machten, ſchrieen ſie ein um das anderemal:

„Ätſch! Ätſch! Auſſig'ſchmiſſen! Auſſig'ſchmiſſen!“

Mühſam und unter Verwünſchungen erhob ſich die Alte, drohte mit erhobener Fauſt den beiden Buben nach, und während ſie den Schnee vom Geſicht und aus den Haaren wiſchte und ihn vom Rock ſchüttelte, ſtreifte ein ſcheuer Blick die Fenſter und Thüren der Nachbarhäuſer; außer den zwei Buben und den beiden Geſellen, deren lachende Geſichter ihr aus einem der Werkſtattfenſter entgegenſchauten, ſchien jedoch niemand ihre ebenſo kurze als unliebſame Luftreiſe beobachtet zu haben.

So humpelte ſie nun auf die Hausthür zu und faßte die Klinke; als ſie merkte, daß drinnen

Der Wagen verschwindet nun, wenigstens für einige Zeit, dem Auge des Beschauers, gelangt jedoch, wie man aus dem Folgenden sieht, in die Gegend des Hügels, auf den die Figuren zulaufen. Auf der Wagenseite sieht man eine Frau, die ihr Kind an sich drückt, und einen Mann, der mit seiner Axt Holz für die Feuerstätte hackt, dann auf der Deichsel Wagen Holz in einem zu, welchem sich ein Mann, der sich auf die Deichsel stützt, mit einem Feuerstein zu schaffen hat. Ein Weib, das sich vorwärts neigt, hat einen Kessel auf dem Kopfe, und ein Knabe, dessen Kleider und Gesichtsbildung Europäischen Ursprung verrathen, hält sich an ihrem Gewande fest.

In Sorge ſtreifte ſein Blick immer wieder die neben dem Ofen poſtierte mächtige Wiege, in welcher ſein pausbäckiges Knäblein lag, das, den Schnuller im Munde, mit großen Augen aufſchaute zur weißgetünchten Stubendecke. Ab und zu blieb der Wagner, oder wie man im Dorfe ſagt, der Wanger, wohl auch kurze Zeit vor dem Tiſche ſtehen und durchſtöberte den kunterbunten Wuſt der darauf-liegenden Röcke, Mieder, Strümpfe und Halstücher.

All dieſe Dinge hatten einſtmals der Wangerin gehört, die nach kurzer und nicht gerade ſehr glücklicher Ehe eines raſchen, unerwarteten Todes verſtorben war — und die Alte da draußen vor dem Fenſter, die der Wanger nach dem Tode ſeines Weibes als Hauſerin und Kindsfrau hauptſächlich in Rückſicht auf die Verwandtſchaft zu ſich genommen, hatte jene wenig ſorgſam verwahrten Erbſtücke in unbelauſchten Stunden bereits ſo gut und ſicher in ihrer Truhe geborgen gehabt, daß ſie es eigentlich als ein ſchreiendes Unrecht empfand, als der Wanger, der ſie vor einer halben Stunde bei einer neuen Vermehrung ihrer ſchön angewachſenen Sammlung ertappte, ihre Truhe kurzweg umſtülpte und aus dem Inhalt derſelben unter

einem für die Alte nichts weniger als ſchmeichelhaften Kommentar das einſtige Eigentum ſeines Weibes wieder ausſonderte — ein Vorgang, der in der bereits bekannten, koſtenfreien Beförderung über die Hausthürſchwelle einen dramatiſchen Abſchluß fand.

Eine Zeit lang hatte die Alte, ohne ſich zu regen, durch das Fenſter geblickt; nun aber begann es ſie zu frieren — ſtand ſie ja doch mit den Strümpfen im naßkalten Schnee, da ſie im Eifer des Widerſtandes, den ſie der kräftigen Fauſt des Wangers entgegengeſetzt, drinnen im Hausflur ihre beiden Pantoffel verloren hatte.

So erhob ſie ihre Hand und klopfte ſchüchtern mit den Knöcheln an die Scheiben. Drinnen in der Stube aber blieb alles ſtill.

Wieder klopfte ſie, und als ſie dabei merkte, daß der kleine, viereckige Fenſterflügel um ein Weniges nachgab, drückte ſie ihn vollends auf, faßte mit beiden Händen die eiſernen Stäbe und ſchob ihren grauen Kopf durch die Lucke des Gitters.

„Wanger, ſeids doch g'ſcheid!“ ſprach ſie mit weinerlicher Stimme in die Stube. „Gehts weiter und machts die Thür wieder auf!“

Jörg aber, der an der andern Wand in einer Fenſterniſche lehnte und auf den Hofraum ſeines Nachbars hinausblickte, ſchenkte ihren Worten nicht das geringſte Gehör.

Immer weiter und eindringlicher ſprach die Alte in die Stube, pochte dabei auf ihre Verwandtſchaft, auf ihre Sorge für das Kind, machte geltend, daß es für den Wanger eine recht geſalzene Doktor- und Apothekerrechnung abſetzen könnte, wenn ſie ſich daherauſſen im Schnee erfrorene Füße oder ſonſt eine Krankheit holen würde, und ſprach noch von einem Dutzend anderer Dinge, die ihn bewegen ſollten, ihr die Thüre wieder zu öffnen. Aber keine Bitte und keine Mahnung wollte fruchten.

Da wurde die Alte, die ſchon vor Kälte zitterte und bald den einen, bald den anderen Fuß unter die Röcke emporzog, allen Ernſtes ärgerlich, und mit kreiſchender Stimme ſchrie ſie in die Stube: „So! Wann's ſchon ſo ſein ſoll, daß wir auseinander kommen, ſo laßts mich wenigſtens mein' Kufer holen, und zahlts mir mein' ſchuldigen Lohn aus! Nachher ſind wir fertig, wir zwei!"

„Ah ja!" erwiderte der Wanger, während er

langſam der Stubenthüre zuſchritt. „Das kann g'ſchehen!“ Gleich darauf klirrte der Riegel, und die Hausthür öffnete ſich.

Die Alte trat in den Flur, und während ſie ihre Pantoffeln ſuchte, ließ ſie, wohl um das harte Herz ihres Vetters zu rühren, die Zähne klappern und ſchüttelte ſich dazu ein paarmal wie eine Ente, die aus dem kalten Waſſer ſteigt.

Jörg lächelte; als aber die Alte, die wohl aus dieſem Lächeln neue Hoffnung ſchöpfte, ihm demütig bittend in die Augen ſah, wies er nur mit der Hand nach der Holztreppe, die zu den Schlafſtuben des Knechtes und der Geſellen, ſowie zu dem Stübchen emporführte, das die Alte bewohnt hatte. Dieſe wollte jedoch die deutliche Aufforderung nicht verſtehen, und während ſie den einen Halstuchzipfel zwiſchen den Fingern drehte, fing ſie ſanft und ſchüchtern an zu reden:

„Schauts Vetter, es is ja doch wohl net recht . . .“

„Sei ſtad, Zenz; zwiſchen uns zwei is alles ausg'redt!“ unterbrach der Wanger mit heftigem Wort ihre Anſprache. „Und jetzt mach, daß nauf kommſt, und räum deine ſieben Zwetſchgen z'ſamm!“

Schriften und mit einer Schrift, welche nicht durch ihre Form an sich klar, lesbar und leicht verständlich ist, kann man nicht viel machen. Man hat keine Freude an Schriften, die Mühe erfordern, Mühe beim Lesen, Mühe beim Verstehen.

Wie ist es z. B. mit der Schrift, welche in Deutschland fast ausschließlich gebraucht wird, mit der sogenannten deutschen Schrift? Sie ist schön, das will ich nicht leugnen, aber sie ist nicht lesbar.

Ich habe mich mit Leuten unterhalten, die behaupten, daß sie diese Schrift leichter lesen als die lateinische. Ich habe ihnen dann Bücher in deutscher Schrift gegeben, und sie haben sie nicht lesen können. Sie haben sich dann ausgeredet, daß sie diese Schrift nicht gewohnt seien, daß sie sie nicht lesen könnten, weil sie sie nicht gelernt hätten. Ich habe ihnen darauf geantwortet, daß sie sie ja lernen könnten, daß sie ja Zeit dazu hätten, daß sie ja Lust dazu hätten, daß sie ja Geld dazu hätten, daß sie ja Lehrer dazu hätten, daß sie ja Bücher dazu hätten, daß sie ja Schulen dazu hätten, daß sie ja Examina dazu hätten, daß sie ja Diplome dazu hätten, daß sie ja Ehrenbezeigungen dazu hätten, daß sie ja Ehrenbezeigungen dazu hätten, daß sie ja Ehrenbezeigungen

„G'wiß wahr, Vetter, Ihr thuts ein Unrecht an mir, an Eurer nächſten Verwandten. Was wär jetzt da dran g'legen ... an dem bißl G'wand von Eurem Weib ſelig ... Ihr ſelber könnts es ja doch net anziehn! Und eh die Sachen im Kaſten vergraun und vergrabeln, is doch beſſer, ich hab's zu mir g'nommen. Nachher müßts wohl auch bedenken, daß ich eine arme, verlaſſene Wittib ..."

„Jetzt ſo mußt mir net daherreden!" wurde ſie von Jörg unterbrochen. „Ich hab aus Verwandtſchaft eh ſchon mehr 'than, als nötig war und als du brauchſt. Dein Madl is im Dienſt, dein Bub hat ſein redlichs Auskommen als Schreinerg'ſell, und du ſelber haſt 's Geld von dei'm verkauften Häusl am Zins liegen. Da is alſo net ſo weit her mit der verlaſſenen Armut!"

„Aber ſchauts, Vetter ..."

„Da giebt's gar nix zum ſchauen, da giebt's jetzt bloß zum einpacken! Im übrigen mußt fein net glauben, daß mir's um ſo ein G'wandſtückl z'thun g'weſen wär. Wann bloß ein Wörtl zu mir g'ſagt hättſt, ich ſoll dir das ein' und andere ſchenken, ſo wär ich g'wiß net drauf ang'ſtanden. Aber daß man ei'm grad 's Sach aus die Kaſten

ſo forttragt, das geht ja doch net an. Freilich, ich weiß, du biſt von eh ſchon ſo g'weſen . . ."

„Ah na!"

„Ah ja! Und was einmal ein Dacherl*) war, das wird auch in der Älten kein Stieglitz mehr. Und ich kann kein' Menſchen im Haus haben, vor dem man nix liegen und ſtehn laſſen darf und vor dem man Kiſten und Kaſten verſperren muß. Drum ſei z'frieden, daß ich die G'ſchicht auf unſern gleichen Namen ſo hingehn laß, denn . . . wenn man's richtig bei der Naſen nimmt, ſo haſt halt dengerſt g'ſtohlen!" Dabei warf Jörg mit dem Fuß den Deckel der fertig gepackten Truhe zu, trat aus der Thür und rief über die Treppe hinunter: „Veit! Waſtl!"

Ein paar Augenblicke ſpäter ſtanden die beiden Geſellen vor dem jungen Meiſter. „Da, packts der Zenz ihren Kufer auf," gebot ihnen Jörg, „und tragts ihn nunter in d'Werkſtatt. Und wann der Knecht vom Holz heim kommt, ſo ſoll er ihn auf den Schubkarren ſtellen und ſoll ihn hinführen, wo ihn die Zenz haben will. Machts weiter!"

*) Dohle.

Als Gesandte Schickte, wer seine Macht, sein Ansehen, sein Vermögen und Wohlwollen weithin, seine Freundschaft und Bundesgenossenschaft weit und hoch in Ehren hielt. Gesandte waren Diener, aber sie hatten in der Regel hohes

Ansehen, und Gesandte zu beleidigen, war ein Frevel, der Rache nach sich zog. Gesandte waren Diener, aber sie hatten in der Regel hohes Ansehen, und Gesandte zu beleidigen, war ein Frevel, der Rache nach sich zog. Gesandte waren Diener, aber sie hatten in der Regel hohes Ansehen, und Gesandte zu beleidigen, war ein Frevel, der Rache nach sich zog. Gesandte waren Diener, aber sie hatten in der Regel hohes Ansehen, und Gesandte zu beleidigen, war ein Frevel, der Rache nach sich zog.

Als Gesandte Schickte, wer seine Macht, sein Ansehen, sein Vermögen und Wohlwollen weithin, seine Freundschaft und Bundesgenossenschaft weit und hoch in Ehren hielt. Gesandte waren Diener, aber sie hatten in der Regel hohes Ansehen, und Gesandte zu beleidigen, war ein Frevel, der Rache nach sich zog. Gesandte waren Diener, aber sie hatten in der Regel hohes Ansehen, und Gesandte zu beleidigen, war ein Frevel, der Rache nach sich zog. Gesandte waren Diener, aber sie hatten in der Regel hohes Ansehen, und Gesandte zu beleidigen, war ein Frevel, der Rache nach sich zog.

wahrte das Päckchen ſorgſam hinter ihrem Mieder. Dann ſchritt ſie auf den Wanger zu, der an das Fenſter getreten war, und ſprach ihn mit ſpitzer Stimme an:

„Vetter! Überlegts es Euch nochmal, eh daß mich gehen laßts! Denkts grad an Euer Kind, an das arme Würmerl, das kein' Menſchen hat, wann ich mich net drum annimm. Überlegts es wohl, denn wann ich einmal draußen bin bei der Thür, komm ich nimmer z'ruck!" Dabei erhob ſie drohend den Finger. „G'wiß net!"

„Wär mir höchſtens z'wider, wann wieder kämſt!" brummte Jörg, ohne ſich vom Fenſter abzuwenden.

„So! Is gut! Is ſchon gut!" ſtieß die Alte hervor und ſchritt ohne Gruß und Abſchied der Thüre zu, die ſie zornig hinter ſich ins Schloß warf.

Der polternde Schlag ſchien das Kind erſchreckt zu haben, denn es begann leiſe zu weinen. Beſorgt eilte Jörg auf die Wiege zu, ſuchte unter ſchmeichelnden Worten den Schnuller hervor, der den kleinen Lippen entfallen war, tauchte ihn in ein Schälchen mit Zuckerwaſſer, das neben der Wiege auf der Ofenbank ſtand, und ſchob ihn

wieder in das winzige Mäulchen, das begierig darnach ſchnappte.

Obwohl das Kind nun beruhigt war, blieb Jörg an der Wiege ſitzen, die er in ſchwachem Schaukeln erhielt; die Wange auf die Hand geſtützt, hing er ſeinen Gedanken nach.

Das braune, von einem kurzen, dunklen, dichtgekräuſelten Backenbart umrahmte Geſicht des Meiſters war noch jugendlich anzuſehen — hatte Jörg doch kaum das dreißigſte Lebensjahr überſchritten; aber ein tiefer männlicher Ernſt lag in den ſtillen, großen Augen — war es doch ſchwere, unermüdliche Arbeit geweſen, die ihn frühzeitig gereift hatte.

Wenige Wochen nach Jörgs achtzehntem Geburtstage war ſein Vater einer kurzen Krankheit erlegen und hatte dem einzigen Sohn ein ſtattliches Haus und ein rentables Geſchäft hinterlaſſen. Nachdem der erſte, tiefe Schmerz überwunden war, hatte Jörg ſich mit energiſchem Eifer und einer Raſtloſigkeit, wie man ſie von dem jungen Burſchen kaum erwartet hätte, in ſein Geſchäft hineingearbeitet. Und ſolch eine Thätigkeit war wirklich von nöten geweſen, denn kurz nach dem Tode von Jörgs Vater hatte ein früherer

Geſelle desſelben im Dorf eine zweite Wagnerei errichtet, welcher anfangs auch wirklich viele Kunden zuliefen; doch war noch kein Jahr vergangen, als dieſelben alle wieder zu Jörg zurückkehrten, der beſſer und billiger arbeitete — und nicht lange währte es, ſo mußte jener Konkurrent ſeine Werkſtätte wieder ſchließen. Von früh bis in die Nacht hatte Jörg mit ſeinen zwei Geſellen nun zu thun, um allen Anforderungen an ſein Geſchäft Genüge zu leiſten — und ſo verging ihm Jahr um Jahr in angeſtrengter Thätigkeit. Dabei hatte er auch niemals recht Zeit und Luſt gefunden, ſich den geſelligen Freuden ſeiner Altersgenoſſen anzuſchließen; des Abends nach der Arbeit ſaß er mit ſeinem Mutterl zuſammen, rechnend oder plaudernd, und am Sonntag machte ihm ein Spaziergang in Feld und Wald größeres Vergnügen, als der Spektakel in der dunſtigen, dichtgefüllten Wirtsſtube — ja, nicht einmal zu einer richtigen Liebſchaft hatte er es bringen können, obgleich manch ein Mädchen im Dorf umherging, mit dem Bilde des ſchmucken, fleißigen Burſchen im Herzen.

Deshalb hatten aber die Umſtände den jungen Meiſter durchaus nicht zu einem menſchenſcheuen,

inſichgekehrten Charakter verbildet; im Gegentheil, Jörg war eine offene, zum Frohſinn neigende Natur; bei jedem ehrlichen Scherz, in den der Zufall ihn verwickelte, that er gerne und lachend mit, während ihn anderſeits der Mangel an beſchäftigungsloſer Zeit die laute Freude weder ſuchen noch entbehren ließ. Dabei hatte er ſich durch all die Jahre der Arbeit das weiche, gutmütige Herz des Knaben erhalten, das auch reichlich Platz hatte für fremde Leiden und Sorgen; und doch konnte er wieder ſtarr und hart ſein, wo ſein ſtrenges Rechtlichkeitsgefühl die Milde ein Übel nannte. Mit einem Worte, Jörg war ein ganzer, fertiger Mann, und man ſah ihm das auch an, wenn er ſo vor einem ſtand, ſtark und hoch gewachſen, mit den kräftigen Armen und den breiten Schultern, mit den ernſten Augen und der hohen Stirne.

Und daß der junge Meiſter ſolch ein Mann geworden, da hatte zu guterletzt nicht wenig die mannigfache Kümmernis beigetragen, welche die kurze Zeit ſeiner Ehe über ihn gebracht.

Jörg war ſechsundzwanzig Jahre alt geworden, als ſeine Mutter zu kränkeln begann,

wovon zur Hälfte ihr Alter, zur Hälfte die Nachwehen der ſchweren Arbeit früherer Jahre die Urſache bildeten. Und als es dann immer ſchlimmer mit ihr wurde, da war dieſe Frau zu klug, um nicht ruhig einzuſehen, daß ihr Verbleiben auf der Erde nur mehr nach Monaten zählte. So wenig aber dieſe Erkenntnis ſie betrübte, ſo ſehr war ihr Herz mit Sorge um ihren Sohn erfüllt, den ſie gerne vor ihrem Verſcheiden geborgen in der Liebe eines braven, treuen Weibes geſehen hätte.

Als ſie das erſtemal davon zu Jörg geſprochen, hatte ihr dieſer mit fröhlichem Troſt ihre Sorge auszureden geſucht, da ja wohl ſie ſelbſt nach baldiger Beſſerung und durch Gottes Hilfe noch lange Jahre mit dem Wohl ihres Sohnes ſich befaſſen würde — wollte Jörg doch wirklich nie und nimmer daran glauben, daß es um ſeine Mutter gar ſo bedenklich ſtünde.

Als ſie aber immer wieder, erſt von Woche zu Woche, dann Tag für Tag ihn um die Erfüllung ihres Lieblingswunſches anging, ſagte er ſchließlich Ja — und lediglich ſeiner Mutter zu liebe geſchah es, wenn Jörg nun eine ſchnelle,

dem erſten Anſcheine nach gute, wie aber die Folge lehrte, recht mißlungene Wahl traf.

Da war im Dorfe bei einem reichen Bauern ein junges Mädchen im Dienſt, Franzi mit Namen, ein Geſchwiſterkind der alten Zenz, deren Mann das frühverwaiſte Geſchöpf aus ihrer Heimat ins Dorf gebracht und ſo halb und halb an Kindesſtatt angenommen hatte. Man wußte allerwege, daß Franzi ſtill und fleißig ihre Arbeit that und ſich niemals mit einem Burſchen eingelaſſen hatte, trotzdem ſie vielfach umworben war. Freilich meinten ſo manche, daß man für dieſe kühle Sprödigkeit die Urſache weniger in Franzis ehrbarem Weſen, als in einem höchſt ungerechtfertigten Stolz zu ſuchen hätte.

Auf dieſes Mädchen war des jungen Meiſters Wahl gefallen. Weshalb — das wußte er ſpäterhin eigentlich ſelbſt nicht zu ſagen; hatte er doch Franzi zeit ſeines Lebens kaum ein halb dutzendmal geſprochen — möglich, daß ihn im erſten Augenblick auch die äußere Erſcheinung des Mädchens beſtach, denn Franzi war ſchmuck gewachſen, und wohlgeformt war ihr Geſicht, das man ſogar ſchön hätte nennen müſſen, wenn die Augen nicht

Kranen over alle Kontinenten gevoerde schepen. Elken Morgen kwamen daer zoo veele Vaten binnen, ... als Mannen Mogen, alleen Mannen.

Maer, zoo als ik reeds zeide, het verbaesde, beviel, ontstelde my niet. Ik was gekomen om te leeren, en ik leerde. Ik zag, ik hoorde, ik dacht, ik overdacht, ik dacht zelfs dikwils gedurende weerkeeren, waerdoor het my gebeurde, dat ik, in myne eenzaemheid, het my beter bedacht, dan ik my overdacht hadde. Een van dezen Reizen bestond in

Ik zag, ik hoorde, ik dacht, ik zag, ik zag, ik hoorde, ik dacht, ik zag, ik hoorde, ik dacht, ik zag, ik hoorde, ik dacht

jeglichen Gefühlsaufwand hinnahm, als etwas ſelbſtverſtändlich ihr Gebührendes, ſo äußerte er doch ſein Befremden niemals — und ein paar Wochen verfloſſen, wenn nicht in Glück, ſo doch in Ruhe.

Den erſten Streit ſetzte es, als Franzi eines Tages Jörgs Mutter, die ihr einen auf die Wirtſchaft bezüglichen guten Rat mit den liebevollſten Worten ertheilt hatte, in der gröblichſten Weiſe abfertigte und zur Stube hinausſchickte. Jörg verwies ihr das in ruhigem, aber ernſtem Ton, und die Folge war, daß Franzi die Gekränkte ſpielte. Als ihr Jörg nach ein paar Tagen der Verſtimmung dem guten Frieden zu liebe mit freundlichen Worten wieder zuredete, traktierte ſie ihn mit Ungezogenheiten. Dabei ſetzte ſie von Tag zu Tag immer mehr die Obliegenheiten des Hausweſens ihren Launen hintan, und bald ſuchte ſie ihre ganze Arbeit im Befehlen und Schelten, während der Putz ihre einzige wirkliche Sorge war. Ihr Hochmut brachte ſie mit allen Nachbarsfrauen in Streit und Zwiſt, bis ſchließlich die alte Zenz, welche von früh bis Nacht im Wagnerhauſe ſaß und die junge Frau mit Schmeicheleien überſchüttete, Franzis einzige Freundin blieb.

So geſtaltete ſich das Verhältnis der jungen Eheleute immer unerträglicher, und wenn ſich Franzi in ihrer Gefühlloſigkeit auch leicht darüber hinwegſetzte, ging doch ihrem Mann dieſes Leben hart an das Herz. Am bitterſten litt darunter Jörgs Mutter, die das, was ſie für das Glück und Wohl ihres Sohnes gehalten, in ſein ſchlimmſtes Unheil ausarten ſah.

Und doch — als Franzi nach halbjähriger Ehe infolge eines Streites mit einer Dienſtmagd, in allzufrüher Geburt ein totes Kind zur Welt gebracht hatte und daraufhin lange Wochen darniederlag, machte Jörg noch einmal den Verſuch, durch Güte und liebevolle Pflege das Herz ſeines Weibes zu erwärmen und für ſich zu gewinnen — umſonſt. Denn kaum, daß Franzi wieder recht auf den Füßen war, fing das alte Leidweſen von neuem und nur noch ſchlimmer an. Als dann eines Tages Jörgs Mutter den Kränkungen, die ſie von dem jungen Weibe erdulden mußte, den nagenden Sorgen um das Wohl ihres Sohnes und ihrer Altersſchwäche erlag, und Franzi am Tage ihres Begräbniſſes ihrem trauernden Manne gegenüber mit unverblümten Worten ihre

Befriedigung äußerte, endlich einmal von der ihr ſo läſtigen Mitbewohnerin des Hauſes erlöſt zu ſein, da erſtarb in Jörg auch der letzte Reſt von Zuneigung zu ſeinem Weibe.

Von nun an ließ er Franzi thun und treiben nach ihrem Belieben, ſah höchſtens darauf, daß ihre Putzſucht und ihr ſonſtiger Geldverbrauch die Verhältniſſe ſeines Verdienſtes nicht überſchritt, und ſtill und ſelten lächelnd lebte er in ſeiner Arbeit dahin.

Erſt, als ſein Weib nach Ablauf eines zweiten Jahres einen geſunden und blühenden Knaben gebar, wachte auch Jörg wieder auf aus ſeiner Schwermut und wandte in zärtlicher Liebe ſein ganzes, reiches Herz dieſem Kinde zu. Und als dann Franzi, die nach der glücklichen Geburt in launenhaftem Eigenſinn jegliche Schonung ihres geſchwächten Körpers außer acht ließ, in eine ſchwere Krankheit verfiel, von welcher ſie nicht wieder aufſtand, da that es ihm dennoch bitter leid um ihr junges Leben, und er betrauerte ſie ehrlicher, als ſie es um ihn verdient hatte. —

All dieſen vergangenen Dingen ſann Jörg in ſtillem Brüten nach, während er an der Seite

Thron Gottes sah, bat man ihn um Gerechtigkeit. Und Gerechtigkeit ward ihm, und er ward ein Heiliger.

Wieder einer zu viel. Jetzt ist Peter mit Paul und Jakob bis auf vier gleichen, drei an Gestalt. Diese vier sind Ignatius, Franz Xaver, Aloysius und Stanislaus.

Ignatius von Loyola.

Ad. Bilder. Bilder des Heiligenbildes, gewissermaßen die Ehe, in der beiden der Glaube gelingen soll. Ein Bild ist ein Ding, das an ein anderes Ding erinnert.

Ad. Bildung. Bildung ist, was übrig bleibt, wenn man alles vergessen hat.

Ad. Bildung. Bildung ist, was übrig bleibt, wenn man alles vergessen hat.

mittagſtunde an. Das war die Stunde der „Brodzeit“. Nun mußte Jörg für heute wohl ſelbſt zuſehen, daß die Geſellen ihr Bier und ſpäterhin ihr warmes Abendeſſen bekamen.

Er vertauſchte den leichten Hausrock gegen eine dicke Joppe, ſtülpte den weichen breitkrempigen Filzhut auf das dichte Haar, entnahm der Tiſchlade einen bereits angeſchnittenen Laib Brod ſowie ein gefülltes Salzfaß und verließ nach einem letzten Blick auf das ſchlummernde Kind mit leiſen Tritten die Stube.

In der Werkſtätte, in welcher noch die Truhe der verabſchiedeten Alten ſtand, übergab er Salz und Brod dem älteren Geſellen.

„Du Veit,“ ſprach er ihn an, „ich geh jetzt nüber ins Wirtshaus und laß euch nachher 's Bier rüberſchicken. Und bis um ſiebne will ich euer Eſſen richten laſſen, da könnts nachher nübergehn, wenn Feierabend is. Und gelt, ſchau mir diemal nach dem Kind, und wann's aufwacht und grantig wird, bleibſt halt ein bißl dabei ſitzen.“

Als Jörg fünf Minuten ſpäter die Wirtsſtube betrat, fand er, dem Werktag angemeſſen, nur wenig Gäſte vor. Der Thüre gegenüber, im

„Herrenwinkel“, ſah er den Wirt bei einigen reichen Dorffaulenzern ſitzen, die ſich die Zeit mit „Zwicken“ vertrieben, einem Kartenſpiel, das wie der Volksmund ſagt, „gleich nach dem Stehlen kommt.“

Das war keine Geſellſchaft, wie Jörg ſie liebte, und ſo ſchritt er einem Tiſche zu, an welchem ein vereinſamter Gaſt ſaß, ein alter, aber noch kräftig ausſehender Mann, der ſich durch das Emblem ſeiner blauen Mütze und durch die umgehängte Ledertaſche als Briefbote des Dorfes kennzeichnete, und der dem jungen Meiſter auch gleich bei ſeinem Eintritt mit freundlichem Gruß den Krug zum Willkommstrunke geboten hatte.

„Vergelt's Gott!“ dankte Jörg, als er nach einem kräftigen Zuge den Krug auf den Tiſch ſtellte. „Und jetzt ſag mir, Uerle*), wie geht's denn allweil bei dir?“

„Bei mir geht's allweil auf zwei Füß, und das acht Stund alle Tag,“ erwiderte der Alte, während er Jörg freundlich anlachte, der ſich am Tiſche niedergelaſſen hatte. „Drum hab ich halt jetzt mein' Plag bei dem naſſen, rutſchigen Schnee. Hab die Viertelſtund bis zu mei'm Häusl naus

*) Ulrich.

nimmer dermacht ohne Stärkung.“ Dabei griff er nach ſeinem Kruge.

„Da kannſt allweil noch z'frieden ſein! Der Schnee, der jetzt ſchon liegt, wird dich net lang plagen.“

„Meinſt?“

„Ja! Der Oktoberſchnee hat kein' Dauer net . . . und gar, wenn vom Berg die Wänd und Bäum ſo ſchwarz runterſchaun wie heut. Lang wird's nimmer anſtehn, daß er verregnet wird oder verthaut . . . kann ſein, ſchon morgen.“

Die Kellnerin, welche Jörg im Hausflur getroffen hatte, brachte ihm das Bier. Er erſuchte ſie, ſeinen Geſellen zwei Maß hinüberzuſchicken, und gab ihr auch gleich Auftrag wegen des Abendbrodes, das ſie für die beiden bis ſieben Uhr ſollte richten laſſen.

„Seit wann ſchickſt denn du deine Geſellen zum Eſſen ins Wirtshaus?“ fragte Uerle, als das Mädchen ſich entfernt hatte.

„Seit heut.“

„Ja, und warum denn?“

„Weil mein' Hauſerin ausg'ſtanden is.“

„Was! Die Zenz is ausg'ſtanden? Dein Basl? Aber ſag nur grad, weswegen?“

Jörg zuckte die Achſeln. „Was weiß ich! Sie is halt ein alts Leut, und da wird ihr wohl d'Arbeit z'viel worden ſein!“

Forſchend blickte der Alte in Jörgs Geſicht. „Oder haſt am End z'viel von ihr verlangt? Vor ein paar Tag hab ich ſ' 'troffen, und da hat ſ' wenig Guts von dir zum erzählen g'wußt.“

„Was net ſagſt!“ lächelte Jörg.

„Aber weißt,“ ſprach Uerle eifrig weiter, „ich hab ihr kein Sterbenswörtl net 'glaubt. Denn das is ja doch ein' alte Sach, daß von zwei ſtrittige Leut allweil das im Unrecht is, wo aufs andere ſchimpft.“

„Von mir aus könnt die Alte ſchimpfen, ſo lang ſ' wollt!“ ſeufzte Jörg. „Ich ſitz halt jetzt da mit mei'm Kind und wär froh, wann ich nur ſchon wieder ein' andere, verläſſige Hauſerin hätt.“

„Kreuzſaxen!“ ſchrie der Alte und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß ſogar die in ihr Spiel vertieften Zwickbrüder drüben im Herrenwinkel von ihren Karten aufſchauten. „Kreuzſaxen! Ich mein', da kommt mir in der Welt auch einmal was g'legen! Weißt, mein Deandl, d' Broni ... ſie is um drei vier Jahr jünger als du ...“

„Weiß ſchon," unterbrach ihn Jörg, „ſie is ja mit mir noch in die Feiertagsſchul und in die Chriſtenlehr 'gangen!"

„No alſo! Und weißt, ſie is jetzt die Zeit her beim Einödbauern am Dings droben im Dienſt g'weſen, ſo zwei Jahr lang . . . ja, grad ein paar Wochen nach deiner Hochzeit hat ſie ſich ein'dingt . . . und was ſagſt, geſtern auf d'Nacht kommt ſ' mir auf einmal daher, is droben auf und davon 'gangen, weil ihr der Bauernſohn kein' Ruh mehr g'laſſen hat. Schau, Jörgl, mein' Broni is ein bravs Madl, arbeiten thut ſ' dir grad wie ein Roß, und zu die Kinder hat ſ' eine damiſche Freud. Wie wär's jetzt, wenn du mein' Broni als Hauſerin aufnehmen möchteſt?" Dabei ſtreckte Uerle dem jungen Meiſter die zitternde Hand über den Tiſch entgegen. „Schlag ein! Schau, mir nimmſt damit eine Sorg vom Herzen, denn daß 's Madl bei dir gut g'halten is, das weiß ich . . . und du biſt mit ihr aufg'richt, in jeder Weis."

Einen Augenblick nur beſann ſich Jörg, dann ſchlug er kräftig in die Hand des Alten ein. „Gilt ſchon!" rief er dazu. „Und g'nau dasſelbe kriegt ſ'

ben ift, und fo bie Weihkanne gilt bei ben Griechen als Symbol ber Ehe, wie ja auch Hera Teleia Gemahlin Zeus und Gott Hymen Gatte ber Aphrodite ift, ja Venus, wie bie Ehe, Gattin bes Vulcan.

Auch in Rom, wo man bie Gottheiten Juno Pronuba, Juno Lucina, Venus Cloacina, Genius, Lares, Penates, Vesta, Janus, Saturnus, Ops, Fortuna, Mater Matuta, Pax, Concordia, Spes, Fides, Pudicitia, Pietas, Clementia, Victoria, Virtus, Honos, Bellona, Mars, Quirinus, Pallas, Minerva, Diana, Hercules, Liber, Libera, Ceres, Tellus, Flora, Pomona, Vertumnus, Pales, Terminus, Faunus, Silvanus, Hymen, Amor, Psyche, Voluptas, Nemesis, Fatum, Fortuna, Mens, Fama, Fons, Lympha

und als drunten auf der Straße ihr Weg ſich theilte, reichte Jörg dem Alten die Hand:

„Grüß mir halt d'Broni derweil recht ſchön. Und morgen in der Fruh, da ſchickſt mir ſ' nachher. B'hüt dich Gott!"

„B'hüt dich Gott, Jörg, b'hüt dich Gott! Und nochmals mein Dank!"

„Nix zu danken!"

Damit gingen die beiden auseinander. Als Jörg nach Hauſe kam und ſein Kind ſchlafend fand, half er den Geſellen bei Vollendung einer Arbeit. Während ſeiner Abweſenheit war die alte Zenz dageweſen, hatte ihre Truhe abholen und nach dem Häuschen der Schmiedin verbringen laſſen; ſie hatte dort ein kleines Stübchen gemietet, wo der Wanger, wie ſie ihm durch Veit hatte ſagen laſſen, zu jeder Zeit ſie nach Belieben beſuchen könne.

„Da könnt ihr doch 's Warten z'lang werden, bis ſ' das erlebt," meinte Jörg trocken zu dieſer Botſchaft.

Als es Feierabend wurde, mahnte er die Geſellen, nicht gar zu lange im Wirtshaus drüben ſitzen zu bleiben, wünſchte ihnen eine gute Nacht

und ging in die Stube, wo er die kleine, von der Decke auf den Tiſch niederhängende Petroleumlampe entzündete. Dann ſchürte er im Ofen das verglimmende Feuer an, legte ein paar ſchwere, buchene Holzklötze in die Glut und ſtellte für den Fall, daß das Kind in der Nacht hungrig erwachen möchte, ein mit Milch gefülltes Blechſchüſſelchen in das Bratrohr. Nachdem er noch die Kammerthür geöffnet hatte, um die Stubenwärme in das kalte Gemach ziehen zu laſſen, ſetzte er ſich an den Tiſch und nahm vom Fenſterbrette das vier Seiten ſtarke „Bezirks-Tageblatt", das er Abend für Abend vom erſten bis zum letzten Worte langſam und aufmerkſam zu durchleſen gewohnt war.

Den „politiſchen Theil" und die „Lokalkorreſpondenz" hatte er erledigt, und eben vertiefte er ſich in das Studium des kleinen, meiſt auf die Landwirtſchaft bezüglichen Inſeratentheiles, als er die Hausthür gehen und die heimkehrenden Geſellen mit ſchweren Tritten über die Holztreppe nach ihrer Schlafkammer emporſteigen hörte.

Nachdem er ſeine Lektüre völlig beendet hatte, ging er auf den Flur hinaus, um nachzuſehen,

ob Schloß und Riegel in Ordnung wären. Beim Wiedereintritt in die Stube tauchte er die Finger der rechten Hand in das neben der Thüre hängende Weihwaſſerkeſſelchen, trat auf die Wiege zu und beſprengte das Kopf- und Fußende derſelben, dann das eigene Geſicht. Nun hob er die Wiege mit beiden Armen vorſichtig empor, trug ſie in ſeine Schlafkammer und ſtellte ſie leiſe zu Häupten ſeines Bettes nieder. Nachdem er in der Stube noch die Tiſchlampe ausgelöſcht und am Ofen das Feuerthürchen geſchloſſen hatte, ging auch er zur Ruhe.

Doch konnte er keinen ordentlichen Schlaf finden. Wohl ein halb dutzendmal erwachte er und lauſchte dann, bis er wieder entſchlummerte, den leiſen, ruhigen Atemzügen ſeines Kindes. Dabei wurde ſein vielfach unterbrochener Schlaf noch beunruhigt durch wirre, unzuſammenhängende Traumbilder. Einmal war es ihm, als kehre er mit einer Fuhr junger Birkenſtämme vom Walde heim. Zu beiden Seiten des Feldweges, der ſich in langer, gerader Linie gegen das Dorf hinzog, wucherte ein dichtes, lichtgrünes Gras, aus welchem große, buntfarbige Blumen auf langen, dünnen

Stengeln emporſtiegen. Die blaue, ſonnige Luft war belebt von Schwalben, und vom Kirchthurm tönte das helle Geläut der Glocken. Während er durch das Dorf ſeinem Hauſe zufuhr, gingen die Leute im Sonntagsſtaat, Gebetbücher in den Händen, an ihm vorüber, und alle ſchauten mit verwunderten Blicken auf ſein Geſicht und ſein ſchmuckloſes Arbeitsgewand. Jörg fühlte, wie ihm dabei das Blut in die Wangen ſtieg, und mit leichtem Peitſchenſchlage trieb er die beiden Roſſe zu raſcherem Gange an. Als er vor ſeinem Hauſe hielt, rief er den Knecht — der aber kam nicht; dann rief er die Geſellen — doch keiner erſchien. Das Thor der Werkſtatt war geſchloſſen, und aus ihren offenen Fenſtern hallte weder ein Hammerſchlag, noch das Schnurren der Drehbank, noch das Kreiſchen der Säge. Kopfſchüttelnd ſteckte er die Peitſche in das Kummet des Sattelpferdes, trat in den Flur und öffnete die Stubenthüre. Überraſcht blieb er ſtehen, die Klinke in der Hand — auf der Ofenbank, neben der Wiege, in welcher ſein Knabe ſchlummerte, ſaß Broni, genau ſo, wie er ſie vor zwei Jahren noch gekannt hatte, mit der ſchmächtig ſchwächlichen Geſtalt, mit den großen

The Book Shop, Bath, is a delightful place to browse in, and the proprietor, Mr. Frank Stevens, is a most courteous and obliging gentleman. Mr. Stevens has a large stock of books, and is always willing to search for any out-of-print book that may be required. He also has a good selection of prints and engravings.

Mr. Stevens is a member of the Antiquarian Booksellers' Association, and is a reliable dealer. He will be glad to send catalogues to any of our readers who write to him.

ihn durch Schaukeln auf den Armen zu beruhigen. Als dieſes Mittel nicht fruchten wollte, nahm er den Leuchter und ging in die Stube hinaus, die noch beſſer durchwärmt war als die Schlafkammer. Immer das Kind auf dem einen Arme wiegend, hob er zuerſt das Licht zur Wanduhr empor, welche die ſechſte Morgenſtunde zeigte, dann ſchritt er dem Ofen zu und drückte die Hand an die Kacheln, die ſich noch warm anfühlten. Nun entnahm er dem Bratrohr das Milchſchüſſelchen, deſſen Inhalt freilich auf die Hälfte eingeſotten war, ging damit zum Tiſch, holte einen Löffel aus der Schublade und ließ ſich auf einen Stuhl nieder, um den kleinen Schreihals durch das gewohnte Frühſtück zu beſänftigen; und der junge Vater war herzlich froh, als er dieſe ſeine Hoffnung vom beſten Erfolge belohnt ſah.

Während Jörg dem Kinde die Milch reichte, von welcher er jeden Löffel, eh er ihn dem kleinen roten Mäulchen näherte, koſtend an die Lippen führte, pochte draußen jemand an das Fenſter. Jörg war aber in ſeine väterliche Fürſorge ſo vertieft, daß er nicht nur dieſes erſte, ſondern auch ein zweites und drittes Klopfen überhörte;

und erſt als er ſich erhoben, aus der Schlafkammer die Wiege herausgezogen und ſeinen geſättigten Sprößling zu neuem Schlafe gebettet hatte, wurde er auf jenes Pochen aufmerkſam, das ſich immer ſtärker und ungeduldiger erneuerte.

Er nahm das Licht, trat an das Fenſter und öffnete den kleinen Flügel. „Was giebt's?“ fragte er, während er den breiten Kragen des offenen Hemdes emporſtülpte, da ihm die Morgenluft kalt und ſcharf an den Hals zog.

„Ich bin's, der Uerle!“ klang von draußen die Antwort.

„Ja was willſt denn du ſchon in aller Fruh bei mir?“

„No, ich geh halt grad auf mein' Botengang aus, und weil ich bei dir in der Stuben Licht g'ſehn hab, ſo hab ich mir 'denkt: jetzt klopfſt an. Klopf aber g'wiß ſchon eine halbe Stund . . . und das muß ich dir ſagen, ein ſorgſamers Kindsmadl, als wie du biſt, kannſt freilich net leicht kriegen!“

Jörg lachte. „Mein Gott, wann einmal d'Wiegen pumpert, da lernſt gar viel, wo du net 'denkt hättſt, daß ein G'ſchick dazu haſt. Aber was willſt denn?“

„Sagen hab ich dir halt wollen, daß mein Deandl kommt, wie's Tag wird. Und ja ... was ich fragen will ... haſt du ihr 'leicht einmal was z'leid 'than?"

„Ich? Na! Warum denn?" fragte Jörg erſtaunt und aufmerkſam.

„No weißt, ſie hat mir's halt ſchiergar verübelt, daß ich 's Drangeld ſo übereilig g'nommen hab ... und da is mir's grad für'kommen, als ob's dir wegen was bös wär."

„Ich könnt mir net denken, woher. Wir waren ja allweil gut Freund zu einander. Aber halt, ja, da fallt mir ein ... wie wir noch in die Chriſtenlehr 'gangen ſind, hab ich ihr einmal ſo im Spaß ein Buſſel 'geben. Da hat ſ' wohl ſelbigsmal 'trutzt mit mir ..."

„Jetzt das wär ja doch noch lang net 's G'fahrlichſte!" lachte Uerle, während er durch das offene Fenſter dem Wanger die Hand reichte. „Halt ſ' ein bißl freundlich, nachher wird ſich ſchon alles machen. Und ſomit b'hüt dich Gott!"

„Was is," fragte Jörg, während er die Hand des Alten mit kräftigem Druck umſpannt hielt, „willſt net ein Glasl Grannewitter mit am Weg

nehmen? Der macht warms Blut und g'ſchwinde Füß!"

„Könnt mir net ſchaden!"

„No alſo!" rief Jörg und ging auf den Geſchirrſchrank zu, dem er eine kleine, dickbauchige Flaſche entnahm. „Jetzt is gut," rief er nach kurzem Suchen, „jetzt find ich gar 's Glasl net!"

„Macht nix! So trink ich halt aus'm Flaſchl. Das giebt grad beſſer aus!"

„Haſt recht! Z'helfen muß man ſich wiſſen." Dabei reichte Jörg dem Boten die Flaſche zum Fenſter hinaus.

Ein breites, ſchnarrendes „Ah!" bezeichnete das Ende des tiefen Trunkes. „Sakra, ſakra, der reißt ein' z'ſamm! Und ſein thut's dir grad, als ob ein' glühheißen Ofen im Leib hättſt. Wo haſt denn den her, Jörgl?"

„Selber ang'ſetzt!" entgegnete der Wanger mit ſtolzem Lächeln.

„Du, das Rezept mußt mir fein aufſchreiben!"

„Recht gern! Und wenn er dir gar ſo ſchmeckt, nimmſt halt das Flaſchl mit!"

„Wär net z'wider! Ja, nachher dank ich dir halt recht ſchön. Schau, oft ſchon hab ich's g'ſagt:

es giebt bloß ein' Wangerjörg im ganzen Ort, und der biſt du!"

„Geh, ſchäm dich!" lachte Jörg. „Wirſt mir jetzt gar wegen dem bißl Schnaps noch Komplimenten machen. Steck ihn nur ein und mach, daß weiter kommſt, ſonſt frierſt am End noch an da draußen."

„Haſt recht, es is Zeit," entgegnete Uerle. „Da droben werden die Berg ſchon ganz weiß vom Frühlicht.

„B'hüt dich Gott und komm gut heim."

„Du mein Gott! Z'erſt wollt ich, ich wär ſchon gut fort!" erwiderte Uerle, während ſeine Stimme ſchon im Weiterſchreiten verklang.

Jörg ſchloß das Fenſter, trug den Leuchter zum Tiſch und ging auf den Ofen zu, um Feuer anzuſchüren. Noch war er damit nicht zu Ende, als der Kuckuck an der Wanduhr die ſiebente Morgenſtunde verkündete. Als das Holz praſſelte und die Flamme flackerte, trat er auf den Flur hinaus und rief die Treppe empor:

„Veit! Waſtl! Siebne hat's g'ſchlagen!"

„Gleich komm ich!" tönte die Stimme des älteren Geſellen zurück, gedämpft durch die geſchloſſene Kammerthüre. „Ich bin ſo wie ſo ſchon auf."

Peter and Paul, from a gold medal struck by Pope Paul II. (1464–1471). Obverse. Bust of Peter, with the inscription PETRVS APOSTOLVS. Bust of Paul, with the inscription PAVLVS APOSTOLVS. Reverse. Peter and Paul standing, with the inscription SALVS POPVLI ROMANI. Above, the Pope's name and title, PAVLVS II. VENETVS PONT. MAX. Below, the date, ANNO VIII. (1471). Diameter, 2 inches. Weight, 1 oz. 2 dwts. 12 grs. Engraved by Bolzoni, from the original in the Museo Kircheriano, Rome.

nannte er ſelbſt ſein Werk — der Vollendung näherte, gingen die beiden andern in die Stube, wo Veit den Tiſch zu decken begann, während Jörg in ſeine Schlafkammer verſchwand, um ſich vollends anzukleiden. Als er wieder in die Stube trat, trug Waſtl eben die Schüſſel mit der dampfenden Suppe herbei, und Veit ging, um den Knecht zu rufen, der in der Scheune für die drei Milchkühe und für die zwei Roſſe das Frühfutter ſchnitt. Als die beiden kamen, ſprachen alle vier zuſammen den gewohnten Morgenſegen und rutſchten dann in die Bänke.

Waſtl ſchöpfte mit einem großen Löffel die Suppe auf die einzelnen Teller und begann haſtig zu eſſen; die andern aber, kaum hatten ſie nur den erſten Löffel voll gekoſtet, ſchoben gar ſchleunigſt wieder den Teller beiſeite, denn die Suppe war bis zur Ungenießbarkeit verpfeffert. Waſtl wollte das nun freilich nicht glauben, und unter Lobpreiſungen ſeines Kochwerkes aß er immer zu, bis auch ihm unter Huſten und Pruſten das Waſſer aus den Augen rann, ſo daß er ärgerlich den Löffel in die Schüſſel warf.

Während er von ſeinen Tiſchgenoſſen weiblich

ausgelacht wurde, öffnete ſich die Thüre, und in die Stube trat ein hochgewachſenes Mädchen von vollen Formen und mit einem runden, blühenden Geſicht.

„Grüß Gott, Wanger. Da bin ich!“

Haſtig ſprang Jörg von der Bank auf, und während er ſich der Thüre näherte, blickte er forſchend und zweifelnd auf das Mädchen, das in dem braunen, glattfaltigen Rock, in dem knappen Mieder, in dem zierlich gerafften, Hals und Büſte bedeckenden Seidentuch und in dem grünen, mit einem kleinen Buxzweige gezierten Hütchen eine ſchmucke und zugleich ſtattliche Erſcheinung bildete, die das Auge zu um ſo ſchärferer Beobachtung reizte, da das dämmerige Morgenlicht Geſtalt und Antlitz noch leicht verſchleierte.

„Kennſt mich am End gar nimmer?“ fragte das Mädchen, als es ſich von Jörg ſo ſtumm betrachtet ſah, mit einem Tone, dem man unſchwer eine leichte Verſtimmung anmerkte.

„Wann ich net wüßt, daß du die Vroni ſein mußt,“ klang es langſam von den Lippen des jungen Meiſters, „denn wer ſonſt käm heut zu mir in ſolcher Stund? . . . ſo möcht ich faſt denken, du biſt es net.“

Das Mädchen zuckte mit einem ſeltſamen Lächeln die Achſeln. „Es is halt einmal nix Neus mehr, daß ſich d' Leut auswachſen mit die Jahr.“

Jörg fühlte ſich eigentümlich befangen, als er auf Broni zutrat, um ihr die Hand zu reichen. „So ſag ich dir halt Grüßgott in mei'm Haus, und unſer Herrgott ſoll dein' Eingang ſegnen. Mich kennſt . . . das da ſind meine Geſellen, der Veit und der Waſtl, und das da is der Knecht . . . nachher haſt alle beiſammen, mit denen du hauſen mußt.“

„Glaub's doch net,“ erwiderte Broni, während ſie auf die Wiege zuſchritt, wo ſie mit ſanfter Hand über die ſpärlichen Löckchen des ſchlafenden Kindes ſtrich.

Ein heller Strahl der Freude leuchtete in Jörgs Augen auf. Raſch trat er an Bronis Seite, legte ihr die Hand auf die Schulter und ſagte: „Deandl, jetzt haſt es g'wonnen bei mir. Und daß wir alle gut auskommen mit einander . . . an mir ſoll's g'wiß net fehlen.“

„An mir noch minder,“ entgegnete Broni, während ſie immer noch auf das Kind niederblickte und das Linnen des Kiſſens mit der Hand glättete,

„Na, ich dank ſchön, ich hab ſchon vom Anſchauen g'nug."

„Jetzt mach dein Kompliment, Waſtl!" lachte Veit und ſtieß den Geſellen mit dem Ellbogen in die Seite. Dann wandte er ſich wieder zu Broni. „Weißt, die Suppen war ſein Meiſterſtück in der Kocherei."

„Da brauchſt jetzt gar net ſpötteln!" gab der junge Burſche ein wenig gereizt entgegen. „Wann ich deine Dalkereien nachreden wollt, könnt ich heut auf d'Nacht noch da am Tiſch ſitzen. Im übrigen will ich mich halt für die kommende Zeit an d'Broni halten. Gelt, Deandl, du wirſt net ſo neidiſch ſein, daß mich net ein bißl was profitieren laßt von dir. Du biſt ja . . ."

„Jetzt red net lang!" unterbrach ihn der junge Meiſter in etwas ärgerlichem Ton. „Es is Zeit in d'Werkſtatt!"

Waſtls letzte Worte hatten ihn verletzt und verſtimmt, wenn er ſelbſt ſich auch nicht ſagen konnte, weshalb. Doch verflog dieſe Laune raſch wieder, als er Bronis Augen verwundert auf ſich gerichtet ſah. „Komm, Deandl," und freundlich nickte er dem Mädchen zu, „ich will dir vor allem

dein Stüberl zeigen." Er öffnete die Thüre und ließ Broni voraus auf den Flur treten. „Was is denn mit dei'm Sach?"

„Draußen im Hof ſteht ſchon mein Kufer. Ich hab ihn ſelber herg'fahren am Schubkarren."

Jörg führte das Mädchen die Treppe hinauf und zeigte ihr das Stübchen, das die alte Zenz bewohnt hatte — und es war ihm leid, daß der kleine Raum jetzt gar ſo ſchmucklos und unfreundlich ausſah.

„Ich weiß ſchon," ſagte er zu Broni, „daß mit dem Stüberl keine b'ſondere Freud haben kannſt, ſo wie's jetzt herſchaut. Mußt dir's halt ſelber ein bißl z'ſammrichten, und wann was haben willſt dazu, brauchſt es nur ſagen.

Erſt öffnete er noch die Thüren zu den Geſindekammern, die Broni jeden Morgen in Ordnung zu bringen hatte, dann führte er ſie über den dichtgefüllten Heuboden bis zu der Leiter, die an Stelle einer Treppe den Weg zur Scheune vermittelte, zeigte ihr das viereckige, durch ein Fallthürchen verſchließbare Holzrohr, durch welches man Heu und Häckſel direkt in den Stall befördern konnte, und zuletzt auch den kleinen Bretterverſchlag

in einer Ecke des Bodenraumes, darin Senſen, Rechen, Sicheln, Heugabeln und Grabſcheite verwahrt wurden.

Nun ſtiegen ſie wieder in den Flur hinunter, beſichtigten die Kühe und das Milchgewölbe, gingen durch die Wohnſtube in Jörgs Schlafkammer, kehrten wieder zurück und traten ins Freie, um das ganze Haus zu umwandeln. Eine Zeit lang ſtanden ſie in dem Blumen- und Gemüſegarten, der vor den Giebelfenſtern der Wohnräume gelegen war. Jörg zeigte dem Mädchen die einzelnen, nun freilich mit Schnee bedeckten Beete und nannte ihr die Gemüsſorten, die er gewöhnlich darauf anzubauen pflegte. Dann betraten ſie durch ein ſchmales Thürchen des grünen Staketenzaunes den an der Rückſeite des Hauſes gelegenen Wieſengrund, der ſich, einige Tagwerke umfaſſend, eben hinzog gegen die ſanftanſteigenden Vorberge und mit zahlreichen Obſtbäumen durchſetzt war, die jetzt ihre laubloſen, ſchneeumfrorenen Äſte ſtill emporreckten gegen den grauen Himmel.

Während ſie ſo das Haus umſchritten, hatte Jörg wieder die volle Geſtalt des Mädchens mit verwunderten Augen gemeſſen, und es wollte ihm

gar nicht in den Kopf, wie in der kurzen Zeit von zwei Jahren aus ſolch einem ſchmalwangigen, hochaufgeſchoſſenen und ſchmächtigen Ding eine ſo ſtattliche Perſon ſich herauswachſen konnte.

Schon ein paarmal hatte Broni, und immer mit leichtem Erröten, dieſen forſchenden Blick bemerkt, und als ſie nun wieder einmal die Augen des jungen Mannes auf ſich gerichtet ſah, fragte ſie mit raſchem Worte:

„Was ſchauſt mich denn allweil ſo an?“

„Ich kann mich halt net g'nug verwundern,“ entgegnete Jörg, „wie du dich verändert und g'macht haſt, ſeit daß ich dich zum letztenmal g'ſehn hab. Erſt heut in der Nacht,“ und nun war es an Jörg, zu erröten, während er ſich verbeſſerte, „das heißt, geſtern am Nachmittag, wie ich mit dei'm Vater von dir g'ſprochen hab, erſt da hab ich dran'denkt, wie ich dich früher ſo 'kennt hab, und jetzt . . .“

Sie waren an der den Wohnräumen entgegengeſetzten Giebelſeite des Hauſes angelangt, und Jörg muſterte mit forſchenden Blicken die ſchlankgewachſenen, in Spiralen geſchälten Birkenſtämme, die da zu Dutzenden aufgerichtet an der

Wenn Adams, wie wir bei Jul. v. Negelein in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1900 S. 406 lesen, Gott Vater

Adam und Eva, Gen. 3, 21.
Nach einem Holzschnitt in Schedels Weltchronik.

heißt, so ist das nicht richtig. Adam heißt Mensch, Mann und Gatte, Eva Leben, Weib, Mutter und Schwiegermutter. Es bedeutet ursprünglich Ehe- weiber.

„Ja, ja . . . haſt dich gar arg verwandelt . . . aber net bloß im Ausſehen. Denn früher, wie ich wohl noch denk, warſt doch allweil gut und freundlich zu mir g'ſinnt! Jetzt aber . . .“

„Jetzt aber?“ fragte, da er zögerte, das Mädchen und blickte erwartungsvoll auf den jungen Meiſter.

„No, jetzt muß das halt doch anders ſein,“ entgegnete Jörg, während er vor ſich niederblickte und mit dem Fuße den Schnee vom Boden ſcharrte, „wie könnt ich mir denn ſonſt denken, daß du dich gar ſo dagegen g'wehrt haſt, wie dein Vater dir g'ſagt hat, du ſollſt zu mir als Hauſerin kommen?“

In Bronis Wangen ſtieg dunkle Röte, was Jörg freilich überſah, da der Schnee zu ſeinen Füßen ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm.

„Woher weißt denn du das?“

„Dein Vater ſelber hat mir's g'ſagt, heut in der Fruh.“

„Mein Vater könnt mein' Mutter ſein, weil er gar ſo gern ſchwatzt,“ platzte Broni heraus. „Aber wenn's auch ſo war . . . ſchau, Wanger . . .“ ſprach ſie langſam weiter, und Jörg hätte, wäre der Schnee zu ſeinen Füßen nicht geweſen, wohl

merken müſſen, wie verlegen ſie nach Worten ſuchte, „deswegen brauchſt mir das net verübeln. Schau, mußt halt denken: es is kein' Kleinigkeit net, wenn man ei'm ſo mit ei'm Dienſt über'n Hals fallt, wo du net weißt, was zum ſchaffen kriegſt und zum ſorgen."

„Ja ja."

„Alſo deswegen nix für ungut und . . ."

„Ah na, na, na, Deandl!" fuhr Jörg auf und reichte dem Mädchen lächelnd die Hand. „Von nachtragen is ja da gar niemals kein' Red net. Aber ich hab mir halt 'denkt, es is beſſer bei ſo was, wenn man's beredt."

„Ja freilich is beſſer!" entgegnete Broni aufatmend und folgte dem Meiſter, der wieder gemächlich voranſchritt, um ſie durch die Wagenremiſe in die Scheune und von da in den Stall zu führen.

Hier ſchirrte der Knecht eben die beiden Roſſe an, um in den Wald zu fahren, da der Wanger während des Winters, damit die Pferde nicht allzuviel müßig ſtünden, Holz- und Kiesfuhren von der Oberförſterei in Akkord zu nehmen pflegte. Während Jörg mit Broni langſam den gemauerten

Futterbarren entlang ſchritt, tätſchelte er den ſchönen, kräftigen Thieren, die ſo blank geputzt waren, daß ihre kurzen, braunen Haare glänzten, als wären ſie geölt, mit freundlicher Hand die Stirne und kraute ihnen die Ohren. Broni erging ſich dabei in breitem Lob über die Sauberkeit und Ordnung, die im Stalle herrſchte, was der Knecht unter ſelbſtzufriedenem Lächeln mitanhörte; darauf ſagte ſie Jörg eine wohlverdiente Schmeichelei wegen des ſelten ſchönen Schlages ſeiner drei Milchkühe, deren erſte ſie bei den ſtarken, weitausbiegenden Hörnern faßte, um ihr dann mit beiden Händen ſanft die blaßroten Nüſtern zu reiben.

Als die beiden anderen Thiere das ſahen, drängten ſie brüllend ihre dicken Köpfe herbei und reckten die Schnauzen nach Bronis Hand.

„Jetzt da ſchau her," ſagte Jörg lächelnd, „was das für ein paar eiferſüchtige Trutſcheln ſind."

„No du, da hab ich droben bei'm Einödbauer erſt mein Kreuz g'habt," plauderte das Mädchen, während es einem in der Ecke ſtehenden Faß eine Handvoll des grobkörnigen Viehſalzes entnahm und dasſelbe den Thieren auf flachen Händen

entgegen bot. „Da hab ich ihrer neune im Stall g'habt, und wann ich z' morgenſt futtern 'kommen bin, da haben ſ' von aller Weiten ſchon mein' Tritt 'kennt, und grad Arbeit hab ich g'habt, daß ich jeder g'ſchwind g'nug Grüßgott g'ſagt hab, ſonſt hätten ſ' einander um'bracht . . . is ſchon wahr."

„Ja ja," meinte Jörg, „die Behandlung macht's halt aus, beim Vieh wie beim Menſchen. Aber komm, Deandl, jetzt ſchauen wir, daß wir dein' Kufer in dein Stüberl naufbringen. Bis aus'packt und alles in Ordnung haſt, dauert's allweil ein Stündl, und nachher mußt dich ums Bier für die G'ſellen ſorgen."

So ſchritten ſie wieder zurück durch die Länge des Stalles, traten ins Freie und gingen der Thüre zu, vor welcher der Schubkarren mit Vronis Koffer ſtand. Da blieb Jörg mit einemmale horchend ſtehen und legte die Hand auf den Arm des Mädchens, das verwundert zu ihm aufblickte.

„. . . ſauber und g'wachſen, wie er ſich's net ſchöner rausſuchen hätt können im ganzen Thal," ſo klang die Stimme des älteren Geſellen durch das halb geöffnete Fenſter der Werkſtätte.

„Ja, ganz mein' Guſto hat er 'troffen!“ hörten ſie Waſtl lachend erwidern.

„Da wird dir aber dasmal der Schnabel ſchon ſauber bleiben! D'Broni ſcheint mir ſo ſtolz wie ſauber.“

„Das ſchreckt mich noch lang net. Denn daß die Stolzen net allweil die Brävſten ſind, das hat man ſchon oft erleben können.“

Waſtl hatte noch nicht ausgeſprochen, als Jörg, das Antlitz gerötet von Zorn, mit beiden Fäuſten das Thor aufſtieß. „Waſtl!“ ſchrie er den Burſchen in einem Tone an, der die Geſellen verwundert aufblicken machte, da ihnen ſolche Art an dem jungen Meiſter völlig neu war. „Waſtl! Das ſag ich dir: noch ein einzigs ſolches Wörtl, und du warſt am längſten in mei'm Haus!“ Dann wandte er ſich kurz von dem verdutzt und verlegen daſtehenden Burſchen ab, winkte Veit zu ſich heran und verließ mit ihm die Werkſtätte.

„Da, hilf mir der Broni ihren Kufer nauftragen!“ ſagte er zu dem Geſellen, als ſie vor der Hausthür angelangt waren.

„Aber Wanger, ich kann ja doch ſelber . . .“ wollte Broni einwenden.

„Laß nur gut ſein!“ wurde ſie von Jörg unterbrochen, während er ſich ſchon niederbeugte, um den Henkel der Truhe zu faſſen.

Als der Koffer droben im Stübchen ſtand, und Broni aus ihrer Taſche den Schlüſſel des Vorhängſchloſſes hervorſuchte, ſagte Jörg, indem er ſich ſchon der Thüre zuwandte: „Wann nachher fertig und um'zogen biſt . . . drunten in der Stuben leg ich dir 's Biergeld am Tiſch. Wir müſſen heut ein bißl früher Brodzeit halten, denn vom Waſtl ſeiner Suppen hat ja keiner ein' Löffelvoll eſſen können. Schauſt halt nachher bald dazu!“ Er nickte einen ſtummen Gruß und ging ſeiner Arbeit nach.

Die Tage verſtrichen — und bald war es allen merklich, welch ein neuer, friſcher Geiſt des Lebens und der Ordnung mit Broni in das Haus des Wangers eingezogen war. Noch nie war früher der Tiſch, jede Bank und jeder Stuhl ſo blank geſcheuert, nie noch waren die Fenſterſcheiben immer ſo klar und nie noch die Dielen der Stuben und Kammern ſtets ſo ſauber geweſen, wie jetzt. In allem und überall zeigte ſich Bronis ordnende Hand — und dieſer Umſchlag zum Freundlichen

Schwelle ſtehen geblieben. Wie ſchmuck und wohnlich ſah es hier aus! Die ſonſt ſo öden Fenſter waren mit zierlich gefältelten, blendendweißen Linnengardinen halb verſchleiert; die einſt ſo kahlen und froſtigen Wände waren geziert mit Photographien in gepreßten Papierrähmchen, mit Heiligenbildern und mit verholzten Schwämmen, darauf kleine Holzfigürchen ſtanden, wie die heiligen drei Könige und die ſchwarze Muttergottes von Altötting; aus der Ecke über dem Bette neigte ſich ein kleines Kruzifix, umrankt von Palmzweigen und getrockneten Gräſern; auf dem hohen Kleiderſchranke ſtanden drei Scherben mit künſtlichen Roſen, und über der linnenbedeckten Kommode erhob ſich gar ein förmlicher Hausaltar, auf welchem ein wächſernes Jeſukind ruhte, gebettet in Spitzen und bunte Bänder und geſchützt von einem blanken Glasſturze.

Der Knecht und die beiden Geſellen, Waſtl beſonders, predigten im ganzen Dorf das Lob der neuen Hauſerin und gingen ihr im Hauſe ſelbſt in allen Dingen mit eifrigem Willen an die Hand; wenn Broni bei irgend welcher Arbeit einer Hilfeleiſtung bedurfte, brauchte ſie nur mit einer Miene

zu winken, ſo ſprangen ſie mit langen Füßen, denn da wollte es jeder dem andern zuvorthun — und auch hier war es vor allem Waſtl, der ſich bemühte, durch Aufmerkſamkeiten aller Art, verbunden mit einer ſcheuen Verehrung, ſeine leichtfertigen Worte von damals bei Broni vergeſſen zu machen. Bald kam es ſo weit, daß den dreien Bronis Wort als eine höhere Autorität im Hauſe galt denn die Stimme des Meiſters. Und faſt ſchien es, als ob Jörg das ſelbſtverſtändlich und natürlich fände, denn auch er gewöhnte ſich unbewußt daran, bei allem, was er trieb und begann, den Rat des klugen Mädchens einzuholen. „Broni, was meinſt —“ oder „Broni, wie glaubſt —“, das waren die ſtehenden Worte, mit denen er ſeine Fragen begann. „Ich glaub halt —“ oder „Ich mein' halt —“ ſo pflegte dann auch Broni ihre kurze, aber klare Antwort einzuleiten.

Wer aber durch des Mädchens Eintritt in des Wangers Haus am meiſten gewann, das war das kleine Bürſchlein in der Wiege. Jörg hatte ſich bei der Fülle ſeiner Arbeit immer nur wenig mit dem Kinde beſchäftigen können, ſo leid ihm das that — und die alte Zenz hatte es mit ihrer

Sorge für den Knaben niemals ſehr genau genommen. Wenn er ſchrie, hatte ſie ihm mit einem dicken Schnuller das Mäulchen geſtopft und ihn durch heftiges Wiegen eilig eingeſchläfert. So lag das Kind oft die längſte Zeit des Tages einſam und verlaſſen in ſeiner Wiege und hatte ſich dabei an ein übermäßig langes und vieles Schlafen gewöhnt.

Nun aber war in kurzer Zeit aus dem Kinde ein luſtiges, munteres Kerlchen geworden. Nicht nur, daß Broni ihm jede freie Minute ausſchließlich widmete — auch jede kleinere Arbeit, wenn es nur immer anging, verrichtete ſie in unmittelbarer Nähe des Kindes, das ſie auch bei jedem Ausgang mit ſich ins Freie nahm, was für das Kind um ſo erſprießlicher war, da jener Witterungswechſel, welchen Jörg damals im Wirtshauſe dem alten Uerle vorausgeſagt hatte, wirklich eingetroffen, und dem ſchwindenden Schnee in der letzten Hälfte des Oktobers eine Reihe linder Tage gefolgt war. Dieſer Umſtand hatte es auch ermöglicht, daß Broni die Wiege des Kindes während der Nacht in ihrem Stübchen ſtehen haben konnte. Und um alles in ein einziges Wort zu faſſen — auf-

merkſamer und fürſorglicher, als Broni gegen das Kind ſich erwies, konnte kaum eine wahrhaftige Mutter ſein.

Mit ſtiller Freude und innerem Behagen ſah Jörg dieſen ganzen Wechſel mit an; und dennoch wurmte es ihn wieder im geheimen, daß er ſelbſt für ſeine Perſon bei alledem am ſpärlichſten bedacht wurde. Broni, die ſich gegen jedermann im Hauſe und außerhalb desſelben ſo freundlich und zuvorkommend benahm, verhielt ſich ihm gegenüber ſtill und zurückhaltend, faſt ſcheu und fremd; und wenn auch in den erſten Tagen ihrer Anweſenheit, da Broni noch nicht völlig Beſcheid wußte im ganzen Hauſe und in allen Erforderniſſen der Wirtſchaft und ſich deshalb mit häufigen Fragen an Jörg wenden mußte, dieſes Verhalten nicht ſo fühlbar und merklich wurde — ſpäterhin trat es um ſo deutlicher hervor, ſo daß es dem jungen Meiſter des öfteren ſcheinen wollte, als ob Broni gefliſſentlich ein Alleinſein mit ihm zu vermeiden ſuche.

Wenn Broni mit einem der Geſellen im Geſpräche ſtand, und Jörg trat unerwarteter Weiſe hinzu, ſo mußte er mit Erſtaunen gewahren, wie

das Mädchen errötete oder leicht erſchrak, in der Rede ſtockte, oder gar ſich eilends entfernte. Da Jörg, wie es der Zufall wollte, dieſe Thatſache mehrmals hintereinander bemerkt hatte, wenn er Broni mit Waſtl ſprechend angetroffen, ſo war in ihm der Verdacht aufgeſtiegen, daß zwiſchen dieſen beiden nun doch ein geheimes Einverſtändnis aufzukeimen beginne, und bei dieſem Verdachte regte ſich in ſeinem Innern eine Art von Eiferſucht, die er ſelbſt nicht begriff — denn ihm konnte es ja doch völlig gleichgiltig ſein, mit wem und was ſeine Hauſerin ſprach. Trotz dieſer Verſicherung aber, die er ſich ſelbſt im ſtillen gab, fing er an, die beiden jungen Leute ſchärfer zu beobachten. Wenn es ihm nun auch dabei ſo vorkam, als ob Waſtl bis über die Ohren in das Mädchen verliebt wäre — ein Umſtand, der ihm merwürdigerweiſe ganz begreiflich erſchien — ſo konnte er doch nicht im geringſten herausfinden, daß Broni gegen den Burſchen ſich zuvorkommender und freundlicher benahm, als gegen ſonſt jemanden — freilich noch immer freundlicher, als gegen ihn ſelbſt. Und da er bemerkte, daß jenes Erröten und Erſchrecken auch eintrat, wenn er Broni im Geſpräche mit

Veit und dem Knechte betraf, oder wenn er, plötzlich in die Stube tretend, das Mädchen in harmlos fröhlichem Geplauder mit ſeinem Kinde vorfand, ſo wurde ſein Verdacht immer mehr und mehr entkräftet, wenn ihm auch Bronis Gebaren hiedurch nur um ſo ſeltſamer erſcheinen und infolgedeſſen ſeine Gedanken um ſo lebhafter beſchäftigen mußte.

So ging es nun ſeit Bronis Ankunft in die dritte Woche, auf deren Donnerſtag das Feſt Allerheiligen fiel. Am Abend vorher war Jörg in Veits Begleitung nach dem Friedhof gegangen, um die Erdhügel auf den Gräbern ſeiner Eltern und ſeines Weibes zu lockern und mit ſchwarzem, feingeſiebtem Sande zu einem regelmäßigen Gevierte aufzubauen. Bis ſpät in die Nacht war er darauf mit Broni und den Geſellen in der Werkſtätte geſeſſen, um für den Allerſeelentag die Trauerkränze zu winden, meiſt aus Waldephen und Immergrün, da es nach dem frühgefallenen Schnee mit den Blumen recht kärglich beſtellt war.

Als er dann unter Beihilfe ſeiner Geſellen am Allerſeelenmorgen dieſe Kränze nach dem Friedhofe trug, war er nicht wenig überraſcht, die Gräber

gegangen, um dem Mädchen ein Wort des Dankes zu ſagen, doch mußte er bedenken, daß er bis zum Beginne der Trauermeſſe wohl ſchwerlich mehr von dieſem Wege rechtzeitig zurückkehren würde.

Eine Stunde ſpäter, als der Gottesdienſt zu Ende war und die Leute aus dem breiten Portal der Kirche ſtrömten, um ſich einzeln oder in kleineren Gruppen zum Beſuch der Gräber über den Friedhof zu zerſtreuen, wollte auch Jörg noch einmal, eh er nach Hauſe ging, für ein kurzes Gebet die Ruheſtätte ſeiner Toten aufſuchen; doch fühlte er ſich unangenehm berührt, als er im Nähertreten die alte Zenz erblickte, die vor dem Grabe Franzis auf der Erde kniete, den Roſenkranz in den Händen, deſſen braune Perlen ſie unter halblautem Gemurmel durch die knöchernen Finger gleiten ließ.

Jörg nickte der Alten, die freundlich lächelnd zu ihm aufblickte, einen ſtummen Gruß zu, goß entblößten Hauptes und unter einem ſtillen Vaterunſer das in der Kirche mit Weihwaſſer gefüllte Fläſchchen über die Gräber aus und wandte ſich wieder zum Gehen. Doch hatte er die Gitterpforte des Friedhofes noch nicht erreicht, als er ſich am

Rockſchoße gefaßt fühlte und hinter ſich die Stimme der Alten vernahm:

„Vetter! Schauts! Ich mein', heut wär der richtige Tag, wo wir zwei uns wieder ausſöhnen ſollten, nachdem wir miteinander 'bet' haben am Grab von ei'm armen Menſchenkind, das doch jedem von uns gleich am Herzen g'hängt is."

„Wegen was denn ausſöhnen?" erwiderte Jörg ruhig und trocken. „Ich bin dir net feind und du mir wohl auch net . . ."

„Na! G'wiß net! Unſer Herrgott ſieht mir ins Herz, und der kann's bezeugen."

„No alſo! Da is ja nachher alles in der ſchönſten Ordnung. Und du biſt mein Basl, und ich bin dein Vetter wie von eh. Und ſomit b'hüt dich Gott!" Damit lüftete er den Hut, kehrte der Alten den Rücken und ſtieg die ſteinernen Stufen nach der Dorfſtraße hinunter.

„Was habts es denn aber heut gar ſo eilig?" rief Zenz, während ſie ihm haſtig nachhumpelte und drunten auf der Straße mit ihm Schritt zu halten ſuchte. „Schauts, wir haben ja ganz den gleichen Weg miteinander."

„No, wenn grad meinſt, es hängt deine

Seligkeit dran, daß du mit mir gehſt," brummte Jörg, „von mir aus gehſt halt mit."

Nun ging es los bei der Alten, klipper und klapper, wie in einem Mühlwerk; alle Neuigkeiten des Dorfes wurden durchgehechelt, und jedem ihrer beiderſeitigen Bekannten wußte ſie etwas anzuhängen. Jörg hörte das eine Zeit lang ſtumm mit an, dann ward es ihm aber doch zu dick.

„Jetzt hör einmal auf mit dei'm gottsſträflichen G'ſchnader. So was is mir z'wider . . . das könnteſt von früher her wiſſen. Du biſt ja rein zum fürchten! Und dem gnad unſer Herrgott, der zwiſchen deine Zähn kommt."

„Aber hörts, Vetter," entgegnete Zenz mit tiefer Entrüſtung, „wie Ihr ſo was von mir ſagen mögts, das kann ich net begreifen. Ich red g'wiß über kein' Menſchen was, wo ich's net verſchwören und beeidigen kann, ja, ich bin überhaupts gar keine Freundin vom vielen Reden. Und wann ich dem Vetter gegenüber von ſeine ſogenannten guten Freund die Wahrheit ſag, ſo g'ſchieht's ſo wie ſo bloß deswegen, damit der Vetter weiß, vor wem er ſich hüten und wahren muß."

„Geh mir weiter, du alte, ſcheinheilige Lugnerin, du! Ich weiß ja von eh, daß du's mit mir bei die andern grad ſo machſt, wie jetzt mit die andern bei mir. Und weil wir ſchon grad davon reden, ſo ſag ich dir nur das eine, daß mir's halt doch einmal z'bunt werden könnt, wann du dir mit nix anderem die Zeit zum vertreiben weißt, als daß mich in deiner böſen Goſch rumtragſt im ganzen Ort und bei alle Leut."

„Ah! Ah! Ah!" jammerte die Alte. „Ich? Den Vetter ausrichten! So eine Ungerechtigkeit muß ich mir ſagen laſſen! Ich! Die ſich den ganzen Tag kein' andere Müh giebt, als daß ich grad allweil rumlauf bei die Leut und gutred und beſchwichtig . . . in der letzten Zeit gar, wo 's Tratſchen und Ratſchen über den Vetter gar kein End mehr nimmt! Ja!"

„Was kann man reden!" fuhr Jörg zornig auf. „Raus da mit der Sprach! Wer redt was über mich?"

„Du mein Gott, du mein Gott!" plapperte die Alte, während ſie ſcheu zu den finſteren Augen des jungen Mannes aufblickte. „Wie kann man da ſagen: der hat was g'redt, oder der und der...

Lautauf lachte Jörg — und verdutzt blickte Zenz zu ihm auf, da ſie von ihrem letzten Worte wohl eine andere Wirkung erwartet haben mochte. „Ja! Lachts nur! Aber das hätt der Vetter doch wohl von aller Anfang an bedenken ſollen, daß die Leut ſich gar ein g'ſpaßigs Versl drauf machen, wann ein junger Wittiber ſo ein jungs und bildſaubers Deandl in ſein Haus nimmt, wo niemand da is, der drauf ſchauen möcht, daß zwiſchen dene zwei allweil alles in der richtigen Ordnung bleibt, ſo wie's gut und brav is. Ich weiß, 's Deandl ſelber is brav und rechtſchaffen, aber ... aber ..."

Jörg antwortete nicht gleich und nickte im Weiterſchreiten nur ſtumm vor ſich hin. Dann wandte er der Alten plötzlich das Geſicht zu, und ein leiſes Lächeln umſpielte ſeine Lippen, während er Zenz mit einem forſchenden Blick überflog.

„Ja, ja! Kannſt recht haben!" ſagte er langſam, und ſein Lächeln verſtärkte ſich, als er den Ausdruck der Freude gewahrte, der in dem Antlitz der Alten aufblitzte. „Und ich dank dir halt recht ſchön, daß du mich da drauf aufmerkſam g'macht haſt ... und ich werd wohl bald dazuſchaun müſſen, damit das G'red ein End nimmt."

„Ja, Vetter, ja," mahnte die Alte geſchäftig, „machts nur, daß Ihr's fortbringts aus'm Haus. Brauchts ja net weit z'ſuchen um eine andere, die beſſer . . ."

„Na, na, ſo mein' ich's net!" fiel Jörg ihr ins Wort. „Ich denk mir, daß d'Leut ſchon von ſelber 's Reden aufhören, wann ſ' erfahren, daß die Broni mein Weib wird."

Zenz erblaßte bis in die Lippen, die Augen quollen ihr aus den Lidern, und ihre Hände begannen zu zittern. „So? So? So alſo ſteht's!" keuchte ſie in ſchäumender Wut. „Und jetzt, wo die ſaubere Harmanie ſchon fertig und ſchön in Ordnung is . . . jetzt erſt muß ich's erfahren . . . mitten auf der Straßen . . . erfahren, daß in dem Haus, das meiner Franzi ſelig g'hört hat, ſo eine herg'laufene Perſon ſich breit machen ſoll, die droben am Einödhof mit Schand und Spott davong'jagt worden is, weil ſie's mit alle Knecht g'halten hat und zuguterletzt auch noch den Bauernſohn hat einfadeln wollen . . ."

„Zenz! Nimm dein Reden in acht!" drohte Jörg, während er die Alte zornig am Arme rüttelte.

„Nimm lieber du dich in acht, daß bis in ein paar Tag net 's ganze Ort nach dir mit die Finger zeigt!“ keifte Zenz, und Gift und Galle lagen im Ton ihrer Stimme, als ſie weiterſchrie: „Jetzt freut's mich erſt, daß ich recht g'habt hab', wann ich all deine Nachbarleut ſchon lang hab wiſſen laſſen, was für eine ſündige Natter rumkriecht in dem Haus, wo nach Verwandtſchaft und Gottesrecht ich und meine Kinder mit dir an ei'm Tiſch ſitzen müßten. Ganz recht ſo! Nur zu! Ich wünſch dir guten Appetit zu dem, was andre überg'laſſen haben . . . wann dir unſer Herrgott net vor der Zeit d'Sucht an' Hals ſchickt, damit dein Büberl an dei'm Laſter noch büßen muß, wann ſeine Stiefmutter ihm Hab und Gut verpraßt mit ei'm von ihre keuſchen Joſeph. Pfui Teufel!“ All ihre Wut und Verachtung legte Zenz in dieſe beiden letzten Worte, bei denen ſie vor Jörg auf die Erde ſpuckte, um dann eilig das Weite zu ſuchen.

„Halt, Alte, halt!“ rief Jörg, während er ſie einholte und ihren Arm umklammerte, daß Zenz unter dem Schmerz dieſes Druckes wimmernd den einen Fuß in die Höhe hob. „G'wußt hab

ich ſchon lang, was ich an dir für eine ſaubere Verwandtſchaft hab. Aber weil ich's halt gar ſo gern mit deine eigenen Wort hätt hören mögen... ſchau, Alte, nur deswegen hab ich dir vor'plauſcht, daß ich die Broni zum Weib nimm, was mir bis heutigentags noch niemals, net einmal im Traum eing'fallen is. Ich weiß ſchon, daß dir nix lieber wär, als wann ich ledig blieb oder gar über Nacht verſterben möcht, daß du mit deiner Sippſchaft herfallen könntſt über mein Sach, wie d'Aasraben über ein verpfudelts Wildſtück. Jetzt ſag ich dir nur noch das Eine: 's gringſte ſchiefe Wörtl wann ich hör von ei'm Nachbarn oder ſonſt wem, dem du was aufg'redt haſt über mich oder über das brave Madl, das für mein Büberl ſorgt, als ob's ſeine Mutter wär . . . nachher kehr ich einmal den Stiel um mit dem Tratſchen, und 's ganze Ort ſoll wiſſen, weshalb ich dich eigentlich naus-g'worfen hab zu mei'm Haus . . . du Spitzbübin! Ja! Und das Eine kannſt auch noch wiſſen: daß ich mir von heut an d'Broni erſt richtig anſchaun will; denn ein Deandl, von dem du nur Schlechts zum reden weißt, das kann nur gute Eigenſchaften haben, mehr noch, als ich bis jetzt ſelber 'glaubt

erreichte und in die Stube trat, deckte Broni gerade den Tiſch.

„Grüß dich Gott!“ rief er dem Mädchen ſchon unter der Thüre zu. „Gelt, die Buxkränz draußen auf meine Gräber ſind von dir?“

„Ja!“ Errötend neigte Broni das Geſicht. „Ich hab mir halt 'denkt, es is ſchon noch ein Platzl neben die deinigen.“

Jörg war an den Tiſch getreten, den Hut noch auf dem Kopfe, und faßte Bronis beiden Hände. „Ich dank dir ſchon recht, denn ich muß dir ſagen, es hat mich gar arg g'freut.“

„Aber ich bitt, Wanger . . .“

„Na, na! Sei nur net gar ſo beſcheiden. Wegen ei'm guten Werk braucht man net verlegen z'werden. Es is ſchon wahr, daß man ſelber net viel drüber reden ſoll, aber ein ehrliches Dankwort kann man doch anhören.“

Broni befreite ihre Hände, und während ſie die Beſtecke aus der Tiſchlade nahm, fragte ſie: „Waren viel Leut draußen am Gottsacker?“

„No, das kannſt dir denken; grad g'wimmelt hat's,“ erwiderte Jörg, während er den Hut ablegte und den langen, ſchwarzen Rock gegen eine

Hausjoppe vertauſchte; dann ging er auf ſeinen Jungen zu, der ſonntäglich angekleidet in der Wiege ſaß.

„Datte, Datte! Tau! Tau!“ jauchzte der Kleine, während er dem Vater in den winzigen Händchen ein ſeltſam geformtes Spielzeug entgegenhielt.

„Schauen ſoll ich? Was ſoll ich denn ſchauen?“ lachte Jörg, zog einen Stuhl zur Wiege und ließ ſich nieder. „Ah, das is aber was Schöns!“ rief er, den Verwunderten ſpielend, und beſtaunte mit offenem Munde das kleine, hölzerne Roß, deſſen Mähne durch lange Borſten verſinnbildlicht wurde, und dem an Stelle eines Schweifes eine Pfeife eingeſetzt war. „Ja Görgele, ſag nur grad, wo haſt denn das her?“

„Oni, Oni!“ jubelte das Kind, deſſen Fröhlichkeit noch geſteigert ſchien durch die Bewunderung, welche ſein Spielzeug erfahren hatte.

„So! Von der Broni haſt es?“

„Ah na!“ fiel das Mädchen ein. „Mein' Mutter hat's ihm 'bracht. Sie hat auf ein' Sprung zug'ſprochen, eh ſ' in Kirchen 'gangen is.“

„So, ſo! Wann du ſ' wieder ſiehſt, ſagſt ihr

halt, ich laß beſtens danken.“ Forſchend hingen bei dieſen Worten Jörgs Augen an Bronis Geſicht, deſſen Profil ſich vor dem hellen Fenſter klar und deutlich abzeichnete, und ein verſtecktes Lächeln zuckte um ſeine Mundwinkel, während ſeine Blicke niederglitten über die wohlgeformte, ſchmiegſame Geſtalt; er dachte im ſtillen der letzten Worte, mit denen er Zenz abgefertigt hatte. Freilich fielen ihm dabei auch jene Verdächtigungen ein, welche die Alte gegen Bronis Ehrbarkeit erhoben hatte.

„Ja, du . . . was ich ſagen will,“ plauderte er in gutgeſpielter Harmloſigkeit weiter und hob das Kind auf ſeinen Schoß, „weißt, wen ich nach der Kirchen 'troffen hab?“

„Na; wie ſoll ich denn das wiſſen!“

„Den Sohn vom Einödbauern.“

„So! Wie kommt denn aber der heut da runter? Der Einödhof g'hört doch net in unſer Pfarrei.“

Eine dunkle Röte ſchoß bei dieſem gleichgiltig geſprochenen Einwurf in Jörgs Wangen. „Ja, ja . . . das hab ich mir aber auch gleich 'denkt. Ich bin aber net z'reden kommen mit ihm. Sag...

was is jetzt da Wahrs dran . . . ich hab g'hört, er hätt dich heiraten wollen?"

Broni zuckte die Achſeln. „Wenigſtens hat er's g'ſagt."

„Und du haſt net mögen?"

„Na!"

„Schau . . . das thät mich jetzt doch intereſſieren, warum net?"

„Weil meiner Meinung nach zum Heiraten noch was anders g'hört als ein Burſch und ein Bauernhof."

„Aber ſag . . ."

„Jeſſes, die Suppen lauft über!" ſtammelte Broni plötzlich und verließ die Stube. Draußen im Flur blieb ſie einen Augenblick aufatmend ſtehen, dann ging ſie langſam in die Küche, trat auf das Fenſter zu und preßte ihre Stirn an die ſonnige Scheibe.

So verharrte ſie lange Minuten; da hörte ſie die Küchenthüre leiſe knarren und ſah, als ſie ſich haſtig vom Fenſter wandte, Waſtls dunkle Geſtalt in der Thüröffnung ſtehen.

„Du biſt's!" klang es im Tone willkommener Enttäuſchung von ihren Lippen.

ich all die drei Wochen her dasſelbig leichtfertige Wort hab büßen müſſen, das ich an dem Tag, wo du kommen biſt, g'ſagt hab über dich."

„Aber ſchau, Waſtl, da dran denk ich ja ſchon lang nimmer!" unterbrach ihn Broni.

„Eben drum . . . drum is ja alles ſo 'kommen. Wärſt grob gegen mich g'weſen und ungut, wie ich's verdient hab, ſo müßt ich mich jetzt net plagen und fretten mit dem, was deine Gutheit verſchuldet hat."

„Verſchuldet? Was verſchuldet?"

„Verſchuldet, daß mir 's Leben z'wider is ohne dich," brach es mit ſolcher Leidenſchaft aus dem Burſchen hervor, daß Broni erſchrocken vor ihm zurückwich, „verſchuldet, daß ich bei lebendigem Leib ein g'ſtorbener Menſch bin, wann du net ſagſt, daß mir ein bißl gut biſt, und wann's nur ſoviel wär, daß ich draus hoffen möcht, es könnt mit der Zeit noch einmal was werden mit uns." Schweratmend ſchwieg er und hing mit bangen Blicken an Bronis Geſicht, deſſen Bläſſe der Widerſchein des flackernden Herdfeuers verſchleierte.

„So ſteht's mit dir?" klang es nach kurzem Schweigen langſam und leiſe von den Lippen des

Mädchens. „Aber unſer Herrgott ſoll mir helfen . . . ich hab mit Wiſſen und Willen g'wiß nix dazu 'than.“

„Was brauchſt da unſern Herrgott anz'rufen,“ gab der Burſche bitter zurück, „das kann ich dir ſelber bezeugen. Aber wann ich mir gleich hundertmal im Tag und in der Nacht vorg'ſagt hab: Sei net ſo narriſch, ſie will dir nix! . . . doch allweil hat mein' Hoffnung wieder g'redt in mir, bis mich's her'trieben hat zu dir mit der Frag, die mir mein' Ruh wieder geben ſoll, ſo oder ſo.“ Er trat auf Vroni zu und faßte ihre Hand. „Deandl, nimm dein G'wiſſen z'ſamm, eh mir das letzte Wörtl ſagſt . . . ſchau mich an, wie ich bin, in mir ſelber und zu dir . . . und nachher . . .“

„Waſtl!“ unterbrach Vroni den Burſchen mit bewegter Stimme. „Sei g'ſcheid! Schau, was ſollen wir jetzt da noch lang weiter reden in einer Weis, wo dir und mir nur weh ſein muß dabei. G'wiß bin ich dir gut, von ganzem Herzen . . . weil ja doch trotz allem ein braver, redlicher Burſch biſt . . . aber ſo gut, wie du meinſt und verlangſt, das kann ich dir net ſein und auch niemals werden im Leben.“

„Wann das jetzt ſchon ſo ſicher ſagen kannſt,“ erwiderte der Burſche mit unwilligem Ton, „ſo mußt ja wohl dein' ganz g'wiſſen Grund haben. Und ſchau . . . da möcht's mich doch intereſſieren, wie er heißt mit Vor- und Zunam . . . der Grund.“

Vronis Stirne verdüſterte ſich. „Und wenn's ſo wär, jedenfalls wär das nachher mein Sach allein und g'höret net daher. Aber wie ſchon einmal alles liegt . . . ſchau Waſtl . . . nimm dich z'ſamm als ein richtigs Mannsbild. Mit gutem Willen kann der Menſch gar viel niederdrucken . . . die Zeit thut g'wiß auch das ihrige . . . und wann nachher . . .“

„Laß gut ſein!“ unterbrach der Burſche mit rauher Stimme. „Wie ich dran bin mit dir, das weiß ich jetzt g'nauer als mir lieb is . . . und da kannſt nachher auch dein' Tröſtung ſparen. Dir aber möcht ich nur das Eine wünſchen, daß du mit dei'm Herzen net auch einmal wo hing'rateſt, wo man dir 's Haus verſperrt und wo nachher daſtehſt, verlaſſen und allein zum Erbarmen!“ Haſtig wandte er ſich ab, ging mit ſchweren Tritten der Thüre zu und verſchwand im Dunkel des Flurs.

In ſtummer Bewegung blickte Vroni dem

alle Mühe gab, ein Geſpräch in Gang zu bringen, wurde auch bald ſtill, da ſie, ſo oft ſie aufblickte, Jörgs forſchende Augen auf ſich gerichtet ſah.

Als man die Mahlzeit beſchloſſen und das Gebet geſprochen, reichte Broni, um abräumen zu können, dem Wanger das Kind, und während ſie die Beſtecke zuſammenlas, fragte ſie ihn, ob ſie des Nachmittags nach vollendeter Arbeit ihre Eltern beſuchen und dabei den Kleinen mit ſich nehmen dürfe, was Jörg ihr bereitwillig zuſagte.

Als der Tiſch in Ordnung war und Broni das Geſchirr mit ſich forttrug in die Küche, zahlte Jörg dem Knecht und den beiden Geſellen den Lohn für den verwichenen Monat aus. Veit und der Knecht ſackten ihr Geld ein und gingen, während Waſtl zögernd am Tiſche ſtehen blieb.

„Willſt noch was?“ fragte Jörg.

„Ja, kündigen will ich!“ ſtieß der Burſche hervor und ſtarrte über den Meiſter weg auf das Fenſter.

„Was! Kündigen! Und darf man auch wiſſen, warum? Is dir vielleicht die Koſt zu ſchlecht, oder die Arbeit zu viel, oder der Lohn zu g'ring?

Oder kannſt dich vielleicht beklagen, daß von mir net g'halten wirſt wie ein richtiger G'ſell?"

„Von all dem is kein' Red net," entgegnete Waſtl, ohne ſich zu rühren, „und Ihr dürfts mir glauben, Wanger, aufs Wort, daß ich ungern fortgeh. Aber fort muß ich!"

„Jetzt geh weiter und mach keine Narreteien da. Du weißt, daß ich dich notwendig brauch in der Arbeit. Und daß ich mir net leicht ein' beſſeren G'ſellen z'finden weiß, das kann ich dir ohne Schmeichelei ſagen. Drum überleg dir's . . . und wenn was zwiſchen uns is, was dir net recht is . . ."

„Ich ſelber bin mir nimmer recht!" murrte Waſtl vor ſich hin. „Und der Grund, warum's ſo is, der bleibt beſſer ung'ſagt. Ich will Euch aber deswegen net in Verlegenheit ſetzen, und ſolang, bis ein anderer G'ſell kommt, will ich ſchon noch bleiben."

Jörg zuckte ärgerlich mit den Achſeln. „Mit G'walt kann ich dich net halten." Er erhob ſich und ſchritt ein paarmal im Zimmer auf und nieder. „Acht Tag is Kündigungszeit . . . da kannſt nachher gehn, wann ſchon meinſt, es muß ſein."

Dabei lehnte er ſich in die Fenſterniſche, wiſchte die Scheiben ab und ſchaute auf die Straße hinaus.

„Seids mir jetzt bös?“ fragte Waſtl.

„Ah na!“ erwiderte Jörg kurz und trocken.

Eine Zeit lang blickte der Burſche noch zaudernd vor ſich nieder, dann warf er unmutig den Kopf auf und verließ ohne ein weiteres Wort die Stube.

Nachmittags ſpielte Jörg den Haushüter; er ſaß am Tiſch und mühte ſich, die Arbeitsverrechnungen des letzten Monats ins reine zu bringen. Gar manchmal legte er dabei die Feder nieder, und den Kopf mit beiden Wangen in die Hände geſtützt, blickte er ſinnend umher in dem einſamen Gemach. Oft war es ihm, als müſſe er draußen im Flur oder drin in der Kammer den leiſen Hall eines leichten Fußes vernehmen, aber alles blieb ſtill. Ein ſeltſames Gefühl von Verlaſſenſein überkam ihn. Und doch hatte er nicht den Mut, dem Urgrund dieſer Empfindung aufrichtig nachzuſpüren — er ſchrieb ſie auf Rechnung des ſtillen Allerſeelentags. —

Die folgende Nacht hatte einen ſtarken Froſt

gebracht, und bis ſpät in den Morgen kämpfte die Dämmerung mit einem Tage, deſſen Himmel mit ſchweren, bleigrauen Wolken dicht behangen war. Auf den Bergen war bereits in den Frühſtunden tiefer Schnee gefallen, und ein paar Stunden nach Mittag, als Jörg ſein Haus verließ, um einen Geſchäftsgang zu machen, wirbelten auch im Thal die dicken weißen Flocken über Dächer und Gärten nieder.

Mit rüſtigen Schritten wanderte Jörg, den Hut tief in das Geſicht gedrückt und die Hände in den Rocktaſchen geborgen, die menſchenleere Dorfſtraße hinunter und lenkte auf den Marktplatz ein, wo ein paar Buben ſich im friſchen Schnee umeinander balgten. Während er am Hauſe des Schreiners vorüberging und zufällig den Kopf hob, gewahrte er am Fenſter das Geſicht der alten Zenz, welche haſtig zurückfuhr, als ſie ſeiner anſichtig wurde. Jörg lächelte.

Doch war er noch keine hundert Schritte weitergewandert, als am Schreinerhauſe die Flurthür ſich langſam öffnete und Zenz über die beſchneite Schwelle trat. Mit vorgebeugtem Kopfe ſchaute ſie dem Wanger nach, und als ihr ſeine

Geſtalt unter den wirbelnden Flocken verſchwand, huſchte ſie das Haus entlang, bog um die Ecke, und während ſie ihr blaues Taſchentuch über die dünnen grauen Zöpfe band, eilte ſie dem Garten zu. Dann ſchürzte ſie die Röcke und tappte mit langen Schritten durch den Schnee der Wieſen in gerader Richtung dem Hauſe Jörgs entgegen.

Dort angelangt, ſtreifte ſie an der Kante der ſteinernen Vorſchwelle den dickſten Schnee von den Schuhen, ſchüttelte die Kleider, trat in den Flur und öffnete die Stubenthüre.

„Grüß Gott, Broni! Is mein Vetter daheim?“ rief ſie mit überfreundlichem Lächeln dem Mädchen zu, das mit einer Flickarbeit am Tiſche ſaß, während das Kind auf der Erde mit Hobelſpähnen ſpielte.

„Na! Grad vor ein paar Minuten is der Wanger aus dem Haus!“ antwortete Broni.

„Jetzt das is mir ſchon gar net recht,“ erwiderte Zenz, während ſie die Thüre zudrückte und ſich dem Tiſche näherte. „Und ich hätt ſo was Wichtigs mit ihm z'reden. Wann ich aber ſchon einmal ein' Metzgergang g'macht hab, ſo mußt mir wenigſtens erlauben, daß ich mich ein bißl ausraſt, eh ich wieder geh.“

„Ich hab da nix zu erlauben; du haſt ja mehr Recht in dem Haus als ich,“ ſagte Broni, wobei ſie über ihre Näharbeit hinaus einen Blick nach der Alten warf, die ſchon in die Bank gerutſcht war und das Kopftuch abgenommen hatte.

„Mehr Recht als du!“ erwiderte Zenz mit gezwungenem Lächeln. „No weißt, wie man's halt anſchaut.“

„Wieſo?“ fragte das Mädchen, das von dem Ton dieſer Worte ſich unangenehm berührt fühlte.

„Du mein Gott! Wieſo? Weil die Jungen halt allweil mehr Recht haben, als die Alten, b'ſonders wann ſ' ſo ſauber ſind wie du. Kannſt mir's glauben, mein Vetter halt gar arg viel auf dich. Erſt geſtern,“ ein lauernder Blick begleitete dieſe Worte, „ja, geſtern nach der Kirch hab ich ihn 'troffen, und da haben wir mit einander ſo g'redt drüber. Hat er dir nix g'ſagt davon?“

„Daß er dich 'troffen hat? Na.“

„Is g'wiß wahr?“

„Kein Sterbenswörtl.“

„Schau, ſchau!“ erwiderte Zenz, während ſie nachdenklich den Kopf zwiſchen den Schultern wiegte. „Und wie biſt du denn mit ihm z'frieden?“

„Da drüber hab ich kein' Meinung net," gab Broni kurz zur Antwort. „Ich bin ſein Dienſtbot und hab nur drauf z'ſchauen, daß er über mich net z'klagen hat."

„No weißt, ſo fünf Schritt vom Leib kann man's auch ganz gut bei ihm aushalten, aber in der Näh b'ſchaut, hat er halt doch ſeine ſchiechen Seiten. Das hat ſein Weib gar bitter erfahren müſſen . . . unſer Herrgott hab's ſelig!"

Broni runzelte unwillig die Stirne. „Zenz, ich hab's net gern, wenn man von Leut übel redt, die net da ſind, und b'ſonders in ihrem eignen Haus. Was aber die Art und Weis betrifft, wie der Wanger zur Franzi ſelig war, ſo brauch ich da gar kein' Aufklärung net. Ich kenn die Wahrheit grad ſo gut wie du . . . wann auch das, was ich weiß, 's ganze Gegentheil von dem is, was du ſagen willſt."

„Geh, ſo g'nau haſt dich um'than?" fragte die Alte gedehnt, während ein häßliches Lächeln ihren Mund verzerrte. „Da muß dich der Jörg und ſein Hausglück ſchon recht arg intereſſiert haben."

Broni hatte ſich zu dem Kinde niedergebeugt,

kelnden Augen. „Erſtens einmal glaub ich gar net, daß der Wanger von ſo was g'redt hat, am mindeſten zu dir . . . und nachher is mein Ruf ein ſolcher, daß ſich überhaupt kein Menſch drum ſorgen braucht. Mein' eigene Sorg reicht da völlig aus."

„Du thuſt ja grad, als ob ich was Schlechts von dir g'ſagt hätt! Gott ſoll mich bewahren! So was fallet mir ja net im Schlaf ein. Aber weißt, Deandl, d'Leut ſind gar ſchlimm und reden mehr als in der Ordnung, ob jetzt der Tag kurz oder lang is. Und zwei junge Menſchen, wie der Jörg und du, in ei'm Haus beiſamm, wo ſ' nix auseinanderhalt als d'Luft . . . mein, Deandl, das is Waſſer auf ſolcher Leut ihr Mühl. Schau, ich hab's geſtern dem Jörg in beſter Abſicht vorg'halten, und er hat's auch eing'ſehn, daß ich recht hab. Freilich, daß er dich aus'm Haus laſſet, davon hat er nix wiſſen wollen... hat auch recht, denn eine Hauſerin, wie du, kriegt er wohl net ſo bald wieder! Und es wär auch ſchon z'ſpät mit dem Fortgehn, denn d'Leut reden ſchon alles z'viel. Ja, ja! Aber brauchſt dich deswegen net ſorgen. Der Jörg is, wann er grad mag, ein ganz guter

Kerl. Und ſo hat er g'meint, wann's mit dem G'red anders kein Aufhören nimmt, ſo könnt er dich ja heiraten auch. Denn ob er ſich eine Hauſerin zahlt oder ein Weib, das kommt am End aufs gleiche Geld naus. Und du kannſt dir's ja g'fallen laſſen . . . mein Gott, ſo ei'm Anweſen z'lieb ſchluckt man gar viel."

All das hatte die Alte langſam, in einem anſcheinend wohlmeinenden Tone vor ſich hingeplaudert, während ſie ſpielend die Zipfel des Halstuches um ihre Finger wickelte. Nun aber, da ſie geendet, warf ſie einen ſcheuen Blick zu Vroni hinüber, die mit leichenblaſſem Geſichte daſaß, den Kopf an die Wand gelehnt, und mit weitoffenen, thränenfeuchten Augen vor ſich ins Leere ſtarrte.

„Ja was haſt denn jetzt?" fragte Zenz mit einem Lächeln, deſſen Spott ſie vergebens in einen Schein von Freundlichkeit zu mildern verſuchte.

„Nix!" ſtieß Vroni unter ſchweren Atemzügen hervor, während ſie aufſprang. „Aber ich muß jetzt fort und 's Bier für die G'ſellen holen." Dabei blieb ſie, mit einer Fauſt auf den Tiſch geſtützt, vor der Alten ſtehen, als erwartete ſie,

daß Zenz nun ebenfalls ſich erheben und die Stube verlaſſen würde.

„So, ſo, 's Bier mußt holen? Ja, ja, geh nur!“ erwiderte die Alte, ohne ſich zu rühren. „Ich thu dir ſchon den G'fallen und bleib derweil beim Kind. Mitnehmen kannſt es ja doch net bei dem Schneeg'ſtöber.“

Einen Augenblick ſtand Broni unſchlüſſig und ſchaute durch die Fenſter nach der Straße hinaus, als hoffte ſie, daß jemand käme. Dann ſchüttelte ſie den Kopf, ſtrich mit den Händen über die Stirne, beugte ſich zur Erde nieder, hob den Kleinen empor und trug ihn nach der Wiege, während ſie Kuß um Kuß auf des Kindes rote Wangen drückte.

„Na! Wie du an dem Kindl hängſt!“ lachte Zenz. „Das kriegt wahrhaftig eine gute Stiefmutter an dir.“

Broni erwiderte kein Wort, ſondern ging, ohne einen Blick auf die Alte zu werfen, dem Geſchirrſchranke zu, nahm einen hohen Steingutkrug und verließ die Stube.

Da hob Zenz ihr Geſicht, und während ihre Hände zu zittern begannen, lauſchte ſie mit funkelnden Augen und offenem Munde dem Geräuſch

und warf den leeren Lederbeutel in die Glut. Da ſchrak ſie zuſammen — draußen im Hof klangen polternde Tritte, und knarrend öffnete ſich die Hausthür.

Jörg war von ſeinem Geſchäftsgange zurückgekehrt und ſtand im Flur, den Schnee von ſeinem Hute ſchüttelnd. Als er ſich der Stubenthür zuwenden wollte, fiel ſein Blick auf die Stufen der hölzernen Treppe.

„Jetzt is da wieder einer von euch mit naſſe Füß über d'Stiegen nauf!“ rief er mit lauter Stimme gegen die Thüre, die zur Werkſtatt führte. „Da könnt ja d'Vroni net gnug putzen und fegen.“

„Ah na,“ klang Veits Stimme zurück, „von uns zwei war keiner droben.“

„No, wer denn ſonſt!“ brummte Jörg, ſchlug ärgerlich die Hausthür zu und trat in die Stube. Kaum wollte er ſeinen Augen trauen, als er Zenz neben der Wiege auf den Dielen knieen ſah. „Ja hörſt! Daß du nach der Art und Weis, wie wir zum letztenmal auseinander 'gangen ſind, noch die Kuraſch hättſt, ein' Schritt über mein' Schwellen z'machen, das hätt ich mir doch net 'denkt. Aber was is denn . . .“ dabei ging er auf den Ofen

zu und öffnete das Bratrohr, „was riecht denn daherin gar ſo fürchtig? Grad wie verbrennte Haar?“ Und wieder wandte er ſich zu der Alten: „Was willſt denn von mir?“

„Nix will ich, denn zu dir bin ich net 'kommen!“ entgegnete ſie trotzig, während ſie ſich erhob und den Staub von ihrer Schürze wiſchte. „Ich hab ja g'wußt, daß net daheim biſt, und drum hab ich g'meint, ich will mei'm kleinen Vetterl da ein' B'ſuch machen, nach dem's mich gar ſo furchtbar b'langt hat in die letzten Wochen. Weil aber jetzt da biſt, ſo will ich dich gar net ſchenieren und geh ſchon wieder.“ Benz hatte das ſehr gerührt vor ſich hingeſprochen, und es ſchien, daß die Rührung ihr ſogar Thränen erpreßte, denn als ſie auf den Tiſch zuging, um ihr Tuch zu holen, wiſchte ſie mit den Fingerſpitzen ein paarmal über die Augen.

„Das is aber ſchon g'ſpaßig,“ entgegnete Jörg trocken, „daß ich von deiner ſtarken Lieb zu mei'm Kind früher nix g'merkt hab, wie dich den ganzen Tag drum ſorgen hättſt ſollen. Aber wo is denn die Broni?“

„Grad den Augenblick is fort,“ gab Benz

haſtig zur Antwort. „Ich mein', du müßteſt ihr draußen im Hof begegnet ſein ... aber wenn net, ſo brauchſt dich net ſorgen, ſie wird gleich wieder da ſein. Grad 's Bier für die G'ſellen holt ſ'. Und drum will ich weiter net ſtören. B'hüt dich Gott."

„Wart ein bißl!" erwiderte Jörg, während er der Alten den Weg vertrat. „Weil ſchon einmal da biſt, hab ich grad was ausz'karteln mit dir ... ich hätt dich deswegen heut ſowieſo noch aufg'ſucht."

„Jetzt da bin ich aber neugierig!" ſagte Zenz mit etwas unſicherem Ton.

„Weißt, wo ich grad war? Draußen beim Nagelſchmied! Aha! Haſt ein ſchlechts G'wiſſen, weil gar ſo kasweiß wirſt? Drum ſag's nur gleich raus: was haſt ang'fangt mit dene ſieben Mark, wo ich dir vor vier Wochen 'geben hab, daß meine Rechnung draußen zahlen ſollſt? Red!"

„Ja, ja ... jetzt fallt's mir ſchon ein ... jeſſes, jeſſes ... da hab ich ſellmals ganz drauf vergeſſen, daß ich's dem Vetter g'ſagt hätt," ſtotterte Zenz, während ſie Schritt um Schritt vor Jörg zurückwich. „Wißts, Vetter, ich hab den Nagelſchmied net 'troffen, ja, und die nächſten Tag drauf

bin ich nimmer dazu 'kommen, daß ich naus'gangen wär, ja, und ſo hab ich halt das Geld nach und nach in der Wirtſchaft auf'braucht, ja. Aber Vetter, no freilich, ich hab's Euch ja verrechnet, g'wiß!"

„Ah na! Da weiß ich nix davon. Aber ich will mit dir wegen dem Bettel net lang rumſtreiten. Ich gieb dir jetzt das Geld, nachher gehſt naus zum Nagelſchmied, und in einer halben Stund bringſt mir die quittierte Rechnung." Kurz wandte ſich Jörg von der Alten ab und ſchritt auf den Wandſchrank zu.

Zenz mußte ſich, als ſie das ſah, mit beiden Händen auf die Tiſchplatte ſtützen, um im erſten Schreck nicht umzuſinken. Aber nur einen Augenblick währte dieſe Anwandlung, dann lagerte ſich frecher Trotz auf ihrem Geſicht, und lauernden Blickes verfolgte ſie die Bewegungen Jörgs, der den Schlüſſel aus der Taſche hervorſuchte und das Thürchen aufſperrte.

„Ja Himmel ..." rief er aus, kaum daß er einen Blick in den Schrank geworfen, „da is ja kein Geld net da! Und mein' Uhr is auch fort! Teufel noch einmal!"

„Heiliger Gott! Der Vetter wird ja doch wohl

„Jeſſes na! Vetter!“ kreiſchte Zenz. „So was muß ich mir ſagen laſſen! Da ... da ...“ Mit beiden Händen fuhr ſie in die Röcke und ſtülpte die leeren Taſchen um, „da ſuchts mich aus, ſtellts mich meinetwegen am Kopf, und wann ein Zehnerl aus mir rausfallt, ſoll mich gleich am Platzl der Teufel holen!“

Ein paar Schritte trat Jörg zurück, maß mit einem kalten, forſchenden Blick die Geſtalt der Alten, dann ſchweiften ſeine Augen durch die ganze Stube, und nun gewahrte er unter dem Tiſch, an der Stelle, wo Zenz geſeſſen war, die kleine Waſſerlache, zu welcher in der Stubenwärme die Schneereſte von ihren Schuhen zerſchmolzen waren, und von der aus die halb wieder aufgetrockneten Trittſpuren vor den Wandſchrank führten, von da zur Thüre, von der Thüre zum Ofen, von dort zur Wiege und wieder zum Tiſch.

„So, ſo? Alſo von die G'ſellen glaubſt net, daß einer ſo ſchlecht wär?“ ſprach er langſam die Alte an, zu der ſeine Blicke zurückkehrten. „Aber d'Broni? Ja, ja! Komm, Alte, komm, gehn wir nauf mit einander über d'Stiegen und ſuchen wir nach in ihrem Stübl.“

„Ich . . . ich kann nimmer, Vetter . . . ich muß fort!“ ſtammelte Zenz, während ein Zittern ihre Geſtalt überflog.

„Mitgehſt!“ ſchrie Jörg ſie in ausbrechendem Zorne an. „Mach weiter! Voraus!“

Mit ſchlotternden Knieen wankte die Alte der Thüre zu, und mühſam am Geländer ſich ſtützend ſtieg ſie vor Jörg die Treppe hinauf.

Als ſie droben angelangt waren, öffnete der Wanger die Thüre und blickte in das kleine, freundliche Gemach. Gerade noch kenntlich zeigten ſich auf den Dielen die verräteriſchen Spuren, und dort vor der Kommode lag ein geſchwärztes Klümpchen Schnee.

Jörg ſtieß die Alte über die Schwelle, ging auf den Kaſten zu und rüttelte an den Schubfächern, die er ſämtlich verſchloſſen fand; da gewahrte er mit einemmale, daß der Glasſturz ſchief auf dem Altare ſtand, mit der einen Kante halb eingedrückt in die winzigen Füßchen des wächſernen Jeſukindes; mit beiden Händen griff er zu und zog unter den Spitzen und Bändern ſeine Uhr und einen Schlüſſelbund hervor, den er, während er die erſtere in ſeine Taſche ſchob, kopfſchüttelnd einer

„Raus jetzt mit dem Geld!“

„Vetter . . . auf Ehr und Seligkeit . . . ich hab kein Geld net!“ winſelte Zenz.

Da holte Jörg aus der Ecke hinter dem Geſchirrſchrank einen dicken Stock hervor.

„Raus mit dem Geld!“

Aſchfahl wurde das Geſicht der Alten. Seufzend, als geſchähe ihr ſchreiendes Unrecht, bückte ſie ſich nieder, zog die Schuhe aus, und als ſie die Strümpfe von den Füßen ſtreifte, kollerten die weißen Silbermünzen über die Dielen.

„Mach weiter, klaub ſ' alle z'ſamm!“

Zenz kniete auf die Bretter nieder, und während Jörg die Stube verließ, rutſchte ſie nach den zerſtreuten Markſtücken umher. „Veit!“ ſo hörte ſie draußen im Flur den Wanger rufen, dann vernahm ſie die Tritte des Geſellen und ein leiſes, unverſtändliches Flüſtern.

Als Jörg wieder in die Stube trat, lagen die Silberſtücke bereits auf dem Tiſche, und Zenz ſaß auf der Bank und zog die Schuhe über die Füße. Mit einem raſchen Blick überflog er das Geld. „Stimmt!“ ſagte er, wobei er den Stock wieder hinter den Schrank ſtellte. „Aber wo is

denn der lederne Beutel? Ah ja, den haſt in Ofen g'worfen, ich hab's ja gleich g'rochen."

Da trat die Alte mit zerknirſchtem Armeſündergeſicht auf ihn zu: „Vetter . . ."

„Wir haben nix mehr z'reden mit einander!" herrſchte Jörg ſie an. „Brauchſt übrigens kein' Angſt net haben, es bleibt alles unter uns. Ich müßt mich ja ſelber ſchämen, wann's im Dorf umeinander käm, was ich für eine ſelige Verwandtſchaft hab. Aber daß du ſo ſchlecht ſein kannſt und ein bravs, ehrenhafts Deandl in ſo ein' Verdacht haſt 'nein bringen wollen . . . deswegen ſollt dich dein G'wiſſen ſchon ein bißl beißen. Schad nur, daß ich's net zwingen kann dazu! Und jetzt mach, daß weiter kommſt! D' Stubenluft taugt mir nimmer, wann du noch lang drin ſchnaufſt."

In ſtummer Klage faltete Zenz die Hände und machte Miene, ſich der Wiege zu nähern. Aber Jörg vertrat ihr den Weg, und ſo wandte ſie ſich ſeufzend zur Thür und verließ die Stube. Ein paar Schritte folgte ihr Jörg und blieb dann lächelnd und lauſchend ſtehen.

„Vetter! Die Hausthür is ja verſchloſſen!" klang draußen im Flur die Stimme der Alten.

„Mußt halt durch d' Werkſtatt gehn!“

Jörg hörte ihre Schuhe über die Flurſteine klappern und eine Thüre knarren — nun klang ein lautes Kreiſchen, dann ein Poltern und ein jämmerliches Gewinſel, das ſchließlich von lautem Gelächter übertönt wurde. Als er an das Fenſter trat, ſah er Zenz mit puterrotem Geſicht über den Hofraum nach der Straße ſpringen.

Die Stubenthür öffnete ſich, und Veit trat ein. „Die ſpürt's!“ ſtieß er hervor, indem er ſich vor Lachen ſchüttelte. „Wann die Alte unter acht Tag ſitzen kann, nachher will ich Hans heißen! Aber da . . .“ und dabei ſtreckte er dem Wanger die beiden Hände hin, „die ganzen Finger hat ſ' mir verkratzt.“

„Dafür haſt aber ein guts Werk 'than,“ lächelte Jörg, während er auf den Tiſch zuſchritt, von dem er eins der blanken Geldſtücke nahm und dem Geſellen reichte. „Da haſt was, kannſt ein paar Maß Bier trinken auf die Strapaz nauf.“

„Ich dank ſchön!“ ſagte Veit und nahm das Geſchenk ſchmunzelnd in Empfang. „Es wär aber umſonſt grad ſo gern g'ſchehn.“ Und lachend verließ er die Stube.

„Du, Veit, hörſt, es bleibt aber unter uns!“ rief Jörg dem Geſellen noch nach. Als er dann den Reſt des Geldes vom Tiſche nahm und im Wandſchrank verſchloß, hörte er draußen an der Hausthür die Klinke gehen. Er eilte in den Flur und ſperrte auf.

„Aber Vroni,“ zürnte er, als ihm das Mädchen entgegentrat, „ſchau dich nur an jetzt! Am ganzen Leib biſt eing'ſchneit, und G'ſicht und Haar ſind dir ganz naß. Hättſt doch wenigſtens ein Tuch umg'ſchlagen oder ein' Schirm g'nommen.“ Dabei nahm er ihr den ſchweren Steinkrug aus der Hand.

Vroni ſchüttelte auf der Schwelle den Schnee vom Gewand, dann trat ſie in den Flur, fuhr mit beiden Händen über die Haare und trocknete ſich mit der Schürze das Geſicht.

„Is die Zenz ſchon wieder fort?“ fragte ſie, als ſie dem Wanger voraus in die Stube trat.

„Ja!“ lächelte Jörg, der den Krug auf die Platte des Geſchirrſchrankes ſtellte. „Es war ihr fürchtig arg, daß ſ' dich nimmer hat erwarten können.“ Doch als er auf den Tiſch zutrat, aus deſſen Schublade Vroni das Salz und den Brod-

laib nahm, erſchrak er; ihre Wangen waren blaß, ihre Augen gerötet. „Ja Deandl, was is denn? Gar net gut ſchauſt aus. Fehlt dir denn was!“

Das Mädchen nickte. „Ein bißl ſchlecht is mir halt. In der Früh hab ich's ſchon verſpürt.“

„Ja um Gottes willen,“ entgegnete Jörg, und tiefe Beſorgnis ſprach aus dem Ton ſeiner Stimme, „laß nur gleich alles liegen und ſtehn und leg dich nieder. Ich ſchick den Waſtl nach dem Doktor, und der Veit muß wieder das kleine Öferl in dein Kammerl ſtellen, das früher dring'ſtanden is.“

„Aber Wanger! Wegen dem bißl Übelſein ſolche G'ſchichten machen! Das wär ja zum Lachen! Übrigens dank ich dir ſchön für alle Sorg.“ Ein bitteres Lächeln lag auf ihren Lippen, als ſie die Stube verließ, um den Geſellen Brod und Bier in die Werkſtätte zu tragen.

Unruhig wanderte Jörg während der folgenden Stunden im Haus umher; was er auch angriff, keine Arbeit wollte ihm von der Hand gehen; immer wieder machte er ſich in der Küche zu ſchaffen, und wohl ein dutzendmal richtete er die Frage: „Wie geht's dir denn?“ an Broni, die nur auf Augenblicke die Stube betrat, um nach dem Kinde zu ſehen.

„Beſſer geht's, ich dank ſchön," beantwortete ſie mit immer gleichem Tone Jörgs beſorgte Fragen.

Als es Abend wurde, hörte es draußen zu ſtöbern auf, und der frühe Mond goß ein bläuliches Zwielicht über den weißen glitzernden Schnee. Auch in Jörgs Wohnſtube drangen die bleichen Strahlen und kämpften mit dem rötlichen Lichtſchein, den die brennende Hängelampe unter ihrem großen, flachen Schirme hervorſtrahlte.

Eſſenszeit war vorüber. Veit und der Knecht hatten ſich bereits ſchlafen gelegt; Waſtl war ins Wirtshaus hinübergegangen, was er doch ſonſt an Werktagen nie gethan hatte; Broni ſtand draußen in der Küche, mit dem Abſpülen des Geſchirres beſchäftigt — und ſo ſaß Jörg einſam in der Stube, deren Stille nur durch das matte Ticken der Wanduhr und durch die leiſen, gleichmäßigen Atemzüge des ſchlummernden Kindes unterbrochen wurde.

Jörg hielt in beiden Händen vor ſich das Zeitungsblatt und war äußerſt ärgerlich über ſich ſelbſt, da er für ſeine gewohnte Lektüre mit dem beſten Willen nicht die richtige Aufmerkſamkeit zu finden vermochte. Er las und las wohl

legen," ſagte ſie und lehnte ſich unter ſtockendem Atemzug an die Seitenwand des Geſchirrſchrankes.

„Lang haſt aber heut braucht," ſprach Jörg das Mädchen freundlich an und rückte zur ſtummen Aufforderung, daß Broni ſich neben ihn ſetzen ſollte, tiefer in die Bank.

„Ja, weiß ſelber net, warum," entgegnete das Mädchen und ſtocherte, ohne ſich vom Platz zu rühren, mit der Lichtſchere den Docht der friſchen Kerze auseinander. „Aber was ich ſagen will ... du mußt mir's net verübeln, daß ich 's Kind heut Nacht net mit nauf nimm in mein Kammerl — ich mein' halt, es wär jetzt doch ein bißl z'kalt."

„Aber hörſt, wie möcht ich dir das denn verübeln?" fiel Jörg haſtig ein. „Ich hätt's ſo wie ſo net zug'laſſen. Du mußt heut in der Nacht dein' Ruh haben, damit dein Übelſein richtig verſchlafen kannſt. Is dir denn wirklich ſchon beſſer?"

„Ah ja, ich dank ſchön, ganz gut!" erwiderte Broni mit gepreßter Stimme. „Aber ... eh ich ſchlafen geh, muß ich dir noch was ſagen."

„Und?"

„Kündigen will ich."

Jörg erblaßte. „Broni!" rief er aus, wäh-

rend er ſich langſam erhob. „Du machſt dir wohl ein' Spaß mit mir?“ Seine Stimme zitterte, als er das ſagte. „Fort willſt wieder? Und an mich denkſt gar net? Und net an mein Kind? Aber ſag nur, Broni, was für ein' Grund . . .“ Da lachte er hellauf und ſchlug ſich mit der geballten Fauſt vor die Stirne. „Ah ja! Geſtern er, und heut du! Das paßt ja am allerſchönſten z'ſamm. Kannſt ſchon gehn! Kannſt ſchon gehn . . . gleich morgen, wann du willſt. Wir ſind ſchon fertig! Mach nur, daß ſchlafen kommſt! Gut Nacht! Gut Nacht!“

Verwundert hatte Broni aufgeblickt, faſt erſchrocken über die leidenſchaftliche Haſt, mit der dieſe Worte über Jörgs Lippen geſprudelt waren.

„So geh doch! Geh!“ ſchrie er das Mädchen an, in deſſen Hand die Kerze zitterte.

„Gut Nacht!“ klang es verhauchend von Bronis Lippen. Zögernd wandte ſie ſich ab und verließ die Stube.

Als ihre Tritte draußen auf der Treppe hallten, ſprang Jörg zur Thüre, und ſchon lag ſeine Hand auf der Klinke, als er zornig den Kopf ſchüttelte. Langſam ſchritt er zur Ofenbank, ließ ſich

ſeufzend nieder, ſtützte die Ellbogen auf ſeine Kniee und drückte das Geſicht in beide Hände.

Doch nur einen Augenblick ſaß er ſo, denn leiſe weinend regte ſich in der Wiege das vom überlauten Klang der gefallenen Worte erweckte Kind. Raſch und unter zärtlichem Geflüſter hob Jörg den Kleinen aus den Kiſſen und trug ihn auf ſchaukelnden Armen in die Kammer — denn ihn wurmte der Gedanke, Vroni könnte droben in ihrem Stübchen das Weinen des Kindes vernehmen und daraus vermuten, daß er jetzt ſchon ihren weiblichen Beiſtand vermißte.

Erleichtert atmete er auf, als der Kleine gar ſchnell wieder verſtummte und in ſeinen Armen entſchlief. Sacht legte er ihn auf die Decke des eigenen Lagers, ſtreifte lautlos die Schuhe von den Füßen, holte die Wiege aus der Stube und bettete das Kind ſorgſam in die weichen, warmen Kiſſen. Als er draußen die Lampe ausgeblaſen hatte, verhängte er noch mit ſeinem weiten Radmantel das Kammerfenſter, da er die Wiege nirgends ſtellen konnte, ohne daß der breite Mondſchein darauf fiel. Dann ging auch er zur Ruhe.

Zur Ruhe?

Seine Augen waren heiß, und ungeſtüm pochte ſein Herz. Eine unerträgliche Schwüle fühlte er auf ſeiner Stirn und über allen Gliedern liegen, und doch wieder lief es ihm wie Schauer und Fröſteln durch den ganzen Leib. Mit Gewalt verhielt er ſich regungslos und drückte die Lider zu — aber der Schlaf und die Ruhe wollten nicht kommen. Schließlich redete er ſich ein, das Ticken der Wanduhr draußen in der Stube wäre ſchuld daran — ſprang aus dem Bett, verließ die Kammer und ſtellte den Perpendikel.

Als er ſein Lager wieder aufſuchen wollte, hörte er plötzlich, daß ein Schlüſſel, und wie es ſchien, mit großer Vorſicht in das Schloß der Hausthür geſteckt wurde. Das mußte Waſtl ſein, der vom Wirtshaus heimkehrte. Lauſchend blieb Jörg inmitten der Stube ſtehen; aus dem Geräuſch, das er vernahm, konnte er ſchließen, daß der Burſch im Flur die Schuhe auszog; mit verhaltenem Atem näherte ſich Jörg der Thüre, als er unter Waſtls lautloſen Tritten die Bretter der Treppenſtufen leiſe ächzen hörte. „Wer is da?" klang jetzt, gerade noch verſtändlich, Bronis gedämpfte Stimme an ſein ſcharfes Ohr; nun ver-

Figure 1

„Na! Na! Net laß ich's hingehn! Net in mei'm Haus, unter mei'm ehrlichen Dach!“ murmelte er, ſich aufraffend, ſtrich die Haare zurück und ſchritt der Thüre zu.

Als er mit den nackten Füßen auf die eiſigen Flurſteine trat, ſchauerte ihn. Mit langen Sätzen ſprang er die dunkle Treppe hinauf und ſtand vor Bronis Thüre. Aus den Fugen drang matter Lichtſchimmer, und leiſe hörte er das Mädchen wiſpern. Er drückte auf die Klinke — und da er die Thüre verſchloſſen fand, ſchlug er mit den Fäuſten an die Bretter.

„Broni! Mach auf!“

„Was is denn?“ klang die erſchrockene Stimme des Mädchens.

„Mach auf!“ keuchte Jörg und rüttelte mit beiden Händen am Schloß.

„Um Gottes willen!“ hörte er Broni rufen, dann vernahm er das Rücken eines Stuhles, haſtige Tritte — ſperrangelweit wurde die Thüre aufgeriſſen, und vor ihm ſtand das Mädchen, halb entkleidet, Bruſt und Schultern umwunden mit einem wollenen Tuch. „Ja was is denn paſſiert? Es wird doch dem Kind nix fehlen?“

Jörg fand keine Antwort. Verblüfft ſah er an Broni vorüber in das leere Gemach, auf das unberührte Bett, auf den Stuhl vor der Kommode, über welcher das Kerzenlicht brannte, dem ein aufgeſchlagenes Gebetbuch zur Seite lag. Und als er nun ſcheu und verlegen die Augen auf das Mädchen wandte, das noch immer, blaß und zitternd, die Klinke in der Hand hielt, ſchoß ihm das Blut dunkelrot in die Wangen.

„Broni," ſtammelte er, „mußt net bös ſein ... ich war ganz verruckt ... ich hab wen raufſchleichen hören über d'Stiegen ... und ... der Menſch is ſchon ſo, daß er lieber das Schlechte glaubt ..."

Dem Mädchen verſagte im erſten Augenblick die Sprache. „So! Wen raufſchleichen haſt hören? Ja! Ich ſelber auch. Drum hab ich nausg'ſchaut zur Thür ... da war's der Waſtl. Er hat g'meint, ich ſchlaf ſchon, und drum hat er d'Schuh ausgezogen g'habt, damit er mich net wecken möcht. Und du ..."

„Aber ſchau, ich hab halt das alles g'hört, und da war's mir ..."

„Wie dir's war, und was du glaubt haſt, darüber will ich heut nimmer reden!" ſagte Broni,

und Thränen füllten ihre Augen. „Aber jetzt haſt ja wohl g'ſehn, daß ich allein bin . . . höchſtens in G'ſellſchaft mit mei'm Herrgott . . . und ſo kannſt wieder gehn! Gut Nacht!“

Broni rückte die Thüre, und als Jörg unwillkürlich über die Schwelle zurücktrat, knackte das Schloß, klirrte der Riegel, und es war finſter um ihn her. So ſtand er im Dunkeln, lange, ohne ſich zu regen, auf den kalten Dielen; kein Gedanke, keine Empfindung wollte ihm zur Klarheit kommen; an ſeinen Schläfen hämmerte das Blut, und in Kopf und Herz ſchwirrten ihm Beſchämung, Liebe, Eiferſucht und Selbſtvorwürfe wirr durcheinander. Als er endlich langſam, vor Froſt ſich ſchüttelnd, die Treppe hinunterſtieg, wußte er kaum, daß er es that.

In ſeiner Kammer angelangt, warf er ſich, ſo wie er war, auf das Bett. Doch fand er nicht Raſt noch Ruhe, denn je mehr ſeine fiebernde Erregung ſich legte, je klarer ihm Erinnerung und Überlegung wiederkehrten, um ſo peinigender empfand er das Bewußtſein der tiefen Kränkung, die er in blinder Eiferſucht dem Mädchen angethan hatte. Ein bitterer Unwille gegen ſich ſelbſt

das Gemach. Einmal blieb er beim Ofen ſtehen; da hörte er leichte Tritte im Flur.

Völlig angekleidet, trat Broni in die Stube und ſah an Jörg vorüber nach dem Eingang der Kammer. „Mir ſcheint, 's Kind ſchlaft ſchon wieder.“

„Es is überhaupt noch net aufg'wacht g'weſen,“ ſagte Jörg, näherte ſich raſch dem Mädchen, drückte die halboffene Thüre zu und lehnte ſich mit dem Rücken an die Bretter.

„Wanger! Was ſoll das!“ fuhr Broni auf und ſah ihm, langſam zurücktretend, mit finſteren Augen ins Geſicht.

„Was das ſoll? Nix, als daß ich dich net eher zur Stuben naus laß, eh mich net ang'hört haſt. Schau, Broni, wie ich runterkommen bin ... 's erſtemal ... und wie mir alles wieder ſo durch den Kopf g'ſchoſſen is, was mich zu dem unſeligen Gang verführt hat, da hab ich's wohl g'ſpürt in mir, was für eine Sünd ich durch mein' ſchlechten Glauben an dir verübt hab ... und net g'litten hat's mich, ich hab wieder nauf müſſen zu dir, um in derſelben Stund dir wieder alles abz'bitten. Und wie ich ſo 'klopft hab' und 'bettelt, du ſollſt mich anhören, da hab ich g'merkt, wie drüben von die G'ſellen

einer ganz ſtad die Thür aufmacht, und hab mir im Augenblick kein andere Ausred g'wußt, als die mit dem Kind. Denn das hättſt ja am End doch net verlangen können, daß jeder im Haus und hintnach wohl 's ganze Dorf wiſſen ſoll, was ich für ein Narr g'weſen bin. Drum ſei net harb ... und kannſt es glauben, wann ich dir ſag, wie weh als mir is, daß ich ein' Augenblick ſo was von dir hab denken können ... freilich, wann du ein' Ahnung hättſt, wie alles ſo über mich herg'fallen is, ſo könntſt es vielleicht begreifen, daß ich mein' Verſtand und mein' Ruh hab verlieren müſſen ... und wer weiß, ob mir nachher net mein' ganze Sünd vergeben thätſt."

„Ich hab dir nix zum vergeben," entgegnete Vroni mit leiſer, gedrückter Stimme, „du biſt ja im Recht, biſt ja der Herr im Haus und kannſt von deine Ehhalten glauben, was du magſt. Und wann dich von dei'm Glauben überzeugen willſt, kann dir keins was dagegen ſagen. Und daß ich's grad war, von der ſo was 'glaubt haſt ... was liegt dir dran ... das kann ja bloß mir arg ſein." Sie wandte das Geſicht, um die Thränen zu verbergen, die ihr wieder in die Augen ſchoſſen.

„Na, Broni, na! Mit ſo ei'm Wort kann ich mich net z'frieden geben.“

„Und ein anders kann ich dir net ſagen. Zu was auch? Die paar Stund, die wir noch miteinander hauſen . . .“

„Wieſo die paar Stund? Wieſo?“ wurde ſie von Jörg unterbrochen.

„Von jetzt bis in der Fruh. Oder du wirſt doch net glauben, daß ich nach der heutigen Nacht noch ein' ganzen Tag unter dei'm Dach und an deiner Seiten bleib? Da, ja, da müßt ich ſo ſchlecht ſein, wie du mich haltſt. Wann der Morgen graut, bin ich aus dei'm Haus! Mein' Mutter wird dir bis Mittag ſchon ein' Erſatz für mich auftreiben. Aber wann ich dir raten darf . . . ſchau dir lieber gleich um eine Braut um, denn ob dir ein Weib zahlſt oder eine Hauſerin, das kommt doch am End aufs gleiche naus.“ Im Ton dieſer letzten Worte lag eine Bitterkeit, die Jörg erſtaunt aufblicken machte.

„Broni,“ rief er, „was ſoll das heißen? Das Wort is net aus dir.“

„Es müßt mich auch wundern, wann du dein' eigene Red net wieder 'kennt hättſt.“

„Mein' eigene Red? Ich? Ich hätt ſo was g'ſagt? Und zu wem?"

„Denk halt nach, wen geſtern nach der Kirch 'troffen haſt," erwiderte das Mädchen, indem es langſam auf den Tiſch zuging und ſich mit müdem Seufzer auf die Holzbank niederließ.

„Siehſt es, ſiehſt es!" murmelte Jörg und klatſchte die flache Hand an die Stirn. „Aber gleich hab ich mir's 'denkt! Gleich bei der erſten Silben, die g'ſagt haſt von dei'm Krankſein, war's mir, als ob was anders dahinter ſtecket . . . weiß ich's ja doch von eh, daß da, wo die Alte ihren Fuß hinſetzt, Verdruß, Zwiſt und Hader aufſchießen, wie Schwammerling nach ei'm warmen Regen." Er war ebenfalls an den Tiſch getreten, und während er weiterſprach, blickte er vor ſich nieder auf die brennende Kerze und kratzte mit den Nägeln das niedergetropfte Fett vom blechernen Leuchter. „Den ganzen Nachmittag allweil hat's mich 'druckt, als ſollt ich dich fragen, ob dir net die Zenz am End weiß Gott was vorg'redt hat. Aber offen b'ſteh ich dir's ein . . . ich hab 's Kuraſch net g'habt, weil ich g'forchten hab, wir müßten von dem, was dir die Alte vielleicht g'ſagt hat, auf

das z'reden kommen, was ich geſtern nach der Kirch wirklich mit ihr verhandelt hab."

„Alſo doch!" flüſterte Broni.

„Ja, doch! Und jetzt will ich gar net nachfragen, was ſie dir gegenüber eigentlich draus g'macht hat ... ich denk mir eben das Schlechteſte und mein', daß ich dabei net fehl ſchieß von der Wahrheit. Wann aber wiſſen willſt, wieviel dran is ... ich hab, wie die Zenz vor mir ſo losg'ſchimpft hat auf dich und dein' guten Ruf ... jetzt wirſt vielleicht wieder bös ſein, wann du's hörſt ... da hab ich, bloß um die Alte z'ärgern und um z'wiſſen, wie ich mit ihrem G'red dran bin, ſo hing'ſagt, daß ich dich heiraten will. Im Spaß hab ich's g'ſagt ... bleib ſitzen, Broni, und hör mich an bis zum End, und wann alles weißt, magſt mich meinetwegen verlachen, und als verdiente Buß will ich's hinnehmen. Ja, im Spaß hab ich's g'ſagt, aber in mei'm Herzen war's, ohne daß ich's g'wußt hab, ſchon lang ernſter, als ich mir's je hätt denken können.

„Jörg!"

„Ja! Und wie du heut am Abend vor mir g'ſtanden biſt und g'ſagt haſt, daß fortwillſt von

beit, kein zweiten G'ſellen nimm ich nimmer auf ... ſo wird jeder von uns ſein redlichs Auskommen haben. Und dir, Deandl," ſeine Stimme zitterte, und zwei dicke Thränen rannen ihm über die braunen Backen, als er dem Mädchen die Hand entgegenſtreckte, „dir wünſch ich ein beſſers Ehſtandsglück, als das meinige war." Es that ihm das Herz weh, als er die ſtumme Freude gewahrte, die leuchtend aus ihren Augen ſprach und mit glückſeligem Lächeln auf ihren Lippen lag. Raſch zog er ſeine Hand zurück und fand es im ſtillen nicht ſchön von ihr, daß ſie ſeinem Leid gegenüber die eigene Herzensfreude ſo wenig zu verhehlen ſuchte.

„Der Waſtl alſo hat geſtern 'kündigt?"

„Deandl? Wie fragſt? Ich denk mir, daß du das am allererſten g'wußt haſt, lang vor mir."

Broni ſchüttelte den Kopf. „Das erſte Wort, das ich hör davon." Mit großen, ſtrahlenden Augen ſah ſie zu Jörg auf. „Aber wann ich auch noch net g'wußt hab, daß er 'kündigt hat, ſo mein' ich doch z'wiſſen, weshalb 's g'ſchehen is. Ich denk' mir halt, es leidt ihn nimmer in meiner Näh. Denn geſtern is er zu mir kommen, hat mir eing'ſtanden, wie er in mich verſchoſſen wär, und

hat mich g'fragt, ob ich ihn denn net ein bißl mögen könnt."

„Und du?"

„Ich hab ihm ſagen müſſen, daß ich ihm wohl gut bin, aber ſo, wie jedem andern braven Burſchen, und daß er weiter von mir nix z'hoffen hätt. Wohl hat er den Grund wiſſen wollen, doch hab ich gar kein Urſach g'habt, ihm z'ſagen, daß ich ihn net mögen kann, weil ... weil ich lang ſchon ein' andern im Herzen trag."

„Ein' andern?" fragte Jörg mit erſtickter Stimme, und der Tiſch, auf den er ſich mit beiden Armen ſtützte, zitterte unter ſeinen Händen.

„Ja, ein' andern! Viele Jahr is her ... da bin ich einmal heim von der Chriſtenlehr, und ein junger Burſch hat mich am Weg aufg'fangt mit ſeine zwei Arm ... ſo im Spaß ... und hat mir mit G'walt ein Bußl g'ſtohlen ... ſo im Spaß. Ich aber hab von dem Spaß her an kein' andern nimmer denken können ... wo ich 'gangen und g'ſtanden bin, hab ich kein' andern g'ſehen, als ihn, und mein' Lieb und Hoffnung is g'wachſen mit mir durch Jahr und Jahr. Einmal ... ſo hab ich 'denkt am Tag und 'träumt

in der Nacht, einmal könnt's ja doch ſein, daß er mich ein zweitsmal auffangt in ſeine Arm ... im richtigen Ernſt. Ja, ſo hab ich g'hofft bis zur ſelbigen Nacht, wo drüben im Wirtshaus die Muſikanten 'geigt und blaſen haben, derweil ich daheim g'legen bin in mei'm dunklen Kammerl, ein'graben in meine naßg'weinten Kiſſen!"

„Broni," ſtammelte Jörg, während er nach ihren beiden Händen taſtete und überwältigt von Glück in die Kniee brach, um das Geſicht in ihren Schoß zu preſſen. „Broni! Ich mein', ich ſollt ihn kennen ... den Burſchen."

„Er is ein'zogen in ſein Haus, 's junge Weib an der Seiten ... mich aber hat's fort'trieben aus'm Ort. Narr, der ich g'weſen bin! Hab g'meint, ich könnt mei'm Kummer davonlaufen, der doch gleichen Schritt mit mir g'halten hat, wohin ich mich hab wenden mögen. Und weiß Gott, leichter is mir net worden, wie d' Leut mir auf Stunden weit zu'tragen haben, wie du dahinleben haſt müſſen in Kümmernis und Unfried ... du, dem ich 's beſte und 's liebſte Glück doch vergönnt hätt von ganzem Herzen. Und wie nach allem, was unſer Herrgott über dich hat kommen

laſſen, die gütige Schickung mich mitten 'nein in dein Haus g'führt hat, da hab ich mich alleranfangs wohl dagegen wehren wollen, weil ich mir net denken hab können, wie ich's fertig bring, ſo hart an deiner Seiten ausz'halten mit meiner langverſchwiegenen Lieb im Herzen. Und wann ich doch 'kommen bin, war's nur, weil ich g'hofft hab, ich könnt in meiner Sorg und Lieb für dein mutterlos Büberl ein' Troſt finden für mein' eigene Trübſal. Und das, Jörg, das war die einzige Hoffnung in mei'm Leben, die mich net betrogen hat . . . und am End hab ich g'meint, ich könnt gar nirgends anders mehr ſein, als grad in dei'm Haus . . . bis mich ſchiergar wieder ein Spaß fort'trieben hätt . . ." Vroni ſtockte und ihre Hände zuckten, denn es war ihr, als hätte ſie zwiſchen ihren Fingern einen heißen Tropfen verſpürt.

Langſam blickte Jörg zu ihr auf; ſeine Augen waren rot, ſeine Wangen feucht. „Vroni, kannſt mir verzeihen, was ich mit Wiſſen und wider Willen verfehlt und verſündigt hab' an dir und deiner treuen Seel?"

„Du Lieber, du!" flüſterte Vroni, während

Lachen, „und wünſch mir als der erſte Glück zu deiner künftigen Meiſterin.“

Broni aber hielt den freudigen Wünſchen des Geſellen nicht ſtand; errötend eilte ſie zur Stube hinaus und hinauf in ihre Kammer. Als ſie auf der Kommode vor ihrem kleinen Altar das aufgeſchlagene Gebetbuch liegen ſah, ſank ſie in die Kniee, und leiſe betend preßte ſie die glühenden Wangen in die offenen Blätter.

Nach einer Weile, als ſie drunten die Thüre gehen und Veit nach der Werkſtätte ſchreiten hörte, ſtieg ſie wieder hinunter und trat mit Jörg vor die Wiege ſeines Kindes, das nun bald auch ihr eigenes ſein ſollte. Als ſie mit einander aus der Kammer wieder in die Stube zurückkehrten, ſtand Waſtl vor ihnen, ein verlegenes Lächeln auf den Lippen.

„No, Broni,“ ſprach er das Mädchen an, „jetzt hab ich dein' Grund g'ſchwinder erfahren, als ich mir 'denkt hab . . . und ſchau, ich kann dir jetzt net einmal mehr harb ſein. Brauchſt dir auch meintwegen kein' Gedanken z'machen . . . bei mir hat's ſchon oft 'brennt, und ich bin doch jed'smal mit dem Löſchen wieder z'recht kommen.

Ich bin ſchon ſo ein Kerl, der bloß Durſt hat, ſo lang er denkt, daß er was zum Trinken kriegen könnt. Aber gelt, Wanger," wandte er ſich an Jörg, „gar ſo dumm wär's net einmal g'weſen von mir . . . grad zeitiger hätt ich mich halt umſchaun ſollen."

Jörg mußte wohl oder übel lachen. „Was is denn nachher jetzt," fragte er, „gehſt oder bleibſt?"

Waſtl zuckte die Schultern. „Warten wir halt einmal, bis die acht Tag rum ſind, da kann man nachher allweil wieder drüber reden. Brauchſt auch grad vorher kei'm andern G'ſellen nachz'fragen. Aber daß ich auf deiner Hochzeit tanzen will, bis mir d'Waden ſpringen . . . das kann ich dir jetzt ſchon ſagen." Lachend verließ der Burſche nach dieſen Worten die Stube.

Raſch und fröhlich verging der Tag. Als es Abend wurde, und Broni dachte, daß ihr Vater von ſeinem Botengange wohl ſchon zurückgekehrt ſein möchte, wanderte ſie mit Jörg durch das Dorf hinunter nach dem kleinen Häuschen.

Uerle ſaß, als ſie in die enge Stube traten, am Tiſch und ſonderte die Briefe und Zeitungen für den nächſten Morgen.

J. V. von Scheffels Werke.

Quart-Ausgaben.

Bergpsalmen. Dichtung. Mit 6 Bildern von A. v. Werner 3. Aufl. Hochelegant gebunden ℳ 12.—

Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren. Mit Illustrat. von A. v. Werner. 2. Aufl. Hocheleg. geb. ℳ 25.—

Der Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Oberrhein. Illustriert von A. v. Werner. 3. Aufl. Hocheleg. geb. ℳ 45.—

Das Waltariilied. Verdeutscht. Mit Illustrationen von Alb. Baur. Hochelegant geb. ℳ 10.—

Groß Oktav-Ausgaben.

Frau Aventiure. Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit. Mit 12 Bildern von A. v. Werner. Hochelegant geb. ℳ 10.—

Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 2 Bde. 6. Aufl. Hochelegant gebunden ℳ 10.—

Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren. Mit Illustrat. von A. v. Werner. Hocheleg. geb. ℳ 10.—

Der Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Oberrhein. Mit Illustrationen von A. v. Werner 4. Aufl. Hocheleg. geb. ℳ 12.—

Waldeinsamkeit. Dichtung. Mit 12 Bildern von Jul. Marak. 5. Aufl. Hochelegant geb. ℳ 8.—

Klein Oktav-Ausgaben.

Frau Aventiure. Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit. 17. Aufl. Hochelegant geb. ℳ 6.—

Bergpsalmen. Dichtung. Mit 6 Bildern von A. v. Werner. 6. Aufl. Hochelegant geb. ℳ 6.—

Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 151. Aufl. Hochelegant geb. ℳ 6.—

Episteln. Geheftet ℳ 3.60, eleg. geb. ℳ 4.50.

Fünf Dichtungen. Hochelegant geb. ℳ 4.—

Karl Stielers Werke.

Dialektdichtungen.

Drei Buschen: Weil's mi' freut! — Habts a Schneid!? — Am Sunnawend'. Gedichte in oberbaierischer Mundart. Mit Illustrationen in Holzschnitt von Hugo Engl. Groß Oktav. In Prachtband gebunden *M* 12.—

Weil's mi' freut! Neue Gedichte in oberbaierischer Mundart. 11. Auflage. Illustriert von Hugo Engl. Groß Oktav. Kart. *M* 3.—, eleg. geb. *M* 4.—

Habts a Schneid!? Neue Gedichte in oberbaierischer Mundart. 9. Auflage. Illustriert von Hugo Engl. Groß Oktav. Kart. *M* 3.—, eleg. geb. *M* 4.—

Am Sunnawend'. Neue Gedichte in oberbaierischer Mundart. 7. Auflage. Illustriert von Hugo Engl. Groß Oktav. Kart. *M* 3.—, eleg. geb. *M* 4.—

A Hochzeit in die Berg'. Dichtungen in oberbaier. Mundart. Mit 25 Bildern in Lichtdruck von Hugo Kauffmann. 3. Auflage. Groß Oktav. Eleg. geb. mit Goldschnitt *M* 8.50.

In der Sommerfrisch'. Gedichte in oberbaierischer Mundart. Mit Bildern in Lichtdruck von Hugo Kauffmann. 2. Aufl. Groß Oktav. Eleg. geb. mit Goldschnitt *M* 8.50.

Hochdeutsche Dichtungen.

Hochlandslieder. 8. Auflage. Groß Oktav. Geh. *M* 3.60, eleg. geb. mit rotem Schnitt *M* 5.—

Neue Hochlandslieder. 4. Auflage. Gr. Oktav. Geh. *M* 3.60, eleg. geb. mit rotem Schnitt *M* 5.—

Wanderzeit. Ein Liederbuch. 3. Aufl. 8°. Geb. m. Goldschn. *M* 4.—

Ein Winter-Idyll. 19. Auflage. Mit dem Porträt des Verfassers in Lichtdruck ausgeführt nach dem Gemälde von Herm. Kaulbach. Oktav. Eleg. geb. mit Goldschnitt *M* 4.—

Prosaschriften.

Kulturbilder aus Baiern. 2. Auflage. Groß Oktav. Geheftet *M* 4.80, eleg. geb. *M* 6.—

Aus Fremde und Heimat. Vermischte Aufsätze. Groß Oktav. Geh. *M* 5.40, eleg. geb. *M* 6.80.

Durch Krieg zum Frieden. Stimmungsbilder aus den Jahren 1870 und 1871. 2. Auflage. Groß Oktav. Geh. *M* 4.—, eleg. geb. *M* 5.—

Natur- und Lebensbilder aus den Alpen. 2. Auflage. Groß Oktav. Geh. *M* 5.40, eleg. geb. *M* 6.80.

Reisebilder aus vergangener Zeit. Gr. Oktav. Eleg. geb. *M* 2.—

Digitized by Google

Digitized by Google